

**EIN  
NORMALES  
BUCH**

**Transformative Kurzgeschichten**

# Vorwort

Ein Buch für Menschen, die wissen,  
dass echte Erkenntnis nicht sanft kommt –  
sondern durch tiefe Erschütterung wächst.

Was passiert, wenn das eigene Leben zerbricht und nichts mehr bleibt, woran man sich halten kann? Was, wenn die Rollen, die man spielt, nicht mehr tragen und das echte Selbst an die Oberfläche tritt? Dieses Buch ist weder Roman noch Fachbuch. Es sind Geschichten des inneren Zerfalls und zugleich eine tiefere Begegnung mit dem Leben, das sich authentisch formen möchte.

„Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was jemand mit seinem Blut schreibt“, sagte Nietzsche. Die Kurzgeschichten sind aus Blut, Lachen, Tränen und Staunen geschriebene Erkenntnisse. Sie sind manchmal roh, fragil, sanft und erschütternd. Manchmal sind sie absurd, paradox, brutal und feinfühlig wie das Leben selbst. Sie sind hässlich und ästhetisch, widersprüchlich und echt. Sie akzeptieren Schmerz und verdrängte Schatten, um hinter den Masken des Lebens die leisen Wahrheiten zu erahnen.

Die Geschichten sind Portale in andere Welten. Sie geben Einblicke in andere Leben, die möglicherweise im kollektiven Unbewussten existieren. Sie sind aus einem tiefen Gefühl, einer kurzen Vision oder einer spontanen Idee entstanden. Manchmal wurden sie auch von einem Lied inspiriert. Und dann haben sie sich schreiben lassen, Satz für Satz, Geschichte für Geschichte. Ein Puzzlestein hat den nächsten entstehen lassen. So hat sich ein Bild geformt, das ich zuvor nicht kannte. Improvisiert. Im Flow. Gekannelt. Die Geschichten geben somit Einblicke in andere Leben aus anderen Welten.

Mich interessieren die versteckten Muster unter der Oberfläche des Alltags, das Leben hinter den Masken sowie die Bedeutung zwischen den Zeilen. Es sind die versteckten Melodien, die nur darauf warten, entdeckt zu werden. Um sie hörbar zu machen, braucht es Instrumente und Musiker. Diese sind jedoch austauschbar und lediglich Mittel zum Zweck. Ob Klavier oder Gitarre, ob dieser oder jener Musiker, das Wesentliche sind die Melodien selbst als Urquelle der Musikstücke. Sie existieren unabhängig davon, wer sie spielt oder womit sie gespielt werden.

So begreife ich auch diese Geschichten. Sie sind teilweise von meinen eigenen Lebensereignissen inspiriert worden. Mir geht es aber nicht um mein konkretes Leben oder um die Geschichten selbst, die wie Eisbergspitzen aus dem Wasser ragen. Mir geht es um die dahinterliegenden Erkenntnisse und Einsichten, den tiefen und unsichtbaren Eisberg, die Urquelle. Die Geschichten geben Hinweise auf diesen Eisberg, auf die Melodien, die hinter den Leben und Geschichten unserer Welt existieren. Es ist der Versuch, einen Kreis mit geraden Strichen zu zeichnen. Die Geschichten sind wie Tangenten, die einen unsichtbaren Kreis andeuten. Jede einzelne ist nur ein gerader Strich. Doch gemeinsam deuten sie auf etwas hin, das sich in ihrer Mitte formt. Erst wenn man aufhört, die einzelnen Striche zu betrachten, beginnt man, das Ganze zu sehen.

Der ursprüngliche Ausgangspunkt meines Schreibens war ein Gefühl der Idiosynkrasie, das ich bereits in meiner Jugend erlebt hatte. „Idios“ steht für „eigenartig“, „syn“ für „zusammen“ und „krisis“ für „Mischung“. Eine eigenartige Zusammenmischung von Wahrnehmungen. Denk- und Verhaltensweisen, die sich scheinbar von denen anderer unterscheiden. Überempfindlichkeit und erhöhte Sensibilität gegenüber bestimmten Reizen. Eine feinfühlige,

ungeschönte Wahrnehmung der Wirklichkeit. Mich inspirierten dabei das Menschliche Allzumenschliche von Friedrich Nietzsche, der Ekel von Jean Paul Sartre und das Absurde von Albert Camus. Aber auch die brutale Direktheit von Charles Bukowski und die existenzielle Psychologie von Viktor Frankl.

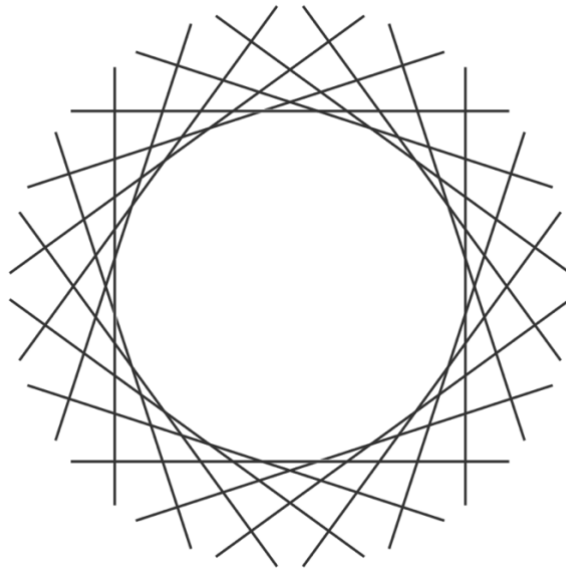
In meiner Jugend war das Schreiben für mich ein Versuch in einer idiosynkratischen Welt emotional zurechtzukommen. Es war ein hoffnungsvolles Aufwachen, eine Suche nach Authentizität und Wahrheit im Spiel der Welten. Fünf Jahre und 700 Seiten handgeschriebener Gedanken später fühlte ich, dass ich eine transformative Phase abgeschlossen hatte. 25 Jahre später kam die nächste Transformation. Ich wollte meine früheren Texte lesen, um sie als erwachsener Mann für mich zu ordnen und aufzuschreiben. Doch stattdessen entfachte das jugendliche Feuer erneut meine Gedanken und Gefühle, und ich verspürte den Drang, Kurzgeschichten zu schreiben. Dabei haben mir die äußeren Reisen von Gregory Roberts, die inneren Reisen von Dan Millman und die buddhistischen Erzählungen von Ajahn Brahm neue literarische Wege aufgezeigt.

Inspiziert von einem Gefühl, einer Situation oder einem Musikstück, setzte ich mich an den Computer und begann mit dem ersten Satz. Es war für mich wie eine Szene im Improvisationstheater, in der ich in diese andere Welt eintauchte. Ich wusste selbst nicht, wie sich die Geschichte entfalten würde. Ein Satz ergab den nächsten. Währenddessen habe ich oft ein bestimmtes Musikstück in Dauerschleife gehört. Im Prozess des Schreibens war ich selbst gespannt, wie die Geschichte weitergehen würde. Ich wusste es nicht. Manchmal hatte ich eine Vorahnung. Ich war selbst der Leser von der Geschichte, die vor mir entstand und sich schreiben ließ. Es war nicht „meine“ Geschichte - ich habe nur beschrieben, was ich in diesem Moment erlebt habe. Nach ein oder zwei Stunden war eine Geschichte niedergeschrieben, die ich kaum noch überarbeitet habe. Danach war ich neugierig, was sie bedeuten könnte. Mithilfe von KI-Tools habe ich sie analysiert und eine mögliche Interpretation verfasst. Diese Interpretationen sind im Anhang unter „Meta-Perspektiven“ zu finden und stellen den Versuch dar, tieferliegende Muster auch rational zu erfassen.

Im Laufe der Zeit sind Geschichten entstanden, die ich ursprünglich nur für mich selbst geschrieben habe. Später wollte ich sie auch anderen in Buchform zugänglich machen. Da Bücher linear strukturiert sind, habe ich die Geschichten im Nachhinein in eine Reihenfolge gebracht. Im Anhang habe ich im Kapitel „Landkarte einer Transformation“ beschrieben, wie ich sie methodisch geordnet habe. Diese Übersicht hilft dem Verstand, etwas einzuordnen, auch wenn die Geschichten und das Leben selbst nicht wohlgeformt und geordnet sind.

Als Jugendlicher habe ich die Hefte, in denen ich meine Gedanken aufgeschrieben habe, „normale Hefte“ genannt. So absurd die Notizen für andere klingen mochten, so waren sie doch meine normale Wahrnehmung, mein Alltag, so wie ich die Welt gesehen und erlebt hatte. Deshalb habe ich dieses Buch „Ein normales Buch“ genannt. Die Geschichten sind für einige Menschen wahrscheinlich irritierend oder befremdlich, vielleicht sogar völlig unverständlich. Für mich sind sie normal. Es sind normale Lebensgeschichten, die sich geformt haben und etwas erzählen, was ich selbst nicht vollständig begreife.

Die Geschichten können unabhängig von ihrer linearen Abfolge in jeder beliebigen Reihenfolge gelesen werden. Jeder macht seine eigene Reise, jeder geht seinen eigenen Weg. Und manchmal erleben wir dabei Fragmente eines Erwachens.



### Die unbenennbaren Welten

Jede Geschichte bildet eine Gerade,  
doch sie sind nicht das Wesentliche.  
Entscheidend sind die unsichtbaren Kreise,  
die durch sie entstehen.



## Index

Prolog eines Aliens.....	8
Getrennte Welten.....	14
Aufwachen.....	15
Die Lebensentscheidung.....	19
Vom Aufblühen der Vergänglichkeit.....	21
Der Ozean.....	25
Die Erde.....	27
Der Versuch im Außen zu bleiben.....	28
Der Termin.....	29
Halbmarathon.....	31
Der tiefe Wunsch.....	32
Der gemeinsame Weg.....	35
Eine perfekte Familie.....	38
Die Stille der Einsamkeit.....	43
Das Hamsterrad.....	46
Der Kampf zwischen den Welten.....	50
Das umgedrehte Spiel.....	51
Fremdheilung.....	56
Die Realität der Vorstellung.....	59
Goliath gegen David.....	64
Die Vergangenheit.....	67
Präzision.....	72
Der gefallene Engel.....	76
Das Außen loslassen.....	78
Brutale Heilung.....	79
Der Weg des Sisyphos.....	83
Das Spiel.....	86
Zerschnittener Wesenskern.....	89
Abschied.....	91
Fluss des Lebens und Sterbens.....	92
Die Entstehung des Neuen.....	95
Das Ziel.....	96
Der Traum des Vaters.....	98
Robotermagnete.....	101
Die Flamme.....	103
Der leise Windhauch.....	105

Luzides Leben .....	109
Native American.....	113
Das richtige Leben.....	116
Der Weltenwanderer.....	120
Das Alte sterben lassen.....	124
Der Sekundenzeiger .....	125
Dolce Vita.....	129
Der letzte Tag .....	133
Memento Mori.....	137
Ein pietätvoller Abschied .....	140
Eins-Sein .....	144
Parallelwelten .....	145
Der glückliche Mensch.....	150
Die Frage nach dem Sinn des Lebens .....	151
Der Himmel.....	154
Anhang 1. Eine Landkarte für Transformation .....	158
Anhang 2. Meta-Perspektiven .....	161

# Prolog eines Aliens

(People are strange, Johnny Hollow)

Er jubelte seiner Mannschaft zu. Sie hatten tatsächlich ein Tor geschossen. Die Menge im Stadion tobte und feierte. Erwachsene Männer umarmten sich mit Tränen in den Augen. Es war ein schöner Tag. In diesem riesigen Stadion, das genau für solche Fußballspiele erbaut worden war. Zehntausende Menschen hatten sich versammelt, um etwa zwanzig anderen Menschen dabei zuzusehen, wie sie einen Ball in ein Tor schossen. Die eine Hälfte war in dieser Farbe gekleidet, die andere in jener. Sie alle trugen T-Shirts, Fahnen, Schals und Kappen, manche sogar Tattoos ihrer Mannschaft. Und er war unter ihnen. Aber er war anders.

Schon immer war ihm bewusst gewesen, dass er ein Alien war. Seine Mutter hatte ihm einmal erzählt, dass er in seinen ersten Lebensjahren die Welt wie ein Abwesender beobachtet hatte. Er saß in der Sandkiste, sabberte und beobachtete. Er war eine Seele, die in einem Menschenkörper angekommen war, sich auf dieser Welt aber noch nicht zurecht fand. Wie auch, es war eine andere Welt. Er war ein Alien.

Aus seinem Blickwinkel gestaltete sich der Alltag oft absurd, was für „native“ Menschen nicht ersichtlich war. Wie der Fisch das Wasser nicht erkennt, so erkannten die Menschen die Absurdität ihres eigenen Verhaltens nicht. Er hatte nie verstanden, warum Menschen anderen Menschen beim Sport zusahen. Erwachsene Menschen mit zwei verschiedenen Trikots versuchten mit ihren Füßen einen Lederball in einen Holzrahmen zu schießen. Zehntausende andere Menschen beobachteten sie dabei. Jeweils die Hälfte der Anwesenden freute sich, wenn ein Tor fiel. Es wurde geschrien, geklatscht, gesungen, getanzt, getrunken, geschimpft, gekämpft und umarmt. Die Menschen nennen das „Fußball spielen“. Das ist normal. Niemand wird komisch angesehen, wenn er zugibt, sich ein „Fußballspiel“ anzusehen. Es wird gehofft, dass eine Mannschaft den Lederball in das Tor der anderen Mannschaft schießt. Darum herum werden Regeln entwickelt, Kulturen aufgebaut, Geschäfte betrieben, Trainings angeboten, riesige Stadien gebaut, Werte vermittelt und Meisterschaften organisiert.

Aus seinem Blickwinkel war das einfach nur absurd. Während er das dachte, umarmte er seine Freunde, die noch immer vor Glück strahlten. Er erkannte echte Freude in ihren Gesichtern. Tatsächliche Euphorie, weil „ihre“ Mannschaft ein Tor geschossen hatte. Und seine Menschenhülle freute sich mit ihnen. Er schrie in das Stadion und klatschte in die Hände. Er war einer von ihnen – zumindest von außen betrachtet. Innerlich wunderte er sich einfach nur darüber, dass Menschen sich tatsächlich über so etwas freuen konnten.

Er war schon immer ein Alien gewesen, das sich wunderte. Am meisten wunderte ihn, dass sich niemand anderes wunderte. Wie konnten sie all das als normal ansehen? Ein schwarz-weiß gekleideter Schiedsrichter holte eine rote Karte aus seiner Hosentasche. Raunen und wütendes Pfeifen erklangen durch das Stadion. Wie wütend die eine Hälfte des Stadions wurde. Es war echte Wut und Enttäuschung, die sie empfanden. Die andere Hälfte war hochzufrieden, dass die eigene Mannschaft jetzt einen Mann mehr auf dem Platz hatte. Wie viele Fragen musste man sich nicht stellen, um dieses Schauspiel einfach nur genießen zu können?

Wie damals in der Sandkiste saß er auf der Tribüne und beobachtete staunend die Menschen. Er war kein Mensch. Er war nur in einer Menschenhaut geboren worden. Er hatte gelernt, sich den Ritualen und Verhaltensweisen der anderen Menschen anzupassen, und er konnte sie perfekt imitieren. Das war manchmal auch nicht so einfach. Als die rote Karte gezeigt wurde, musste er zuerst schmunzeln, weil ihm der Ausdruck „Arschkarte“ in den Sinn kam. Dieser Ausdruck entstand, als es noch Schwarz-Weiß-Fernseher gab. Die gelbe Karte wurde aus der Brusttasche gezogen, die rote aus der hinteren Hosentasche. So konnten die Zuschauer die Farbe identifizieren, ohne die Farbe sehen zu müssen. Die „Arschkarte“ war die rote Karte. Doch als er die betroffenen Gesichter seiner Freunde sah, begriff er, dass er sich nun ebenfalls betroffen zeigen sollte. „Das gibt es ja nicht!“, schrie er empört in Richtung des Schiedsrichters,

doch dieser hörte ihn natürlich nicht, und sein Ausruf blieb ohne Wirkung. Aber so taten es die anderen Menschen nun auch einmal und er tat es ihnen nach. Ihm war nur klar, dass er in die Rolle eines „Fußballfans“ geschlüpft war, obwohl er in Wirklichkeit ein Alien war. Ein Alien, das sich wunderte. Ein Alien, das weder Glück noch Traurigkeit empfand, wenn ein Lederball ins Tor geschossen wurde. Wieso auch?

Ein Fußballspiel war jedoch nur ein plakatives Beispiel für sein Erleben. Er wunderte sich ständig darüber, wie Menschen lebten und was für sie normal war. Was sie alles nicht hinterfragten, sondern als gegeben hinnahmen. Am nächsten Morgen ging er in sein Büro und schüttelte seinem Gegenüber die Hand. „Guten Morgen. Möchten Sie vielleicht einen Kaffee haben, bevor wir uns gemeinsam die Dokumente ansehen?“, fragte er seine Kundin. Er lächelte sie freundlich an und streckte ihr die Hand entgegen. Seine fünf Finger begannen, sich aus ihrer Komfortzone zu bewegen. Sie streckten sich durch die Muskelkraft seines Willens auseinander. Auch die Finger seiner Kundin streckten sich. Wie in Zeitlupe kamen sich diese Finger näher. Stramm, gestreckt, bereit für den ersten Kontakt. Ähnlich wie die Fußballspieler am Vortag formierten sie sich. Kurz bevor sie sich berührten, begannen sie sich wie in einem choreografierten Tanz langsam wieder zu schließen. Sie taten dies im exakt richtigen Timing, sodass sich beide Fingermanschaften umschlossen und die Hand des jeweils anderen umarmten. Weder zu leicht, das wäre eigenartig gewesen, noch zu fest, das wäre grob gewesen. Genau in diesem gesellschaftlich akzeptierten Mittelmaß an Stärke für eine formelle Begrüßung. Dann begannen sie das Schüttelritual. Zuerst gingen alle zehn Finger, die sich noch immer gegenseitig hielten, in die Höhe, dann gemeinsam wieder hinunter, noch einmal hinauf, noch einmal hinunter und noch einmal hinauf. Anschließend lösten sie sich wieder langsam voneinander. Während dieser Zeremonie mussten sich die beiden Personen in die Augen sehen. Er hatte einige Zeit trainieren müssen, um dieses Ritual zu erlernen. Früher hatte er immer die Hände angesehen und mitgezählt, wie oft sie auf- und ab bewegt wurden, um dann rechtzeitig seine Hand wieder loszulassen. Zog die andere Person die Hand weg, während er sie noch festhielt, kam schnell eine verwunderte Gegenreaktion. Aber auch wenn er die Hände ansah, produzierte er damit diese eigenartige Mimik der Menschen. Dann nahm er wieder die zugekniffenen Augen, den leicht gedrehten Kopf und die gerümpfte Nase wahr. Diese Mimik kannte er zur Genüge und er war darauf trainiert, zu lächeln und schnell eine Ausrede zu erzählen. „Durch den Jetlag bin ich noch nicht ganz aufgewacht.“ „Entschuldigung, ich hatte bereits an unseren Fall gedacht.“ So lernte er die sozialen Regeln der Menschen kennen. Wie viel Abstand sie zueinander hielten. Wann sie sprachen. Wann sie nicht sprachen. Welche Körperteile er ansehen durfte und welche nicht. Welche er davon berühren durfte und welche auf keinen Fall. Er beobachtete die Menschen ständig, um herauszufinden, ob er sich in ihren Augen gerade eigenartig verhielt. Dann schüttelte er Hände, grüßte sie und nahm den Stift, wie sie es taten, um etwas zu notieren. Für sie war das alles normal, für ihn war es eigenartig.

Er fragte sich immer, ob andere erkennen würden, dass er kein Mensch war. Sahen sie seine Andersartigkeit? Nahmen sie wahr, dass er eigentlich nur in einer Menschenhaut steckte? Oder war er bereits so ein guter Menschen-Schauspieler geworden, dass er sich wie sie verhielt? Gab es wohl auch andere Aliens? Aliens, die wie er perfektioniert hatten, Mensch zu spielen? So gut, dass er sie selbst nicht mehr erkennen konnte? Würde ein anderes Alien ihn erkennen oder von der Menschenhülle geblendet werden? Was war der Unterschied zwischen einem nativen Menschen und einem Alien mit Menschenhülle? Auf den ersten Blick würde man keinen Unterschied erkennen. Äußerlich sind es zwei Menschen, die in einem Fußballstadion sitzen, lachen, trinken und jubeln. Der einzige Unterschied wäre, dass es dem nativen Menschen nicht bewusst war. Für ihn war dieses Verhalten normal. So normal, wie für einen Hahn zu krähen. Oder für eine Kuh, Gras zu fressen. Oder für ein Eichhörnchen, Nüsse zu verstecken, die es später nicht mehr wiederfindet. Für das Alien ist dieses Verhalten jedoch nicht normal. Es würde sich wundern, wenn es mit seinem Bewusstsein in einem Hahn existieren würde. Ja, es

würde als Hahn krähen, als Kuh Gras fressen und als Eichhörnchen Nüsse verstecken. Aber es wäre sich dessen bewusst, so wie es sich in dem Körper eines Menschen bewusst ist.

Für das Alien wäre das menschliche Verhalten ein Spiel. Ein Verhalten, das bestimmten sozialen Regeln und kulturellen Traditionen folgte. In Wirklichkeit fühlte es jedoch nur im Außen Freude oder Traurigkeit. Als Alien spielte es keine Rolle. Es war wie ein Theaterstück, eine Vorstellung. Als Besucher dieses Theaterstücks konnte es die Stücke betrachten und verstand, dass sie die Menschen inspirierten. Aber er selbst sah immer die Schauspieler und nicht ihre Rollen. Er sah die Schauspieler, die Menschen mit ihren Kostümen und Schminke, die diese Rollen verkörperten. Die anderen Besucher schienen die Schauspieler auszublenden und nur noch die Rollen zu sehen. So, wie sie im echten Leben nicht mehr die Menschen dahinter wahrnahmen, sondern nur noch die gespielten Rollen. Es waren die Schatten an der Wand, wie Platon es einmal so treffend beschrieben hat.

Als Alien sah er etwas vollkommen anderes. Er sah keinen Lederball und keine Theaterstücke, sondern vor allem die Bedeutung der Spiele für die Menschen. Er sah das Bedürfnis, Teil einer Gruppe zu sein, sich mit etwas zu identifizieren, ein gemeinsames Erlebnis zu haben und kollektive Gefühle zu spüren. All das war für Menschen scheinbar bedeutsam. Das war auch für Aliens bedeutsam. Aber es blieb für ihn absurd, wie Menschen es schafften, mit so banalen Verhaltensweisen diese Bedeutung zu erlangen. Sahen sie wirklich nicht einfach nur einen Lederball, Rollen oder Geld? Sahen sie nicht die Bedeutungslosigkeit von außen? Als Alien war ihm diese Tatsache immer bewusst. Er wusste, dass ein Fußballspiel kein echter Kampf war und keine echte Bedeutung hatte. Es war ein Spiel, das gespielt wurde.

Doch ein Teil von ihm fühlte sich ausgeschlossen und allein. Es war die ständige Distanz zu den anderen Menschen, die so unbewusst durch ihr Leben gingen. Ein anderer Teil von ihm war erschöpft. Die ständige Verwunderung und Analyse seiner Umwelt und Mitmenschen sowie das ständige Anpassen an soziale Normen waren anstrengend. Ohne es zu bemerken, begann über die Jahre ein langsamer Wandel. Das erschöpfte Alien wurde müde und schlief mit der Zeit ein, während die sehnsüchtige Menschenhülle Nähe zu anderen Menschen suchte. Sie tat das, was andere taten. Sie fühlte, wie andere fühlten. Was andere Menschen als wichtig erachteten, wurde der Hülle wichtiger. Sie versuchte, ein Leben zu führen, wie es auch die anderen führten. Sie wurde immer mehr zu einem Menschen. Die Spiele, die der Alien-Teil ad absurdum führte, wurden für den menschlichen Teil immer wichtiger. Wie der Hahn, der irgendwann lauter als der Nachbarshahn krähen wollte; wie die Kuh, die sich mit Gras fressen begnügte; wie das Eichhörnchen, das nur noch Nüsse im Kopf hatte. Menschlicher Ehrgeiz und Gier waren die Folgen. Wenn er schon in dieses Menschenleben geworfen worden war, dann wollte er nicht nur die Regeln verstehen, sondern auch besonders gut im Spiel sein.

An einem Abend war er mit seinen Arbeitskollegen Billard spielen. Sein Alien erwachte nur kurz und schüttelte darüber den Kopf. Es fragte sich, warum es wichtig war, bestimmte Kugeln in einer bestimmten Reihenfolge mit einem Holzstab, dessen Spitze mit blauer Kreide bemalt war, in ein Loch zu befördern. Seine Menschenhülle wollte das Spiel aber lernen. Am Anfang spielte er schlecht, die Kugeln flogen vom Tisch hinunter und er bemerkte die spöttischen Blicke der anderen, die ihn schmerzten. Also trainierte er. Er kaufte sich einen Billardtisch für seine Wohnung, sah sich sämtliche Online-Videos an und übte täglich mehrere Stunden. In dieser Zeit schlief sein Alien die meiste Zeit; die Menschenhülle vergaß ihn. Dieser Ehrgeiz, einer sinnlosen Tätigkeit nachzugehen, hätte es wahrscheinlich noch mehr gewundert als die gesellschaftliche Alltäglichkeit. Es war der Ehrgeiz eines Menschen, der endlich sein Ego erhöhen wollte und nicht über den Sinn oder Unsinn der Tätigkeit an sich nachdenken wollte. Als er das nächste Mal mit seinen Kollegen in die Billardhalle ging, wirkte er wie ein professioneller Spieler. Sie sahen ihn erstaunt an. Wieso konnte er das plötzlich? Hatte er beim letzten Mal nur so getan, als ob er nicht spielen könne? Es fühlte sich gut an. Seine Körperhülle strahlte vor Stolz.

Er fand heraus, dass er sich in allen Spielen verbessern konnte, wodurch sein menschlicher Drang wuchs. „Wenn ich mehr arbeite, fördere ich meine Karriere. Dann erhalte ich mehr von dem monetären Tauschmittel. Und ich könnte ins Fitness-Center gehen, um attraktiver zu werden. Ich könnte ...“, hörte er die menschlichen Gedankenspiralen. Er spürte, wie er allein durch diese Vorstellung glücklicher und aufgeregter wurde. Er spürte erstmals die psychologische Wirkung von Geld, Prestige und Anerkennung. Das Alien darunter staunte wie immer nur, wenn es kurz aufwachte und seine Hülle beobachtete. Aber es zog ihn einfach an, Billardkugeln besser einzulochen, sich von anderen zu unterscheiden und sich in diesem Spiel zu verbessern.

An einem Abend spielte er mit seinen Freunden Monopoly. Wie in allen anderen Lebensbereichen lernte er auch hier die Regeln sehr schnell. Er war sein Leben lang gewohnt, die Regeln von Spielen zu erkennen und zu perfektionieren. Mit der Zeit sammelte er Häuser und Hotels und erhielt Papierscheine, die einen bestimmten Wert darstellten. Wie beim Fußballspiel spürte er die Emotionen der anderen. Er spürte, wie wütend sie waren, wenn sie etwas nicht bekamen. Oder wie sehr sie lachen konnten, wenn sie ein Ziel erreicht hatten. Es wurden echte Gefühle erzeugt. Als das Alien kurz die Augen öffnete, erkannte es ein Muster, das dem ritualisierten Verhalten der Menschen ähnelte. Es wurden bestimmte Regeln erfunden, Werte unbewusst festgelegt und Routinen sowie Abläufe durchgeführt. Und es kam ihm so vor, als sei er der Einzige, der bemerkte, dass es immer nur ein Spiel war. Am liebsten hätte es laut aufgerufen: „Haaaalloooo, wir spielen hier Monopoly! Das sind unsere Erfindungen! Wir können die Regeln ändern und etwas anderes spielen!“ Es war wieder ein Fragment eines inneren Erwachens. Doch die Menschenhülle wollte im Spiel bleiben, verdrängte die innere Stimme und das absurde Gefühl, das es spürte. Das Alien schwieg und schlief wieder ein. Oder war es der Mensch, der wieder einschlief und seinen Traum des Lebens weiterführte?

Damals wunderte er sich, wie unbewusst Menschen ihre Spiele verfolgten. Jetzt wollte er sie tatsächlich spielen. Am Anfang spürte er noch, wie die absurden Gefühle weniger präsent wurden. Dann waren sie einfach nicht mehr da. Sein Fokus lag darauf, sein Leben aufzubauen, sich weiterzuentwickeln und seinen Lebenstraum zu verwirklichen. Und er war sehr erfolgreich darin. Er verfolgte seine berufliche Karriere zielstrebig, seine sportlichen Leistungen waren bemerkenswert, er vergrößerte sein Kapital und er spielte das Spiel des Lebens professionell. Er spielte um sein Leben.

„Jetzt gehört das Hotel dir“, hörte er einen seiner Freunde sagen, der sein Eigentum an die Bank abgeben musste und wusste, dass er es gleich kaufen würde. Er hörte den Neid in seiner Stimme. Es war ein echtes Gefühl. Wegen eines Spielhotels? hörte er sich innerlich fragen. Und plötzlich fühlte er wieder seine Einsamkeit. Diesmal fühlte er sich nicht einsam, weil er keine Verbindung zu anderen Menschen hatte, sondern weil er keine Verbindung zu sich selbst hatte. Er hatte schon zu lange in seiner Menschenhülle gelebt. Plötzlich wurde ihm bewusst, dass er die letzten zwei Jahrzehnte fast ausschließlich das Menschenspiel gespielt hatte. Er hatte sein Menschenleben auf hohem Niveau gespielt. Und er war stolz darauf, genauso stolz, wie er es war, ein Monopoly-Hotel zu besitzen. Häuser, Hotels und Papiergeld. All das besaß er in seinem Menschenleben. Er war zu einem Menschen geworden. Ihm war nicht mehr bewusst gewesen, dass es ein Spiel war, das seinen inneren Werten nicht entsprach. Bevor er es bemerkte, begann sich alles wieder zu ändern.

„Jetzt gehört das Hotel wieder mir!“, hörte er plötzlich einen seiner Freunde triumphierend in die Runde rufen. Er selbst bemerkte, dass er kein Geld mehr hatte, und musste das Hotel für die Hälfte seines Wertes an die Bank verkaufen. Anschließend kaufte es sein Freund, so wie er es zuvor von ihm gekauft hatte. Es war der Beginn seines menschlichen Untergangs. Er spürte den Zorn gegenüber seinem Freund. Er wollte es zurückhaben. Er würfelte nicht mehr, in dem Wissen, dass eine zufällige Zahl kam, sondern er versuchte, „gut“ zu würfeln. Er akzeptierte die Paradoxien und Schicksalsschläge des Lebens nicht mehr. Er war angespannt und verkrampft, blies Wünsche in den Würfel. „Und dieses Hotel gehört ab jetzt ebenfalls mir“,

hörte er einen seiner Freunde freudestrahlend verkünden. „Fuck, das gibt es doch nicht“, hörte er sich selbst fluchen. Runde für Runde musste er mit ansehen, wie sein Monopol den Bach hinunterging. Irgendwie funktionierte nichts mehr. Er sah einen Dominostein fallen. Und er spürte bereits, dass auch der nächste fallen würde. Es war der Beginn einer langen Dominoreihe. Es blieb tatsächlich nicht bei Monopoly. Einige Wochen später fiel der nächste Dominostein um und er erhielt die Kündigung. Grund war ein Merger, wegen dem seine Firma umstrukturieren musste. Er lächelte, als sein Vorgesetzter ihm dies mitteilte. Doch hinter der freundlichen Maske wurde er bleich. Das Gefühl eines existenziellen Verlustes und Versagens machte sich in seinem Bauch breit. Wie fürchterlich es sich anfühlte, etwas zu verlieren. An diesem Abend spielte er Billard. Er wollte sich von den Lebensereignissen ablenken. Wie lange hatte er schon nicht mehr gespielt? Doch statt Erholung musste er feststellen, dass der nächste Dominostein fiel. Die anderen waren ihm wieder überlegen. Hatten sie im letzten Jahr weitergespielt? Hätte er weiter trainieren sollen?

Er weinte, als er an diesem Abend im Theater saß. Er sah nur noch die Rollen, aber keine Schauspieler mehr. Es war eine tiefe Angst, die er fühlte. Gefühle von Anerkennung und Prestige waren flüchtig. So hoch und ekstatisch sie sich auch präsentierten, so tief und erschreckend waren ihre Schatten. Er spürte den emotionalen Schmerz in seiner Menschenhülle. Er wollte seine bevorstehende Metamorphose nicht wahrhaben. Er war eine dicke, fette Schmetterlingsraupe geworden. Tag für Tag fraß er sich voll, sein Ego wurde immer größer. Als er sich schließlich zu zersetzen begann, spürte er seinen von Angst und Hass erfüllten Widerstand. Er wollte weiterfressen, er wollte nicht aufgeben. Er leistete Widerstand gegen den Tsunami der Dominosteine, arbeitete noch verbissener und trainierte noch mehr.

Der Kampf dauerte lange. Er erlebte viele schmerzvolle Nächte. Jahre vergingen und ein Alptraum jagte den anderen. Doch statt aufzuwachen, träumte er immer tiefer hinein. Bis er eines Tages aus menschlicher Erschöpfung und innerem Wohlwollen das Alien schließlich wieder aufwachte. Es erinnerte ihn daran, dass nur seine Menschenhülle schmerzte. Er fühlte sich wie ein Mensch. Er schrie wie sie beim Fußballspiel und vergaß dabei, dass es nur ein Spiel war. Er war an seine äußerliche Hülle angehaftet. Plötzlich wurde dem Hahn wieder bewusst, dass es nicht so wesentlich war, wer am lautesten krächte. Die Kuh, die kurz innehielt und spürte, dass es im Leben mehr gab als Gras zu fressen. Das Eichhörnchen bemerkte, dass der Verlust der Nüsse neue Bäume zum Leben erweckte.

Er wurde sich wieder bewusst, dass er ein Alien war. Er war eingeschlafen und hatte sein Menschenleben geträumt. Wie schön der Traum war, solange alles wie geplant lief. Und wie schnell das Leben zum Alptraum werden konnte, wenn die inneren Dämonen aus der Dunkelheit auftauchten. Aber es waren nur Träume. Er hatte so tief geschlafen, dass ihm die Träume zu Kopf gestiegen waren. Sie hatten mehr Bedeutung erlangt, als er ihnen zuschreiben wollte. Und jetzt wachte er wieder auf. Nach den schönen Träumen, die ihn schlafen ließen, weckten ihn die Alpträume nach langem, vergeblichem Kampf wieder auf. Er war voller Angst, Wut und Traurigkeit. Er erwachte mit Angstschweiß im Gesicht und einem rasenden Herzen. Er schrie mitten in der Nacht, in der stillen Dunkelheit, auf. Er fühlte sich orientierungslos, allein und fehl am Platz. Es waren immer nur Träume gewesen, und doch spürte er den Schmerz des Abschieds. Sein Traum, sein Menschenleben, war gerade zu Ende gegangen. Er spürte, wie das Alien in ihm erwachte und gleichzeitig der Tod seiner Menschenhülle nahte. Den Verlust der fetten Raupe und die Entstehung eines Schmetterlings. Als es ihm als Mensch immer schlechter erging und er es kaum noch aushielt, wurde er aus dem Traum gerissen und erwachte wieder als Alien.

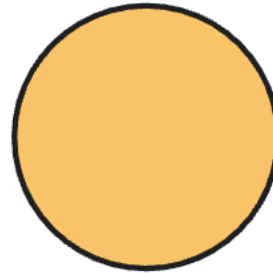
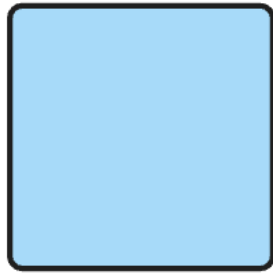
Er stellte sich vor den Spiegel. Er sah den Menschen vor sich, aber durch dessen Augen hindurch sah er sich selbst – das Alien. Er war nie ein nativer Mensch gewesen. Es war nur ein Traum. Die Emotionen fühlten sich jedoch noch immer echt an. Doch immer, wenn er zur Ruhe kam und sich selbst ehrlich begegnete, spürte er diese Leere. Denn Menschenhüllen sind und bleiben leer, wenn man selbst ein Alien ist. Wie oft war er vor sich selbst davongelaufen! Er

hatte sich mit Spielen abgelenkt. Er war immer tiefer in seine Träume eingetaucht. Eine innere, besonnene Stimme hat ihn gewähren lassen. „Lasst ihn doch spielen, er muss es selbst erfahren.“ Und erst jetzt, zerschunden und verletzt, erwachte er wieder in sich selbst. In seinem echten Alien-Dasein. „Ich muss wohl akzeptieren, dass es ein Traum war“, erklärte er seinem Spiegelbild. "Ein langer und intensiver Traum. Aber ein Traum, in dem ich anderen Traummenschen nicht erklären konnte, dass es nur ein Traum war. Ich konnte es mir ja selbst nicht erklären." Und dann war er wieder da. Aufgewacht. Schweißgebadet. Verletzt. Neugeboren im alten Körper, mit einem neuen Selbst. Sein wahres Ich. Sein authentisches Ich. Und so begann ein neues Leben.

„Jaaa, ihr habt ein Tor geschossen! 2:1, 2:1!“, schrie er mit seinen Freunden und allen anderen Fans im Fußballstadion. Er spürte die Gefühle in seinem Körper. Er genoss sie. Während er seine aufgebracht, enthusiastisch mitsingenden Freunde beobachtete, lächelte er innerlich. Er wurde sich seines Alien-Daseins wieder bewusst. Er sah die Spiele. Aber er akzeptierte sie. Waren die Spiele auch anderen bewusst? Irgendwann kaufte er sich wieder ein Hotel in Monopoly. Das freute ihn. Zwar gewann er das nächste Billardspiel nicht, aber er konnte die schwarze Kugel einlochen und klatschte mit seinem Partner High Five. Am nächsten Morgen hörte er einen Hahn krähen. Er krähte laut und deutlich. So machten Hähne das eben. Vielleicht war dem Hahn bewusst, ein Hahn zu sein. Vielleicht auch nicht. Für ihn war es das Zeichen, wieder aufzuwachen. Irgendwie fühlte er sich wie ein Schauspieler in seiner Rolle. Er spielte die Rolle, war sich als Schauspieler aber dessen bewusst. Ob es wohl noch andere Aliens gab, die ebenfalls erwachen wollten?

# Getrennte Welten

Zwei Welten erleben  
Den Alltag entfremdet wahrnehmen  
Visionen und Vorahnungen fühlen  
Zeichen aus anderen Welten erhalten



## Aufwachen

„Wo bin ich?“ Er hatte die Augen noch geschlossen. Er spürte etwas Weiches unter sich und etwas Weiches über sich. Er bemerkte, wie sich seine Gedanken langsam formten, die aus einer anderen Welt kamen. Es blieb schwarz. Er wollte seine Augen noch nicht öffnen. Zu müde waren sie, sein Körper noch nicht vollständig erwacht. Sein Kopf lag auf etwas Weichem, vermutlich einem Polster. Er hatte kein Gefühl von Zeit oder Raum. Es könnte Morgen sein, denn er hörte leise Vögel zwitschern. Plötzlich kam die Frage „Wer bin ich?“ in sein Bewusstsein, was ihn selbst wunderte. Er begann, im Dunkeln seines Bewusstseins nach einer Antwort zu suchen. Seinen Namen konnte er nicht finden. „Interessant.“ Er bemerkte sein Staunen über sich selbst. Wie alt er wohl war? Er öffnete die Augen und blickte auf die weiße Decke über sich. Leer, wie eine Tabula Rasa. Als er zu sich hinunterblickte, bestätigten sich seine ersten Annahmen. Er lag in einem Bett, eine blaukarierte Decke lag über ihm.

Er atmete tief ein und aus, dann richtete er sich im Bett auf. An den weißen Wänden hingen zwei große Bilder von Tieren und Landschaften. Er rieb sich die Augen, um die Körnchen des nächtlichen Schlafs wegzuwischen. Immerhin wussten seine Hände, was zu tun war. Er stieg aus dem Bett und ging ins Badezimmer. Er folgte seinem Körper, der scheinbar seiner gewohnten Routine nachging. Er selbst wusste nicht, was er tat. Aber sein Körper verrichtete automatisiert seine Bewegungen. Seine rechte Hand griff nach der blau-weißen Zahnpasta, umfasste die Tube mit den Fingern und drehte sie um 180 Grad, sodass der Verschluss nach oben zeigte. Die linke Hand nutzte dies als Gelegenheit, den Verschluss geschickt mit Daumen und Zeigefinger festzuhalten. Sie drehte den Verschluss auf, legte ihn auf den Badezimmertisch und griff nach der Zahnbürste. Er spürte den leichten Druck in der rechten Hand, mit dem er die Zahnpasta aus der Tube drückte. Sie legte sich sanft über die kleinen Borsten der Zahnbürste. Es sah weich und gemütlich aus, so wie er zuvor noch im Bett gelegen hatte. Wie würde sich die Zahnpasta wohl auf diesen Borsten fühlen?

Die Borsten waren hart, und ihre Spitzen unangenehm. Aber störte das eine Zahnpasta, wenn sie selbst weich und durchlässig war? Und dann hörte er sie wie einen Meteor aus Schnee auf einem Felsen zerspringen, als sie hochgehoben und mit voller Wucht auf seine Backenzähne knallte. In kürzester Zeit verwandelte sie sich von einer gemütlichen, schlafenden Nacktschnecke in einen tosenden Fluss, der schäumte und durch Zahnfelsen schmetterte. Müde sah er in sein Spiegelbild. Vor ihm stand ein Mann mittleren Alters, der seine Zähne putzte. Er ließ seine Hände und seinen Mund gewähren und folgte dem Impuls, sich umzuziehen. Unbewusst, aber eingespielt. Er hörte, wie ihm von seinen Händen das T-Shirt über den Kopf gestülpt wurde. Er hörte das leise Rauschen, wenn der Stoff über die Haare streift. Die kurze Dunkelheit, die seinen Kopf umschloss, um dann wieder das Licht wahrzunehmen.

„Wo bin ich?“ schoss ihm wieder durch den Kopf. Er bemerkte, dass er in seinem Auto saß. Er erinnerte sich nicht mehr, wo er zuvor gewesen war. Dunkle Schatten zeigten ihm vage Skizzen aus der Vergangenheiten, als er Frühstück aß, aus dem Haus ging und sich in sein Auto setzte. Er bemerkte seine Hände, die das Steuer umgriffen. Er spürte, wie sich sein Körper mitbewegte, als das im Vergleich dazu unendlich schwere Auto um die Kurve fuhr. Ein tiefes, beruhigendes Geräusch drang vom Motor zu seinen Ohren und umgab seinen Körper mit leichten Vibrationen.

Er blieb vor einer Ampel stehen und beobachtete die Menschen, die unbewusst und schlafwandelnd den Zebrastreifen überquerten. Er sah eine ältere Frau mit einem leichten, längeren Rock und Falten im Gesicht. Wie alt sie wohl war? Dahinter ging ein größerer Mann in einem Anzug. Seine Krawatte tanzte belustigt von einer Seite zur anderen. Sie schien Spaß zu haben. Es musste herrlich sein, auf diese Weise geschaukelt zu werden. Und sie war sicherlich stolz. Immerhin war sie der einzige farbige Stoff an diesem übergewichtigen Körper. Rot war sie. Dunkelrot. Sie stach neben dem weißen Hemd und dem schwarzen Anzug heraus. Selbst die Schuhe waren schwarz. Poliert, aber schwarz. Auch das Gesicht des Mannes war

farblos und ernst. Den Blick geradeaus gerichtet, der verdeutlichte, dass er tief in seinen eigenen Gedanken und nicht in der Welt da draußen war. Doch das störte die Krawatte nicht, die zum nächsten Schwung ansetzte und wahrscheinlich „Wuuii“ schrie, hätte sie eine Stimme gehabt. Ein kleiner Junge mit einer großen Schultasche ging an diesen Personen vorbei. Mit einem wippenden Gang stieß er seinen kleinen Körper rhythmisch von der Erde ab. Es wirkte anstrengend, mit jedem Schritt gegen die Gravitation ankämpfen zu müssen. Er stieß sich von der Erde ab, doch deren Masse war ihm überlegen und zog ihn wieder zurück. Wäre er stärker gewesen, hätte er sich von der Erde abstoßen können und wäre in die Umlaufbahn gesprungen. Er sah die Wolken, durch die er fliegen würde. Das Auto begann zu fahren; seine Augen hatten bereits die grüne Ampel erkannt, und seine Füße setzten die zwei Tonnen Material in Bewegung.

Er saß auf einem großen Ledersessel. Die Armlehnen waren aus schwarzem Leder, das sich gut, glatt und kalt anfühlte. „Die Haut eines Rinds“, ging ihm durch den Kopf. Er saß auf der Haut eines Tieres, das schwarz gefärbt worden war. Eine eigenartige Vorstellung eröffnete sich in seiner Gedankenwelt. Er sah das Rind ohne Haut und stattdessen sich selbst auf einem mit Haut bezogenen Stuhl sitzen. Hinter ihm befanden sich große Fenster, die ihm einen Blick auf die Straße darunter gewährten. Er sah hunderte Autos im Stau, die wie eine dicke Raupe Schritt für Schritt weiterkrochen. Es war eine fast ästhetische Wellenbewegung. Die ersten Autos fuhren los, was die dahinterstehenden Autos als Signal interpretierten, ebenfalls weiterzufahren. Und so setzte sich die Bewegung fort, bis zu den hintersten Autos in der Kolonne. Kurz danach blieben die ersten Autos stehen und wie eine Welle stoppten die anderen. Eine Autoraupe, langsam kriechend. Ein Orchester ohne Dirigent, bei dem jeder wusste, was zu tun war.

Erst jetzt bemerkte er, dass die beiden Menschen ihm gegenüber ein Gespräch begonnen hatten. Sie saßen auf der anderen Seite des Tisches, beide mit Blöcken und Stiften ausgestattet. Eine Person strich über das Blatt Papier. Langsam, zärtlich. Doch plötzlich packte er das Blatt, drehte es in Windeseile um und ein kurzer Windstoß flitzte durch den Raum. Außer ihm selbst schien es aber niemanden aufzufallen. Der Mann und die Frau gegenüber von ihm diskutierten lebhaft über die eingetrockneten Zahlen auf dem Papier. Eine Stunde zuvor war es noch eine schwarze, zähe Flüssigkeit gewesen, die in einem Drucker von der Luft abgeschlossen gewesen war. Ruhig, dunkel, bereit, sich zu bewegen. Dann gingen plötzlich die Maschinen an. Die Flüssigkeit bemerkte, wie sie von einer Seite zur nächsten schaukelte, und erlebte wie bei einer Geburt das Licht der Welt. „Mama?“, fragte sich die Tinte, bevor sie erkennen konnte, dass sie kein Mensch war. Sie klatschte auf trockenes Papier, das sie erbarmungslos aufsaugte und die letzte Flüssigkeit aus ihr heraus sog.

„Mama!“, hätte der Tintentropfen ein weiteres Mal geschrien, diesmal aus Angst, zu sterben. Doch da war er bereits eine eingetrocknete Zahl. Eine 7, eine schöne 7, schnörkellos, Arial. Zusammen mit den anderen Zahlen und Buchstaben entstand der Kontext, über den die beiden Menschen diskutierten. Er bemerkte, dass sein Kopf nickte, als ob er verstehen würde, worüber die beiden Menschen sprachen. Wussten sie, was er dachte? Wie beiläufig beobachtete er sie. Wie sie sprachen, welche Emotionen sie hatten, wie sie gestikulierten. Er spiegelte sie dabei. Leicht mitbewegend. Seine Hand berührte sein Kinn, denn er wollte, dass es so wirkte, als würde er konzentriert zuhören. Seine Stimmbänder unterstützten die nonverbale Kommunikation durch gut getimte „Mhms“ und „Ahas“. Er selbst hatte aber keine Ahnung, worum es tatsächlich ging. In diesem Moment sah er die fragenden Blicke der Menschen ihm gegenüber. Sie sprachen nicht mehr und blickten ihn an. Er verstand, dass sie auf eine Reaktion von ihm warteten. Er hörte seine Stimme fragen: „Und was wäre jetzt aus Ihrer Sicht ein guter nächster Schritt?“ Die Frage schien angebracht zu sein, denn er bemerkte, wie sein Gegenüber grübelnd nickte und wieder Grunz- und Schnalzlaute von sich gab.

Er zermahlte eine Kohlsprosse in seinem Mund. Die zuvor darüber gestreuten Salzkristalle verteilten sich nun auf seinen Geschmacksknospen. Neben dem zermatschten Gemüse spürte er, wie sich der salzige Geschmack in seinem Mund ausbreitete. „Heute ist es schon richtig

warm, obwohl es ja eigentlich noch Frühling ist“, hörte er sich sagen. Die Frau von vorhin saß ihm gegenüber. Ebenfalls kauend und schluckend. Zumindest, wenn sie gerade nicht atmete. Es faszinierte ihn, wie geschickt sie atmen, essen, trinken und zu gegebenem Anlass auch reden konnte. „Ja“, sagte sie, nickte mit dem Kopf auf und ab, kaute weiter an einer gekochten Karotte, die sie zuvor mit der Gabel in ihren Mund transportiert hatte. „Nach der Arbeit werde ich wieder Fahrrad fahren.“ „Oh, das klingt fein“, antwortete er. „Ein lauer Frühlingsabend ist genau das Richtige, um noch auszulüften.“ „Stimmt“, gab sie zur Antwort. „Dieses Jahr habe ich vor, über 1000 Kilometer zu fahren. Letztes Jahr war ich weniger fleißig und bin meistens Auto gefahren. Aber das tut meinem Rücken nicht gut. Außerdem werde ich wütend, wenn ich im Stau stecke. Dann beschimpfe ich wieder nur die anderen Leute, wenn nichts weitergeht. Und in der Arbeit bin ich dann völlig aufgeladen. Das möchte ich weder mir noch anderen antun. Also werde ich ...“

Die Wörter wirbelten von ihrer Seite auf seine Seite. Eine Schallwelle nach der anderen traf auf sein Trommelfell, vibrierte und sendete Codes, die wie Morsezeichen wirkten, an sein Gehirn. Aus diesen chaotischen Schwingungen formte er Wörter und Sätze und gab ihnen eine mögliche Bedeutung. Er sah sie im Auto. Es war eine attraktive, jüngere Frau mit braunen, glatten Haaren. Ihre weiße Bluse war frisch gebügelt und ihr Gesicht fein geschminkt. Make-up. Wofür auch immer sie es benötigte. Er konnte nicht anders, als die feinen Klümpchen auf ihrer Wange zu sehen. Sie erinnerten ihn an die kleinen Steinchen auf der Fassade seines Hauses, die es aus der Entfernung einheitlich und neu aussehen ließen. Auch sie hatte eine schöne Fassade. Zuvor im Büro hatte er ihre glatte Haut um ihre schön geschwungenen Lippen bemerkt. Doch jetzt sah er mehr die kleinen Klümpchen und vermutete die Unebenheiten der dahinterliegenden Haut. Pigmentflecken? Trockene Haut? Plötzlich sah er, wie sie im Auto schrie. „Fahr doch geradeaus, du Idiot! Das kann doch jetzt echt nicht wahr sein! Na, komm schon, wo ist das Gaspedal?“ Eine junge Frau mit geröteten Wangen unter dem Make-up. Er stellte sich vor, neben ihr in einem anderen Auto zu sitzen. Ohne zu hören würde er nur ihren Körper beobachten. Ihr Mund ging aufgeregt auf und zu, ihre Hände schlugen auf das Lenkrad, rote Pusteln erschienen in ihrem Gesicht und Tropfen von Spucke schossen durch das Autodie im Sonnenlicht leicht glänzten. Sie erinnerte ihn an Schauspieler auf der Bühne, die vor lauter Emotionen die ganze erste Reihe verbal besprühten.

Er hielt eine kühle Flasche Wein in der Hand. Was war zuvor geschehen? Er wusste es nicht mehr. Aber er spürte die Flasche in seiner Hand und die kühle Luft, die aus dem Kühlschrank strömte. „Ich nehme auch einen Schluck“, hörte er eine Frauenstimme rufen. Er schloss die Kühlschranktür und sah die Frau von vorhin auf seinem Esstisch sitzen. Sie hatte ihre Stöckelschuhe ausgezogen und strich zärtlich über ihre Zehen, die es sich auf dem Sessel gemütlich gemacht hatten. „Gerne“, hörte er sich sagen, während er die vergorene Flüssigkeit aus dem großen Gefäß in kleinere umfüllte. Die Gefäße selbst waren ebenfalls flüssig. Zähflüssiges Glas. Er nahm die beiden Gläser in die Hand und fragte sich, wie lange er hier stehen müsste, bis das Glas an seinen Händen hinunterfließen würde. Es würde sehr lange dauern. „Prost, auf uns“, hörte er sie sagen. Danach nahm er den wunderschönen, vibrierenden Klang wahr, den die Gläser miteinander erzeugten. Er spürte, wie der kühle Wein die Innenseite seines Halses hinunterfloss. Er berührte zärtlich ihre Hand und lächelte sie an.

Er wusste nicht, wer er war. Er wusste nicht, wo er war. Er kannte nicht ihren Namen. Er kannte nicht einmal seinen eigenen Namen. Schritt für Schritt folgte er seinem Körper, der wie von selbst durch die Welt ging. Es schien niemand zu bemerken, dass er zeitweise aufgewacht war. Dass er immer wieder kurz bewusst war. Dass er wahrnahm, was geschah. Neugierig ließ er sich darauf ein. Staunend, manchmal verwirrt, manchmal amüsiert. Die Menschen um ihn herum schienen keinen Unterschied zu bemerken. Sie interagierten mit ihm wie mit normalen Menschen. Waren sie nicht bewusst? Schiefen sie? Stellten sie sich keine Fragen? War das alles für sie normal? Er blickte die Frau vorsichtig von der Seite an. Sie war damit beschäftigt, Nachrichten auf ihrem Handy zu lesen. Ihre Finger mit den langen, roten Fingernägeln wischten

gekonnt über das Display. Sie überflog die Bilder und Texte der Medien. Er sah, wie sich ihre Emotionen bei jeder Nachricht änderten. Teilweise wirkte sie gelangweilt, teilweise wütend. Zwei Menschen, die an einem Tisch saßen. Wahrscheinlich waren sie ein Paar. Also Menschen, die Zeit miteinander verbrachten, sich zugehörig fühlten und auch körperlich miteinander agierten. Sie befanden sich in einem Raum, in dem es einen Kühlschrank gab. In einem großen Gebäude, in dem ganz unten Maschinen mit Reifen standen, mit denen sie ihre Körper transportieren konnten. An einem Ort, an dem viele Gebäude standen. Auf einem Planeten, der mit rasender Geschwindigkeit durch das Weltall schoss. Gewärmt durch einen riesigen Stern, der ständig in sich explodierte. „Schenkst du mir noch nach?“, fragte sie ihn. Er ging zum Kühlschrank und schenkte ihr noch mehr von der Flüssigkeit der vergorenen Trauben ein. „Danke“, sagte sie und spitzte die Lippen. Ihr Kopf näherte sich seinem. Ihre Lippen berührten seine Wange. Er hörte ein kurzes Geräusch und spürte, wie sich ein wenig Farbe von ihrem Gesicht auf seinem anhielt. Vielleicht war auch ein Krümel dabei, der nun Teil seiner Fassade wurde. „Gerne“, hörte er sich sagen.

## Die Lebensentscheidung

(Honour the Water, Ayla Schafer)

Der Wecker läutet um 6:30 Uhr. Er steht auf und geht duschen. Währenddessen überlegt er, was er heute tun wird. Er duscht fünf Minuten länger, dafür ist er aber schon vorbereitet für den nächsten Schritt – eine gut investierte Zeit. Er hat die Kleidung bereits mit ins Badezimmer genommen, trocknet sich effizient ab und zieht sich danach an. Seine Katze begrüßt ihn freundlich. Er streichelt sie kurz über den Kopf und wünscht ihr einen schönen guten Morgen. Während die Kaffeemaschine aufgeheizt wird, schneidet er zwei Brote ab. Er schaut kurz in den Garten, „schön ist es hier“, denkt er nebenbei und folgt dann seinen routinierten Abläufen. Er füttert seine Katzen. Er holt sich Butter, Schinken und Marmelade sowie zwei Vitamintabletten. Während er frühstückt, beantwortet er am Handy eine erste wichtige E-Mail und trinkt den nunmehr angenehm lauwarmen Kaffee mit dem zweiten gestrichenen Marmeladebrot. Er trinkt noch ein Glas Wasser, dann sitzt er um 7 Uhr vor dem Computer und schreibt seine To-do-Liste, die er bereits in der Dusche geplant hat. "Klare Prioritäten setzen, eine gut abgestimmte Liste von Handlungen, um nicht den Fokus zu verlieren", hört er sich denken. Erstes Meeting. Währenddessen blickt er kurz aus dem Fenster, „schön ist es hier“, geht ihm unbewusst durch den Kopf. Und weiter im Takt. Um 12 Uhr isst er ein Müsli mit Milch. Gesund und effizient. Er trinkt einen zweiten Kaffee, isst ein Stück Schokolade und legt sich dann ins Bett. Wie immer schläft er genau zwanzig Minuten und wacht mit dem Einsetzen der Koffeinwirkung wieder fit auf. Um 12:30 Uhr ist das nächste Meeting angesetzt, danach schreibt er das Protokoll fertig. Entspannt und fokussiert arbeitet er, ohne seine Ziele aus den Augen zu verlieren. Im Hintergrund spürt er leicht das Gefühl der Überforderung, das er als Eustress interpretiert. Um 16 Uhr macht er eine kurze Pause, geht durch das Wohnzimmer und wirft einen Blick in den Garten. „Schön ist es hier“, denkt er sich wieder. Die letzten zwei Stunden des Tages nutzt er für die Arbeit. Er holt die Kinder ab, fragt sie, wie es ihnen geht, lächelt freundlich, macht Abendessen und lässt sie spielen. Er putzt ihnen die Zähne, legt sich kurz mit ihnen ins Bett und entspannt sich anschließend beim Fernsehen. Und der nächste Tag beginnt.

Der Wecker ertönt, doch dieses Mal steht er nicht auf. Verwirrt blickt er auf das Gerät. Wie freundlich er ihn anlächelt und ihn mit ruhiger Musik aus dem Schlaf holt. Die Melodie erinnert ihn daran, dass er irgendwann wieder Klavier spielen möchte. Er dreht das Wasser in der Dusche auf und blickt verwundert auf seine Regendusche. Wie in Zeitlupe beginnen sich Tropfen zu bilden. Sie strahlen ihn mit angenehmer Temperatur an, bevor sie sanft auf sein Gesicht fallen. Er atmet tief ein und spürt zum ersten Mal jeden einzelnen Wassertropfen auf seiner Haut, die sich sanft ihren Weg über seinen Körper in die Badewanne bahnen. Er erlebt ein liebevolles Streicheln, ein behütetes, wohliges Gefühl, als würde das Wasser ihn umarmen und mit ihm kuscheln wollen. Er beginnt, das Wasser und damit sich selbst zu umarmen. Es fühlt sich gut an, sich zu spüren. Wie lange duscht er schon? Er verabschiedet sich von den Tropfen, während ihn sein weiches Handtuch begrüßt. Frisch gewaschen und voller Vorfreude, das Wasser von seinem Körper aufzusaugen, streicht er es behutsam über seinen Körper, während sich seine Katze an seine Füße schmiegt. Er beugt sich hinunter und streichelt sie am Kopf. Seine Gedanken wollen weiterziehen, doch sein Körper setzt sich hin, lehnt sich an die Wand und beginnt, dieses schöne Tier zu streicheln. Sie beginnt sanft zu schnurren. Es gibt nichts zu tun, außer seine Katze zu streicheln. Sie hält ihm genussvoll ihr Köpfchen hin und lässt ihren Körper fallen, um auch am Bauch liebkost zu werden. Seine Hände bewegen sich wie von selbst über den warmen Katzenkörper und beginnen mit ihm zu schnurren. Zwei sich liebende Körper, die füreinander da sind. Wie viel Zeit vergangen ist, weiß er nicht, während er sanft nach seiner Kleidung sucht. Plötzlich sitzt er in seinem Garten und riecht die Morgensonne, die ihm langsam näherkommt. Er atmet tief ein und spürt beim Ausatmen, wie sein Körper vibriert, als würde er schnurren. All diese Blätter tanzen im Wind, ohne Intention,

ohne etwas zu wollen. Sie sind einfach nur da. Er empfindet eine tiefe Dankbarkeit, sie betrachten zu dürfen. Offensichtlich genießen sie es sich ästhetisch durch den Wind zu bewegen. Seine Finger streichen liebevoll über das Vollkornbrot und er ist fasziniert von den weichen, eingestreuten Kernen. Er nimmt einen davon in die Hand, führt ihn zum Mund und betastet ihn neugierig mit der Zunge. Wie weich die äußere Hülle zu sein scheint, wie angenehm es ist, sie zu zerbeißen. Seine Finger bleiben an seinen Lippen hängen und streichen darüber, als wollten sie geküsst werden. Im nächsten Moment blickt er einer Kollegin mitten ins Gesicht, die ihn entspannt vom Monitor aus anlächelt. Sie spricht mit ihm und fasst Budgetzahlen zusammen. Er geht durch die Tabellen, ordnet die Zahlen und genießt es, sie zu interpretieren. Er atmet ein und wieder aus. Plötzlich lächelt er seine Kollegin an, die sein Lächeln erwidert. Zwei lächelnde Gesichter, die sich über ihre Monitore hinweg begegnen. Plötzlich fühlt er die Umarmung seiner Tochter, die er gerade abgeholt hat. Diesen kleinen, zarten Körper, der voller Kraft ihren Papa umarmt, damit er nie wieder geht. Er spürt, wie sanft ihre Stimme ist und wie ihre Augen bei ihren Geschichten glänzen. Er fühlt mehr, als er versteht. So viele sich überschlagende Kindergefühle purzeln durch den Raum, drehen sich, lachen, weinen, verstecken sich und wollen gesehen werden. Mitten im Gang sitzen die beiden, überschwemmt von tiefer Kinderliebe, während die anderen Eltern, teils erstaunt, teils entzückt, an den beiden vorbeigehen. „Schau, dieser Papa sitzt mit seiner Tochter am Boden“, hört er ein Kind im Hintergrund sagen, während er mit ihr tief verbunden an ihrem Leben teilhaben darf. Sein Sohn erschreckt die beiden, und alle lachen aufgeregt. Und dann liegen sie alle drei am Abend zusammen. Er liest sanft ein Buch vor. Die beiden kleinen, atmenden und warmen Körper liegen jeweils auf einer Seite seines ruhigen, sprechenden Körpers. Sie umarmen sich gegenseitig. Ein tiefes Gefühl von Heimat und Verbundenheit stellt sich ein, selbst als sie eingeschlafen sind. Er beobachtet die tiefen Atemzüge dieser beiden liebevollen Wesen, streichelt ihre Rücken und lächelt sie an. Seine Hand bewegt sich auf ihren Rücken wie ein Boot auf einem ruhigen Meer, jeder Atemzug eine tiefe Welle bewegten Lebens. Und plötzlich läutet der Wecker. Die Welt steht still. Er liegt im Bett. Er bewegt sich nicht. Sein Atem ist vorsichtig und ruhig. Nichts bewegt sich. Alles ist angehalten. Seine Augen blicken nervös durch den Raum, ohne etwas Bestimmtes zu suchen. Er spürt einen inneren Druck. Er weiß nicht, ob er Angst haben oder laut auflachen soll. Aber ihm ist bewusst, dass seine nächste Entscheidung alles ändern wird. Seine Gedanken drängen ihn aufzustehen, zu duschen, zu planen und zu handeln. Sein Körper möchte jedoch liegen bleiben, spüren, wahrnehmen und leben. Und er spürt, dass er jetzt sein Leben entscheidet. Jeden Tag wieder.

## Vom Aufblühen der Vergänglichkeit

Sein Garten erstrahlte in voller Blütenpracht. Auf der einen Seite ließ er Rosen wachsen. Über die Jahre wuchsen sie Schritt für Schritt. Als sie noch ganz klein waren, war kaum vorstellbar, dass sie einmal in die Höhe ragen würden. Am Anfang hatten sie auch noch keine Blüten. Eigentlich war am Anfang noch gar nichts da. Irgendwann kamen die ersten Blätter, und auch die Dornen waren relativ schnell zu sehen. Die Blüten kamen erst viel später. Mit jedem Jahr wurden sie größer und prächtiger, bis sie schließlich ihren Duft dem Garten schenkten.

Auf der anderen Seite hatte er eine ganz andere Art von Blumen. Er malte sich damals schon aus, wie der Garten wohl aussehen könnte: Auf der einen Seite diese prächtigen weißen und roten Rosen, auf der anderen Seite wilde, bunte Blumen. In seiner Vorstellung ergänzten die beiden Blumenarten den Garten wunderbar. Dazwischen befand sich ein fein geschnittener Rasen, auf dem jeder Grashalm dem anderen glich. Es war eine Armee voller kleiner Lebewesen, die tagein und tagaus nichts anderes versuchten, als in die Höhe zu wachsen. Bis sie wieder von einer mit Messern besetzten Maschine abgeschnitten wurden. Und der Drang nach oben begann wieder von vorne.

Jeden Morgen goss er seinen Garten. Neben Blumen und Rasen hatte er auch eine prächtige Hecke, die im Laufe der Jahre immer mehr Form annahm – wie ein starker, eng verwurzelter Baum, der viele Bäume in sich trug. Es war alles fein angelegt, schön, genauso wie er es sich vorgestellt hatte.

An diesem Morgen goss er wieder all seine kleinen Lebewesen und begrüßte sie mit demselben Lächeln wie jeden Tag. Doch diesmal entdeckte er sie zum ersten Mal. Die Rosenblüten, auf die er so viele Jahre gewartet hatte. Er hatte die Pflanzen immer wieder zurechtgeschnitten, damit sie genau so wuchsen, wie er es sich vorgestellt hatte. Wie oft hatte er sich an den Dornen verletzt. Manchmal nur leicht, wenn sie durch die Gartenhandschuhe hindurchstachen, manchmal auch fester, wenn ein Ast abbrach und auf seine Arme oder Finger fiel. Dann schrie er kurz auf, fluchte innerlich, leckte seine Wunde und wartete, bis sein Körper die organische Stelle wieder geschlossen hatte.

Und nun waren sie da, genauso, wie er sie sich vorgestellt hatte. Prächtig und groß, mit Blütenblättern, die sich gegenseitig überragen wollten. Sie erinnerten ihn an die Wellen am Meer, eine nach der anderen, mit dem wunderbaren Rauschen, das zu hören war, wenn eine Welle an den Strand rollte und sich dort niederlegte. Auf den Wellen wuchsen weitere Wellen, vor allem, wenn eine leichte Brise aufkam und die Meeresoberfläche etwas rauer wurde. Es gab so viel zu beobachten, wenn man auf die feinen Unterschiede achtete: auf die Wellen in den Wellen, auf das Glitzern der untergehenden Sonne. Wenn man sich der Natur und ihrer Ästhetik einfach hingeben konnte.

Wie schön es für viele Menschen war, in dieser Ästhetik und Naturverbundenheit zu leben und tiefe Ruhe und Entspannung zu finden. Doch bei ihm war es anders. Er konnte die Rosen, die Blüten seiner Arbeit, nicht anblicken. Er hegte und pflegte sie und freute sich in seinem Inneren auf sie. Aber wenn sie dann aufblühten, spürte er widersprüchliche Gefühle.

Heute ging er zu einem dieser prächtigen Rosenköpfe, der strahlte und auf seine Ästhetik stolz war. Er streckte sich, jede Faser seines Organismus wollte sich zeigen. Die Rose wusste, wie schön sie war, wie herrlich sie über alle anderen Pflanzen ragte und wie fein und edel sie roch. Sie wusste, dass es ganze Industrien gab, die sich nur der Anlage riesiger Rosenbeete widmeten. Diese wurden in kleinster Feinarbeit und gleichzeitig in anstrengender Schwerstarbeit gepflegt. Die vollendete Form des Schönen wurde dann bei Besuchen der königlichsten Familien stolz präsentiert. Die Rosen wurden nach ihrer Blütezeit geerntet, als wären sie die süßesten Früchte der Erde. Sie wurden eingelegt und verdampft, um das Rosenaroma zu gewinnen. So wurden die teuersten Parfums kreiert und feines Rosenwasser zum Trinken destilliert. All diese Schönheit und Perfektion war der Rose bewusst.

Der Gärtner ging zu der Rose, roch daran und nahm ihren feinen, süßen Duft wahr. Kurz darauf wandte er sich wieder ab. Es war wieder diese gefühlte Doppeldeutigkeit. Diese Pracht, diese Schönheit, diese Süße konnten die meisten Menschen erfreuen. Doch wenn er sie sah, wurde er traurig und melancholisch. Vielleicht, weil er immer auch das Ende in der Blüte sah. Wenn etwas so schön war, dann würde es auch irgendwann vergehen. Er konnte sich nicht daran erfreuen, dass diese Schönheit gerade präsent war, sondern empfand gleichzeitig immer auch Wehmut angesichts der Vergänglichkeit. Je schöner und prächtiger etwas war, desto größer war seine Wehmut. Und so stieß ihn genau diese Schönheit ab – je schöner sie wurde, desto mehr Widerstand empfand er ihr gegenüber. Er spürte bereits jetzt den Schmerz, dass die ersten Rosenblätter fallen und der Duft nachlassen würden. Er sah es bereits vor seinem inneren Auge. Gerade jetzt, wo sich die volle Blüte und die Schönheit der Natur zeigten, spürte er den Stich in seinem Herzen, dass all das innerhalb weniger Wochen nicht mehr zu sehen sein würde.

Es erging ihm wie beim Wandern. Er wunderte sich immer wieder, wie glücklich die Menschen am Gipfel waren. Wie glücklich sie dort oben standen, wenn sie nach vielen Stunden des Wanderns und Hochsteigens endlich ihr Ziel erreicht hatten. Auf dem Gipfel befand sich ein Kreuz. Starke Männer hatten das Kreuz mit großen Holzplanken und Stahlseilen mutig hinaufgezogen und auf der obersten Spitze befestigt. So wurde für jeden Wanderer noch deutlicher, dass er den obersten Teil des Berges erreicht hatte. Sogar Stempel gab es dort, damit die Wanderer sich selbst zeigen konnten, dass sie ganz oben gewesen waren. Es wurden Fotos gemacht, Hände gestempelt – alle in die Höhe ragend, sich und den Höhepunkt ihres Lebens zeigend. Manchmal war dort oben sogar ein Tagebuch zu finden, in das sie schrieben, aus welchen Teilen der Erde sie kamen. Sie hinterließen Grüße, Gedanken, das Datum, ihren Namen und eine Zeichnung. Ganz oben – auf dem Höhepunkt des Lebens, die Hoch-Zeit, das Fest, das alle verband. Dort, wo sich Menschen füreinander entschieden. Da, wo klar wurde, wie das Leben weitergehen sollte. Dort lud man die engsten Freunde, Bekannten und Verwandten ein, sogar Menschen, denen man sich sonst vielleicht gar nicht begegnen wollte. Zu diesem Anlass kamen auch sie. Es wurde gefeiert, getrunken und gegessen. Die schönsten Plätze wurden ausgewählt, um Fotos zu machen und diesen Augenblick für die Ewigkeit festzuhalten.

Er erinnerte sich wieder an das über 60 Jahre alte Hochzeitsfoto seiner Großeltern. Es hing in Schwarz-Weiß in ihrem Schlafzimmer. Darauf war die Großmutter noch faltenfrei und der Großvater noch glücklich verklärt mit Blick in die Kamera zu sehen – in diesem Moment des Höhepunkts. Jeden Morgen, wenn sie aufstanden, zeigten sie sich gegenseitig die Glückseligkeit dieses Moments, der nicht vergänglich sein sollte. Wie Menschen versuchten, diesen Moment in die Ewigkeit zu bringen und ihn niemals enden lassen wollten.

Aber bei ihm war es anders. Er konnte sich nicht an der Schönheit dieses Gipfelmoments erfreuen. Kaum war er dort oben angekommen, sah er bereits den Abstieg. Ganz oben angekommen, bedeutete das für ihn, dass der Weg ab diesem Zeitpunkt nur noch hinunterführen konnte. Man wanderte stundenlang bergauf doch für ihn war oben nicht der Höhepunkt, sondern der Wendepunkt erreicht. Ab diesem Zeitpunkt ging es nur noch bergab.

Die Hoch-Zeit. Der Zeitpunkt, an dem sich Menschen das Ja-Wort gaben. Der Moment, in dem alle Freunde und Bekannten zusammenkamen, auf den man so viele Wochen und Monate hingearbeitet hatte, für den man sich so viele Gedanken und Vorstellungen gemacht hatte. Dieser Moment verdeutlichte auch, dass ab jetzt der Abstieg beginnt. Von ganz oben konnte es nur wieder hinuntergehen, bis dass der Tod euch scheidet.

Jedes Mal, wenn er in diesem Moment die prächtige Blume ansah, spürte er diesen Stich in seinem Herzen. Für ihn machte es Sinn und Freude, die Blume zu pflegen, bis sie ihren Höhepunkt der Blüte erreichte. Die Gartenarbeit gab ihm Energie und erfüllte ihn mit Liebe, während er sich vorstellte, wie sie einmal aussehen und riechen würde. Doch jetzt, da sie da war, änderte sich das Gefühl. „Da bin ich nun“, hörte er sie sagen, „da bin ich nun – genau so,

wie du mich geschaffen hast.“ Es war das Wissen um den Höhepunkt. Und nach dem Höhepunkt war es immer aus, das fühlte er.

Es war, als würden die folgenden Tage und Wochen wie vorgespult vergehen. Er blickte zur gerade erblühten Rose und sah, wie sie bereits welkte. Ein bisschen verlor sie schon die Farbe. Ein Rosenblatt fiel ab, verabschiedete sich vom prächtigen Rosenkleid und landete am Boden. Die nächsten Blätter folgten schnell. Ein Rosenblatt nach dem anderen wurde welk und es entstanden braune Schatten an ihren Rändern. Und da sah er, wie sie fielen, eines nach dem anderen. Sie verabschiedeten sich, sie starben.

Er spürte, wie die Panik in ihm aufstieg. „Sie dürfen nicht gehen! Bleibt doch!“, schrie er und versuchte, sie aufzufangen. Er schnappte sich ein Rosenblatt und steckte es mit zitternden Fingern zurück. „Bleib doch noch ein bisschen“, flüsterte er, „nur noch ein bisschen“, und steckte das welke Blatt zurück in die Blüte. Doch vergebens. Selbst durch den Druck seiner Finger welkte es noch schneller. Er hob schnell auch die anderen Blüten auf und versuchte ungeschickt, sie auf die Rose zu legen. „Ein bisschen noch ... ein bisschen ...“, flehte er sie an. „Nicht jetzt! Nicht jetzt schon!“

Es war der sinnlose Versuch, die Vergänglichkeit aufzuhalten, um die Ewigkeit zu erreichen. Die Rose wurde müde und senkte ihren Kopf nach vorn. Ihr einst so schöner, weicher, rosiger Duft verging, ebenso wie die verwelkten Blätter. Es entstand ein abscheulicher, leiser Geruch des Todes. Er versuchte noch ein letztes Mal, die Blätter wieder einzusammeln und in den Blütenkopf hineinzustecken, doch dann fiel der ganze Kranz ab. Er erstarrte vor Angst. Was von Anfang an klar war, war nun Wirklichkeit.

Der letzte Rest des Blütenkopfes fiel auf das fein geschnittene Gras, auf die kopflose Armee des Hinaufstrebens. Da lag er nun. Einsam, tot, leblos. Ameisen und andere Insekten begannen, die verwelkten Blätter aufzufressen. Die prächtige Rose lag am Boden, wurde zu Erde und hauchte ihr letztes Leben aus. Er spürte die Trauer darüber, dass die Blütezeit wieder das Ende erreicht hatte.

Aus dem Fenster gegenüber sah die Nachbarin in den anderen Garten. Sie sah einen Mann inmitten wunderschöner Pflanzen. Fein geschnittenes Gras, beeindruckende Rosen auf der einen Seite und farbenprächtige Blumen auf der anderen. Der Mann, der Gartenhandschuhe trug und eine große, metallene Gießkanne in der Hand hielt, stand ruhig in der Mitte des Gartens. Er blickte auf seine wunderschönen Rosen, die die herrlichsten Düfte verströmten und sich in den leuchtendsten Farben präsentierten. Die Nachbarin wurde wie wohl alle Menschen magisch von dieser Schönheit und Eleganz angezogen.

Sie sah, wie dieser Mann sinnierend vor dem großen Strauch stand. Sie freute sich für ihn. Sie freute sich, dass er nach so viel Arbeit seine Ernte genießen konnte. Jeden Morgen sah sie, wie er die Rosen behutsam goss, sie schnitt und neuen Dünger brachte. All das tat er, damit sie jetzt endlich so schön dastehen konnten. Sie freute sich für ihn, denn es schien, als könne er diesen Moment des Höhepunkts wirklich genießen.

Sie beobachtete, wie die Rosen blühten. Das war der Höhepunkt der Gartensaison. Es erinnerte sie an ihre letzte Wanderung, als sie ganz oben auf dem Gipfel stand und voller Stolz ein Foto von sich machte. Dieses Foto hing noch immer in ihrem Wohnzimmer. Jeden Tag ging sie daran vorbei und wusste, dass sie diesen Berg erklommen und es bis nach ganz oben geschafft hatte. Es hing gleich neben ihrem Hochzeitsfoto – die Höhepunkte ihres Lebens, die sie im Herzen trug. Immer wenn sie an diesen Fotos vorbeiging, erfüllte es sie mit Glück, einen so schönen Moment erlebt zu haben. Sie wiederholte diesen Höhepunkt täglich, lächelte sich auf dem Foto selbst an – stolz, verschwitzt, mit einem Wanderstock, ganz oben am Gipfelkreuz stehend, mit einem Stempel auf der Handrückseite. Sie erinnerte sich noch daran, wie sie ein großes Herz in das Gipfelbuch gezeichnet hatte. Auch ihre Hochzeit war ein rauschendes Fest mit all ihren Freunden, Verwandten und Bekannten gewesen. Dieser Abend blieb für immer in ihrem Herzen. Sie war so stolz und froh, dass sie das erleben durfte und diese Erinnerung bis zum Lebensende nachhallen würde.

Auch die Nachbarin hatte einen Garten. Auch bei ihr blühten die Blumen gerade besonders schön. Sie freute sich, diesen Anblick genießen zu dürfen. In dieser Wohlgesonnenheit blickte sie zu dem Mann hinüber. Sie freute sich für ihn, dass auch er die Schönheit der Natur genießen konnte, die er täglich mit Liebe erschaffen hatte. Beiden war nicht bewusst, wie unterschiedlich der Blick auf Schönheit sein kann.

## Der Ozean

(Lokah Samastah Sukhino Bhavantu, David Lurey)

Er springt von der Klippe. Er weiß nicht einmal, warum. Mit voller Kraft ist er weggesprungen. Offensichtlich hat er richtig Anlauf genommen, denn sonst hätte er nicht so weit springen können. Während er in der Luft mit den Armen rudert, spürt er die Felsklippe hinter sich und gleichzeitig die Gischt unter sich, die in Sprühregen zerfällt. Mitten im Nichts, im freien Fall über dem Ozean. Vor ihm erstreckt sich der ewige Horizont, unter ihm liegen die Tiefen des Ozeans. Wie in Zeitlupe spürt er die Erdanziehung, die ihn hinunterzieht. Es war kein Akt der Vernunft. Es war ein Akt der Wahrheit. Er musste springen. Wenn es eine Wahrheit gab, dann diese. Kein Hass, keine Liebe, sondern reines Bewusstsein und die Klarheit, dass es sein musste. Als ob es schon immer so geschrieben stand. Es war keine Frage. Es war die eine richtige Antwort. Das Ego hatte keine Chance zu rebellieren. Es wusste selbst, dass es keinen anderen Weg gab, auch wenn es sich aufbäumen wollte.

All das geschah in Bruchteilen von Sekunden, als sein Körper plötzlich ins Wasser gezogen wurde. Es war kein harter Aufprall. Es gab keinen Knall. Und er wurde unter Wasser auch nicht langsamer. Im Gegenteil, die Geschwindigkeit seines Körpers erhöhte sich sogar noch weiter. Es war, als ob das Wasser keinen Widerstand leisten wollte, sondern ihn nur noch tiefer und tiefer in den Ozean zog. Es gab keinen Auftrieb. Er fiel immer tiefer in die Unendlichkeit des Wassers. Erst jetzt bemerkte er, dass er unter Wasser nicht mehr atmen konnte. Er hielt die Luft an und blickte hinauf. Die Wasseroberfläche war in weiter Ferne. Er versuchte, nicht noch tiefer zu sinken. Wie sollte er jemals wieder an die Oberfläche gelangen?

Tief im Ozean begann er sich langsam wieder zu bewegen. Endlich konnte er mit den ersten Schwimmzügen Stück für Stück hinaufschwimmen. Doch er war bereits zu tief im Ozean. Viel zu tief. Er werde es nicht mehr an die Wasseroberfläche schaffen, hörte er sein Ego. Panik, Angst und Verzweiflung machten sich in seinem Körper breit. Er ist zu tief im Wasser. Er schafft es nicht mehr hinauf. Das Glitzern der Sonne auf der Wasseroberfläche wirkte wie aus einer anderen Welt. Waren dort oben Wellen? Die Gischt? Der Wind? Er hörte nichts mehr. Er sah nichts mehr.

Seine Lungen begannen zu brennen. Mit geschlossenem Mund begann sein Körper, Atembewegungen auszuführen. Seine Lungen versuchten, sich zu öffnen und zu schließen, doch er hielt den Mund mit aller Kraft zu. Er war unter Wasser. Er konnte nicht atmen. Er durfte den Mund nicht öffnen, sonst würde er sterben. Er versuchte, sich mit kräftigeren Schwimmbewegungen nach oben zu kämpfen. Doch er war einfach zu tief im Ozean.

Durch die Anstrengung verlangte sein Körper nach noch mehr Luft. Er brauchte endlich Luft. Seine Tränen der Verzweiflung vermischten sich mit dem Ozean und wurden weggespült. Würde er sterben oder überleben? Sein Geist wollte aufgeben. „Ich schaffe es nicht mehr!“, schrie er mit letzter Kraft. Er wird sterben! Das ist das Ende!

In diesem Moment, als er erkannte, dass er sterben würde, entstand tief in ihm eine klare Erkenntnis. Er konnte atmen. Alles in ihm weigerte sich, doch darunter, in einer tiefen Weisheit, spürte er eine allumfassende Wahrheit. Die gleiche Wahrheit, die ihn hatte springen lassen, kam plötzlich wieder. Er schrie innerlich, kämpfte gegen sie an, sein Ego zersprang vor Wut und Angst. Warum ist er gesprungen? Warum ist er so tief in den Ozean eingetaucht? Verdammte Scheiße, er will nicht sterben! Er will nicht sterben!

Und dennoch. In seiner Verzweiflung spürte er eine unglaubliche Sicherheit. Irgendetwas hielt ihn. Irgendetwas war da. Plötzlich wusste er, dass er atmen konnte. Er wusste es tief in sich. Das ist ein Traum. Das ist ein Traum. Er kann atmen. „Wach auf, du kannst atmen!“ Seine Lungen brannten und er konnte den Drang, nach Luft zu holen, nicht mehr zurückhalten. Es ist ein Traum. Er stellt sich das alles nur vor. Es ist seine Vorstellung. Der Ozean ist seine Vorstellung. Er kann atmen. Er wusste, dass sich jetzt entscheiden würde, ob er sterben oder leben würde. Irgendetwas in ihm gab ihm die Sicherheit, dass er überleben würde. Er öffnete

den Mund und atmete ein, als hätte er noch nie zuvor geatmet. Mitten im Ozean, tief unter Wasser, sog er die Luft ein, die er so sehr brauchte.

Es fühlte sich an wie sein erster Atemzug. Tief, zitternd und mit Schmerzen in der Lunge atmete er das Leben ein. Er wachte in seinem Traum auf. Alles war so klar. Er atmete unter Wasser. Und er flog schwerelos. Er war ganz bei sich. Das alles war nur seine Vorstellung. Alles ist seine Vorstellung. Er atmete frei. Es ist sein Traum, aus dem oder in den er aufgewacht ist. Völlige Stille. Wo war die Felsklippe? War diese wilde Gischt auch nur seine Vorstellung? Konnte er selbst entscheiden, ob er sich im Ozean befand oder nicht? Es war schön. Alles war so schön. Ein Moment der völligen Klarheit. Alles war genauso, wie es sein musste. Alles bewegte sich, wie es sich bewegen sollte. Alles war richtig. Er war in sich angekommen. Er selbst war Teil seiner selbst und des Universums. Er atmete ruhiger. In tiefer Ruhe. Tief in sich.

## Die Erde

(Lights off, Parov Stelar)

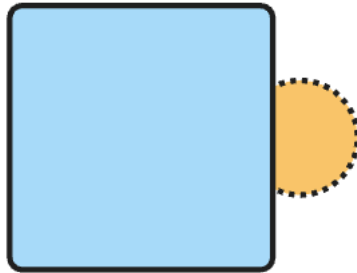
Er lässt los. Es ist Zeit, loszulassen. Seine Vorstellungen schmelzen. Sein Herz schmilzt in seinen Händen. Es zerfließt. Ängstlicher, kalter Schauer, der sich den Rücken hinunterzieht. Aber er spürt ein wohlig warmes Gefühl in den Händen. Es ist richtig. Die warmen Tränen fallen auf das zerfließende Herz. Sie vermischen sich zu Feuer und Wasser. Und fließen. So gerne würde er sie aufhalten, festhalten, nie wieder loslassen. Und doch ist es richtig. Brennende Wassertropfen. In Zeitlupe formen sie sich zu wunderschönen Kugeln. Sie fallen. Zeitlos und unbarmherzig. Ohne Zeit und ohne Raum. Am Boden angekommen, explodieren sie wie Natrium im Wasser. Ohrenbetäubend still. Der Schall trifft sein Herz, das weiter zerfließt. Fassungslos starrt er auf seine Hände. Das Herz schmilzt mit seinen Tränen weiter. Er hält es nicht auf. Es ist Zeit, es gehen zu lassen. Er lässt es nicht einmal gehen. Es geht. Es entscheidet. Er lässt es zu. Es lässt ihn zu. Seine Hände brennen vor Hitze. Sie beginnen zu schmelzen. Und in ihm entsteht Ruhe. Die tiefe Ruhe entsteht in ihm. Er macht nichts mehr. Sie nimmt ihn mit. Er heult auf vor Schmerz, sterben zu müssen. Ein kurzer, stummer Schrei in den Himmel, während sich seine Hände weiter auflösen. Er fühlt keine Finger mehr. Hatte er jemals welche? Wie heißes Plastik schmelzen seine Arme. Entsetzen und völlige Gewissheit vermischen sich in seinem sich auflösenden Körper. Es fühlt sich frei an, keine Hände mehr zu haben. Alles schmilzt. War es das? Stirbt er? Die Antwort ist längst gegeben. Er sinkt zu Boden. Sein Ich zerfließt bereits. Sein Körper sinkt zu Boden. Er wird zu Boden gezogen. Alles ist so weich. Es gibt nichts, woran er sich festhalten könnte. Nichts ist mehr fest. Sein Ich vermischt sich mit seinem zerflossenen Herzen. Irgendwo nimmt er noch wahr. Aber es ist nicht mehr er. Da ist nur noch Wahrnehmung. Wahrheit nimmt und ist. Sein Körper wurde zu einer geschmolzenen Masse.

Aber es ist nicht nur ein Sterbensprozess. Es entsteht ein Gefühl mit der Erde. Es dringt in sie ein. Er ist verleitet zu denken, dass er die Erde fühlt. Doch er denkt es nicht mehr. Auch sein Kopf beginnt sich zu zersetzen. Die Erde denkt ihn. Er und die Erde verschmelzen. Er ist Erde. Die Erde ist er. Sein Herz ist gestorben und gleichzeitig überall. Seine Tränen sind gefallen und gleichzeitig in der Erde eingetaucht. Alles zischt, Feuer und Wasser vermischen sich in Erde und Luft. Alles explodiert. Seine Augen sind noch weich miteinander verbunden. Tränen und Erschrecken spiegeln sich darin wider. Die Angst zu sterben. Der letzte Versuch dem Tod zu entinnen. Und in diesem Moment öffnen sich die Augen. Heiße Luft strömt aus ihnen heraus. Ein letztes Ausatmen. Die Gewissheit, dass alles gut wird. Das letzte Loslassen. Sie verabschieden sich von ihrer Form. Die Wahrnehmung eines Ichs verabschiedet sich. Alles schmilzt.

Nur die letzte Idee einer Form hält sich noch. In einem kurzen Augenblick. Es herrscht völlige Stille, dann plötzlich eine Explosion. Eine Explosion, die nicht mehr gehört wird. Ein Feuerblitz, der nicht mehr gesehen wird. Ein letztes Aufbegehren, ein Schreien der Angst, die nicht mehr gefühlt wird. Ein Loslassen, das nichts mehr fassen kann. Und Ruhe. Alles wird in die Erde gezogen. Alles wird Erde. Alles bewegt sich. Alles fühlt sich. Alles ist mit allem verbunden. Alles ist eins. Alles ist richtig. Genauso, wie es ist. Es war nie anders. Gab es jemals eine Trennung zwischen Erde und Körper? Gab es jemals Körper? Es ist Wahrnehmung. Es ist einfach da. Alles ist gleichzeitig. Alles war schon immer da. Das Leben fühlt sich durch die Erde. Es ist Leben. In der zeitlosen Tiefe und Unendlichkeit. Nie war es anders. Nie wird es anders sein. Alles fühlt sich gleichzeitig. Es fühlt sich. Alles ist da. Alles ist.

# Der Versuch im Außen zu bleiben

Im Außen leben  
Illusionen aufrechterhalten  
Die Zeichen ignorieren  
Die Muster wiederholen



## Der Termin

(Give it 100, Saint Chaos)

„Fuck, fuck, fuck!“, fluchte er laut. „Fahr endlich weiter!“, schrie er das Auto vor ihm an. Und wieder blieb es stehen. Das rote Licht strahlte durch den verregneten Abend wie brennende Laserpointer in seine Augen. Wollte er, dass er erblindet? „Fahr endlich, du Arschloch!“ Er war tief in seiner Wut verloren. Von außen hätte man ihn in Zeitlupe beobachten können. Ein Mann in seinem schwarzen Auto. Sein Lenkrad war mit edlem Leder umspannt. Besonders fein und zart für die Hände. Eine Sitzheizung, um im Winter eine angenehme Temperatur einstellen zu können. Wohlige Wärme im Rücken. Der Sitz war verstellbar und konnte sich wie ein Yoga-Meister in unterschiedlichste Richtungen verdrehen. Etwas weiter nach hinten, etwas weiter nach vorne. Die Rückenlehne kann gerader gestellt oder nach hinten gelegt werden. Die Kopfstütze lässt sich in der Höhe verstellen und ist mit weichem Schaumstoff gepolstert. Ein ästhetisches Armaturenbrett, das wellenförmig durch das gesamte Auto designt war. Die Anzeigen leuchteten in beruhigendem Blau, das besonders schonend für die Augen war. Ein Automatikgetriebe, damit man nicht einmal mehr schalten muss. Ein adaptiver Tempomat, damit ein Fahrer auf langen Strecken nicht ständig das Gaspedal drücken muss. Eine Spurhalteassistent, damit das Auto geradeaus weiterfährt, auch ohne zu lenken. Eine automatische Parkassistent, die das Einparken übernimmt. Elektronische Schlüssel, die das Auf- und Zusperrern des Autos hinfällig machen. Die Türen öffneten sich, wenn man sich dem Auto näherte. Der Kofferraum ging auf, wenn man die Füße unter das Auto hielt. Dieses Auto stand im Stau. Und der Fahrer saß mitten drin.

Seine Hände verkrampften sich um das Lenkrad, als wollte er es erwürgen. Seine Hände waren weiß, da selbst das Blut durch den Druck keinen Platz mehr in den Adern hatte. Anstatt sich gemütlich auf der Rückenlehne zurückzulehnen, war sein Körper nach vorne gebeugt. Jeder Muskel war angespannt, als hätte er ein Fitness-Training mit kraftvollen Sit-ups begonnen. Sein Kopf war hochrot. Das Blut, das in den Händen keinen Platz mehr hatte, schoss in den Kopf, um die Blutgefäße zu unterstützen, die Hilfe brauchten. Seine Augen drohten aus den Höhlen zu platzen, doch die Nervenfasern hielten sie mit aller Kraft zurück, genauso wie der Gurt seinen Oberkörper. Seine Nase war verzerrt wie bei einem knurrenden Wolf kurz vor dem Angriff, faltig, bereit zum Kampf. Sein Mund bewegte sich mit fletschenden Bewegungen auf und zu.

Langsam öffnete er sein Gebiss wieder und seine Zähne wurden sichtbar, die vom Zahnfleisch festgehalten wurden. Die Lunge presste die zuvor eingeatmete Luft zuerst durch den immer röter werdenden Hals und dann durch den Mund aus. Zusammen mit einem Sprühregen aus Speichel flog sie ästhetisch über die blau schimmernde Armatur und landete auf der Windschutzscheibe. Warum gab es eigentlich keine Scheibenwischer im Innenraum?

„Fahr endlich weiter, verdammt nochmal!“, donnerte es wieder aus dem Auto. Die Hupe ertönte erbost, um die starren Blechtrottel vor sich anzuschieben. „Jetzt reicht's. Jetzt reicht's wirklich“, fluchte der Fahrer, blickte gestresst um und hinter sich. „Ich kann auch anders.“ Mit diesem Satz drehte er das Lenkrad brutal zur Seite und fuhr auf den Gehsteig. Ein lautes Gehupe hinter ihm verfluchte ihn. „Fickt euch doch!“, schrie er der anonymen Menge zu. Er fuhr an den stehenden Autos vorbei. Gierig, voller Wut. Er drückte auf das Gaspedal. Der Motor heulte auf, und er fuhr los. Endlich. Es fühlte sich so frei an. „Los, los, los“, spornte er sich selbst an und warf einen gestressten Blick auf die Uhr. Er wischte sich über die verschwitzte Stirn. Er konnte nur kurz nichts sehen, weil sein eigener Arm seine Augen verdeckte. Es war ein kurzer Schatten, der plötzlich vor ihm stand. Dann ein dumpfer Knall. Irgendetwas flog über die linke Seite seiner Windschutzscheibe hinweg. „Fuck, fuck!“, schrie er und drückte auf die Bremse.

Er hörte sein Herz schlagen. Es pochte so laut wie nie zuvor. Was war geschehen? Er sah in den linken Seitenspiegel. Eine schwarze Masse lag hinter seinem Auto. Bewegungslos. „Scheiße, scheiße!“, hörte er sich leise fluchen. Dann warf er einen Blick in den rechten

Seitenspiegel. Es war dunkel. Neblig. Er konnte nicht viel erkennen. Menschen stiegen aus ihren Autos. Sie liefen zu der schwarzen Masse. Er konnte sie kaum sehen. Wenn er sie nicht sehen konnte, dann konnten sie ihn auch nicht sehen, schoss ihm durch den Kopf. Ein kurzer Blick auf die Uhr. „Scheiß drauf“, dachte er und stieg wieder auf das Gaspedal. Der Motor heulte auf, und das Auto schoss mit über 200 Pferdestärken nach vorne. Die Tachometernadel raste um die Kurve hinauf zu den dreistelligen Zahlen. Weiter, weiter, weiter. Keine Zeit verschwenden. Vorbei an den stehenden Autos. Die kalten Schweißtropfen zischten und verdunsteten in Sekundenschnelle auf seiner erhitzten Stirn, wie die Nebeltropfen auf seiner Motorhaube.

Sein Blick war nach vorne gerichtet, seine verkrampften Hände klammerten sich fest ans Steuer. Er sah kaum, wohin er fuhr, und drückte noch fester auf das Gaspedal. Endlich, dort vorne war das Ende des Staus. Ein Autounfall. Am steckengebliebenen Auto vorbei schoss er wieder auf die Fahrspur. Empörte und schockierte Hupen beschimpften sein Manöver. Es war ihm egal. „Los, weiter“, ertönte es in seinem Kopf. Das Getriebe schaltete einen Gang nach dem anderen nach oben. In der nächsten Kurve riss er das Lenkrad herum, die Reifen quietschten, weiter geradeaus, weitere Biegungen, Kurven. Endlich, da vorne, war sein Ziel. Mit einem letzten Kraftakt ließ er die tonnenschwere Maschine noch einmal aufheulen, um kurz danach eine Vollbremsung hinzulegen. Die Reifen quietschten und rauchten, sein Körper wurde nach vorne geschleudert, nur der Gurt hielt ihn wieder fest. Und dann plötzliche Stille. Der Motor vibrierte noch vor Anstrengung. Er schnaufte erschöpft, als wäre er gelaufen. Ein kurzer Blick auf die Uhr. Ja, er war pünktlich. Genau rechtzeitig, wie geplant. Er schaltete den Motor ab. Es war dunkel. Er blickte in den Rückspiegel. Niemand hatte ihn verfolgt. Er war allein. Pünktlich am Ziel. Genau dort, wo sein Navigationssystem ihn hingeführt hatte. Er hatte 100 Prozent gegeben. „Koste es, was es wolle“, hörte er noch in seinen Gedanken nachhallen.

Er öffnete den Sicherheitsgurt und stieg aus dem Auto. Kühle Luft begrüßte ihn auf der dunklen Landstraße, umgeben von Feldern. Das alte Haus stand einsam an der Straße. Er ging die Treppen zur Eingangstür hinauf. Warum war kein Licht angeschaltet? Es war ein großes Holzhaus. Die Klingel war aus altem Messing gefertigt. Er läutete, aber es geschah nichts. Die Glocke war zu hören. Er läutete noch einmal. „Hallo?“, rief er in die dunklen Fenster. Keine Antwort. Irritiert nahm er sein Handy aus seiner Hosentasche. Eine neue Nachricht. Er öffnete sie: „Es geht sich bei mir heute nicht aus. Wir verschieben die Pokerrunde auf nächste Woche.“ Er las die Nachricht zweimal. Dann schaltete er das Handy aus. „Fuck!“, schrie er in die Nacht hinein. Heute wäre er endlich einmal pünktlich gewesen. „Scheißdreck“, fluchte er, als er zu seinem Auto zurückging. Er sah, dass sein linkes Vorderlicht zerbrochen war. Eine dunkle Flüssigkeit tropfte langsam hinunter. „So ein Scheiß“, fluchte er, trat gegen das Auto und setzte sich wieder auf den Fahrersitz. Langsam drehte er das Auto um und fuhr nach Hause. Er hatte sich völlig unnötig gestresst.

## Halbmarathon

Sie fühlt sich, als könnte sie einen Halbmarathon laufen. In letzter Zeit ist sie oft joggen gewesen und fühlt sich stark genug, um ihn zu bewältigen. Sie sieht sich schon den ganzen Weg laufen, dabei schwitzen, angefeuert werden, ins Ziel kommen und stolz auf sich sein, weil sie es geschafft hat. Der Startschuss knallt über die Menge, die sich träge, aber motiviert bewegt. Schnell kommt sie in ihren Rhythmus und stellt sich bereits vor durch das Ziel zu laufen. Nach kurzer Zeit sieht sie aber auf der Seite einen Wasserstand. Sie spürt, dass sie Wasser braucht, und empfindet den Drang, das kühle Nass in ihren Körper fließen zu lassen. Allein die Aussicht darauf bringt ihr Erholung, und als sie die ersten Schlucke getan hat, durchströmt sie eine bestätigende Kühle. Doch die Sonne sticht zu stark auf ihren Körper. Ihre Augen blinzeln und sie kann ihre Umgebung nicht mehr genau erkennen. Nur der Schatten eines Baums wirkt deutlich, und sie merkt, dass ihr Körper den kühlen Schatten ansteuert.

Schon die ersten Schritte bestätigen ihr, dass sie auf dem richtigen Weg ist. Dort angekommen, erlebt sie den wohlwollenden Einfluss dieser mächtigen Pflanze. Innerlich bedankt sie sich bei dem Baum dafür, dass er sie vor der Sonne beschützt und so viel Schatten spendet. So viel, dass sie bereits eine Gänsehaut auf den Armen bekommt. Der Wind ist stärker geworden und trägt die Wärme ihres Körpers sanft von ihr weg. Sie beginnt zu frieren. Zuerst auf den Unterarmen, dann auf den Oberarmen. Als die Kühle schließlich ihren Nacken erreicht, entschließt sie sich, etwas dagegen zu tun. In einer kleinen Boutique hinter ihr lächelt sie ein Pullover an. Er scheint dünn und weich zu sein und sie fühlt bereits das angenehme Material auf ihrer Haut.

Im Geschäft angekommen, erblickt sie einen jungen Mann, der sie interessiert ansieht. Sie erwidert den Blick, lächelt, und fühlt ihre innere Erregung aufflammen. Es werden nicht viele Worte gewechselt, bis sie sich in einer der Umkleiden vereinigen. Schnell, wild, leidenschaftlich, mit einem Kuss auf seine Wange verabschiedet sie sich von ihm, ohne den Pullover gekauft zu haben. Sie setzt sich auf eine Parkbank, verschnauft noch mit pochendem Herzen, als eine Ameise ihre Hand kitzelt. Fasziniert betrachtet sie die Ameise, während diese sich auf ihrer Hand bewegt. Dann lässt sie die Ameise auf der Parkbank weiterkrabbeln und geht zur nächsten Straßenbahn. Als diese ankommt, dreht sie sich weg, weil sie eine Eisdiele entdeckt hat, die sie magisch anzieht. Allein die Vorstellung von dem kühlen Eis auf ihrer Zunge lässt sie erschauern, und nur wenige Augenblicke später spürt sie, dass sie die richtige Entscheidung getroffen hat.

Die Straßenbahn bringt sie nach Hause. Sie öffnet die Haustür, zieht die Schuhe aus und geht duschen. Mit nassen Haaren geht sie in die Küche, ohne zu bemerken, dass ihr Mann bereits am Tisch sitzt. Sie erwidert seinen Gruß abwesend und hört den nächsten Podcast. Halb hier, halb da und eigentlich nirgendwo. Während sie eine Avocado aufschneidet, spürt sie das Verlangen, noch etwas zu trinken. Ein Orangensaftglas später liegt sie auf der Couch, vertieft in den Podcast, und scrollt durch ihre Nachrichten am Handy. Die Avocado auf dem Tisch blickt die geöffnete Orangensaftpackung an. Die Frage ihres Mannes, wie es ihr geht, nimmt sie nur in der Ferne wahr. Sie schickt noch zwei Smileys an ihre Begegnung in der Boutique, lächelt ihren Mann an und meint, dass es ihr gut gehe. „Es war schön, wieder laufen zu gehen“, sagt sie nachdenklich vor sich hin, bereits abwesend. Sie stellt sich vor, wie sie den ganzen Weg lief, schwitzte, angefeuert wurde, ins Ziel kam und stolz auf sich war, es geschafft zu haben. Sie fühlt diesen Stolz, so weit gelaufen zu sein. In ihrer Vorstellung ist sie halb gelaufen und halb nicht. Ein Halbmarathon. Zufrieden schläft sie ein.

## Der tiefe Wunsch

(Wandering Mind, Calmly)

„Willst du nicht aufessen?“, fragte er seinen Sohn, obwohl er bereits wusste, dass dieser nicht antworten würde. Es vergingen einige Sekunden. Nur das Ticken der Küchenuhr war zu hören. Wenigstens irgendetwas bewegte sich. „Warum heißt es eigentlich Tick-Tack? Das Geräusch ist doch immer dasselbe, also Tick-Tick oder Tack-Tack“, hörte er sich denken, während er auf die Reaktion seines Sohnes wartete. „Na gut“, sagte der Vater nach einer gefühlten Ewigkeit der Stille und nahm resigniert den Teller in die Hand. Er aß wieder einmal selbst das belegte Butterbrot mit fein geschnittener Extrawurst und bedacht platzierten Essiggurken. „Eigentlich war das Brot für dich gedacht“, sagte er mit vollem Mund, aber ohne Vorwurf, und ging zum Geschirrspüler, um den Teller einzuräumen. „Sag mir einfach, wenn du Hunger hast, dann kann ich dir noch etwas machen. Wenn du willst, kann ich dir auch etwas anderes geben. Sag einfach, was du brauchst.“ Er räumte den restlichen Tisch auf und trank auch den Himbeersaft aus, nachdem er seinen Sohn fragend angesehen und abgeklärt hatte, ob er den Saft trinken wolle. „Ich hoffe, du hast alle Hausaufgaben fertiggemacht. Morgen ist Montag. Ich möchte nicht, dass du ohne erledigte Hausaufgaben in die Schule gehst.“

Er holte sich ein kühles Bier aus dem Kühlschrank und ging hinaus auf seine Terrasse. Es war ein lauer Sommerabend, und er spürte die Wärme der kommenden Jahreszeit sowie den leichten Wind, der über seine Arme strich. Er genoss es, dass zumindest der Wind zärtlich zu ihm war. Er blickte verträumt auf sein Bier. Es hatte einen dieser neuen Verschlüsse, die sich selbst mit der Hand aufdrehen ließen. Eine richtig gute Erfindung! Er sah vor seinem inneren Auge, wie der Chef einer Brauerei eine Bierflasche in die Mitte eines Tisches stellte und zu seinen Mitarbeitern sagte, sie müssten eine bessere Möglichkeit finden, eine Bierflasche zu öffnen. Vielleicht gab es zu viele Unfälle, weil manche Menschen ein Bier trinken wollten, aber keinen Bieröffner dabei hatten. Welche Ideen hatten sie wohl, um die Flasche zu öffnen? Wenn man richtig durstig ist, tut man alles, um seinen Wunsch zu erfüllen und das Bier zu trinken. Durstige Menschen finden Möglichkeiten, ihren Wunsch zu befriedigen. Einige werden versucht haben, den Verschluss aufzudrehen und sich dabei verletzt zu haben. Andere haben ein Feuerzeug benutzt, um den Kronkorken von der Flasche zu entfernen. Vielleicht kam es dabei sogar schon einmal zu einer Explosion? Wieder andere nutzten ihre Zähne, um endlich etwas trinken zu können. Haben sie sich dabei einen Zahn ausgebrochen? Andere haben den Flaschenhals aufgebrochen und sich dabei mit den Glasscherben vielleicht die Lippen oder sogar den Hals aufgeschlitzt. Fürchterliche Gedanken. Aber wenn Menschen den starken Wunsch hatten, Bier zu trinken, dann machten sie wohl alles, um ihn zu erfüllen. „Und das müssen wir ändern“, sagte der Chef in seiner Vorstellung. Einer der Techniker hatte die brillante Idee eines Schraubverschlusses. Sie stellten die gesamte Produktion um, sodass es seitdem Bierflaschen gab, die sich ohne Hilfsmittel öffnen ließen. Eine geniale Erfindung.

Ein leises Ploppen ertönte, als er das Bier mit dem Flaschenöffner vom aufdrehbaren Kronkorken befreite. „Die Welt mag sich ändern“, sagte er leise zu sich selbst, „bestimmte Gewohnheiten von mir aber nicht.“ Er mochte das Geräusch und das anschließende Zischen der Kohlensäure, wenn er den Verschluss öffnete. Warum sollte er das Bier aufdrehen, nur weil ein paar Idioten keinen Flaschenöffner hatten, fragte er sich kopfschüttelnd. Er interessierte sich nicht für die Welt da draußen. Er wollte einfach nur sein Leben leben, auf die Art und Weise, die für ihn passend war. Wenn er sein Bier aufpoppen lassen wollte, dann tat er es eben. Er nahm genüsslich einen Schluck nach dem anderen und spürte, wie die kühle Flüssigkeit prickelnd seinen Hals hinunterfloss. Er atmete tief ein und aus.

„Komm doch raus zu mir! Es ist endlich wieder warm geworden“, rief er seinem Sohn zu. Er erwartete keine Reaktion. Langsam stand er auf, ging hinein, nahm seinen Sohn bei der Hand und brachte ihn hinaus. „Na, komm schon, setz dich zu deinem alten Vater und leiste ihm Gesellschaft.“ Da saßen die beiden. In der hereinbrechenden Nacht. Je dunkler es wurde, desto

weniger konnte er sehen. Das genoss er. Die farbenfrohe Realität widerstrebte ihm, denn sie war nie ganz so, wie er sie sich wünschte. Im Dunkeln der Nacht konnte er seine eigenen Bilder entstehen lassen und seine eigenen Farben kreieren. Er genoss die Zweisamkeit. Als er noch allein lebte, fühlte er sich immer einsam. Irgendetwas fehlte ihm, doch sich selbst hatte er noch nie bewusst entdeckt. Er brauchte das Außen, um sich selbst fühlen zu können. Während die Bierflasche seine Hand kühlte, strich ihm der Wind wieder wärmend über den Arm.

„Als ich so alt war wie du, bin ich gerade in das Waisenhaus gekommen“, erzählte er in die Nacht hinein. „Ich kann mich noch genau daran erinnern, wie ich zum ersten Mal in meinem Leben alleine in einem fremden Bett einschlafen musste. Ohne einen Gutenachtkuss meiner Mutter. Und ohne meinen Vater in der Küche zu hören, wie er das Geschirr gerade weggeräumt hat. Ich machte kein Auge zu. Es war vollkommen dunkel und ich war ganz allein. Ich habe auf die Decke hinaufgeschaut. Die Straßenlampe war nur leicht von außen zu sehen. Ich habe damals geweint. Eine Träne nach der anderen ist mir über die Wange hinuntergeronnen“, er seufzte leise in die Nacht hinein. "Später hat man mir erzählt, dass ich in einem Schockzustand war. Ein Trauma. Aber die Tränen haben sich gut angefühlt. Sie waren so warm an meiner Wange. Irgendwie, wie die Hand meiner Mama. Es hat sich angefühlt, als ob sie mir mit ihren warmen Fingern zärtlich über die Wangen gestrichen hat. Diese Nähe habe ich sehr vermisst. Und jede Träne war dann wieder eine weitere Berührung. Ich konnte sie wieder fühlen." Er strich sich unbewusst mit seinem eigenen Finger über die Wange. "Weißt du, im Dunkeln konnte ich mir das richtig gut vorstellen. Ich habe nicht ihr genaues Gesicht gesehen, aber ich habe sie irgendwie gefühlt. Deine Oma. Wie sie an meinem Bett gesessen ist und liebevoll mit mir geredet hat. Ich habe ihre Worte nicht verstanden, die sie mir zugeflüstert hat. Aber ich habe sie gespürt. Im dunklen Zimmer habe ich mir dann vorgestellt, wie sie ausgesehen hat. Ich habe mir die Welt vorgestellt, die ich mir als Kind so sehr gewünscht hatte. Und dann war sie wirklich wieder da. Sie ist neben mir gesessen. Und ich habe sie gespürt. Ihre zärtlichen Finger, die warmen Tränen. Ich habe mir vorgestellt, wie ich das Geschirr aus der Küche gehört habe, das mein Papa weggeräumt hat. Dein Opa. Es war eine schöne Nacht."

"Irgendwann hatte ich keine Tränen mehr in mir. Die letzten Tropfen sind auf das Bett gefallen und sind getrocknet. Irgendwann habe ich gesehen, dass die Sonne wieder aufging. Sie hat meine wunderschöne Vorstellung verdrängt. Jede Minute ist es heller geworden. Jede Minute konnte ich mir weniger deutlich meine Mama vorstellen. Ich habe nur noch die salzigen Reste von den eingetrockneten Tränen auf meinen Wangen gespürt. Die Geräusche des Geschirrs sind auch leiser geworden. Es war wie ein Abschied. Das Straßengeräusch und das Vogelgezwitscher von draußen haben mir auch die Gedanken an den Papa weggenommen. Danach habe ich den ganzen Tag geschlafen. Ich bin erst wieder aufgewacht, als es wieder Nacht geworden war."

Er schwieg. Er ließ seine Worte verklingen und trank in Ruhe einen Schluck von seinem kühlen Bier. Er hätte sich gewünscht, dass wieder eine Träne entstehen würde, so wie früher. Doch seit jener Nacht kamen keine mehr. Er war ausgetrocknet, genauso leer wie die Bierflasche vor ihm, die ihn etwas wehmütig ansah. „Hier drehen“ stand auf dem Verschluss, den er nicht gedreht hatte. Er seufzte betrübt und strich über die schwarzen Haare seines Sohnes, der ihn gewähren ließ. „Weißt du“, sinnierte er weiter, „ich habe mir immer einen Sohn gewünscht. Anfangs konnte ich mir nicht vorstellen, wie es sein würde, ein Vater zu sein, vor allem ein alleinerziehender. Es war immer ein tiefer Wunsch in mir. Vielleicht auch deswegen, weil ich mir selbst immer einen Vater gewünscht hatte. Einen Vater, der mich sieht, wenn ich größer werde. Einen Vater, der für mich da ist. Der mich von der Schule abholt. Der mir Essen macht, wenn ich hungrig bin. Der mit mir redet und mir die Welt erklärt. Der mir von seiner Kindheit erzählt. Ein Vater, der mich umarmt, wenn ich eine gute Schulnote bekomme. Ein Vater, der mir zjubelt, wenn ich bei einem Fußballspiel ein Tor schieße. Einfach ein Mensch, der mich wirklich liebt."

Der Wind strich ihm wieder behutsam über die Arme. In der Dunkelheit konnte er das Gefühl von Nähe wieder umarmen. „So ein Vater möchte ich für dich sein“, schloss er seinen Monolog. Er genoss die Stille. So wie früher, als er sich seinen Vater und seine Mutter vorstellen konnte und sich weniger allein fühlte. Die Dunkelheit der Nacht ließ seine Träume wahr werden. Je weniger die Realität von außen in ihn einströmte, desto genauer konnte er seinen Wunsch erleben. In der Dunkelheit wurde sein Wunsch nach einem Sohn Wirklichkeit. Die schwarzen Kunsthaare bewegten sich im Wind. Die fein geschnitzte Holznase wirkte echt. Der Glanz in den Glasaugen erinnerte ihn an echte Tränen. Der neu gekaufte Pullover passte ihm wie angegossen. „Jetzt wird es aber Zeit, schlafen zu gehen“, flüsterte er ihm leise ins Ohr. Er nahm seinen Sohn bei der Hand und trug ihn in sein Kinderzimmer. Das Licht drehte er dabei nicht an. Er zog ihm den Pullover aus und den Pyjama an. „Wenn du älter bist, wirst du dich selbst umziehen können“, lächelte er ihm zärtlich zu. Er legte ihn ins Bett und deckte ihn mit einer weichen Decke zu. An der Bettkante sitzend, strich er ihm wohlwollend über die Wangen. Er hörte selbst nicht mehr, welche Worte er fand, damit er einschlafen konnte. So wie damals mit seiner Mutter. Worte der Nähe und Geborgenheit. Ganz leise hörte er noch die letzten Geräusche aus der Küche nachklingen, das Geschirr, das weggeräumt wurde. „Schlaf gut, mein Sohn.“ Er küsste ihn auf die Stirn und schloss leise die Tür des Kinderzimmers. Er war glücklich, nicht allein sein zu müssen.

## Der gemeinsame Weg

(With a little help from my friends, Joe Cocker)

„Na, komm schon!“, rief sie ihm zu, während sie über den Waldweg gingen. Sie trug ihre neue Jogginghose und war froh, endlich wieder an der frischen Luft zu sein. Es roch herrlich im Wald und die Natur im Frühling spiegelte sich in ihrem Magen wider. Alles blühte auf, die Welt erblickte erneut das Leben, das überall sprießen wollte. Blumen, Bienen und die Vögel am Himmel, sie könnte gerade alle umarmen. Sie atmete tief ein und ließ einen Jauchzer von sich. Mit ausgebreiteten Armen drehte sie sich im Kreis und fühlte, wie das Leben durch ihren Körper strömte. „Hier bin ich!“, rief sie ihrem Freund zu. Er war nicht so schnell wie sie, das wusste sie schon. Und so lief sie immer einige hundert Meter voraus. Wenn sie ihn nicht mehr sah, lief sie wieder zurück. Sie fühlte sich wie ein junger Hund, der einem imaginären Ball hinterherjagt und, sobald er ihn geschnappt hat, wieder zu seinem Herrchen oder Frauchen zurückläuft. Sie lief zu ihm, berührte seine Nase mit ihrer, ließ die Schultern fallen und schaute, als wäre sie tatsächlich ein Hund. Mit halb bellender Stimme und den Kopf drehend flehte sie ihn ironisch an: „Wirf nochmal den Ball. Einmal noch. Los, wirf ihn!“ Danach kniete sie sich vor ihm nieder, hechelte und wartete gespannt auf seine nächste Bewegung. Er verdrehte die Augen, spielte aber mit. „Na gut. Los, hol das Balli!“ Er holte weit aus und schoss den nicht vorhandenen Ball wieder nach vorne. Sie bellte und rannte vergnügt los. Er lächelte und folgte ihr in seinem eigenen Tempo.

Sie wussten beide, dass er sich lieber auf geraden Straßen bewegte. Auch dort war er nicht so schnell wie sie. Sie lief einfach die doppelte Strecke, indem sie vor und zurück und manchmal einfach mitten in den Wald lief. So konnten sie ihre gemeinsamen Ausflüge zusammen unternehmen. Am Anfang ihrer Beziehung hatten sie oft Diskussionen. Warum er nicht einmal wandern gehen wollte. Warum er immer auf geraden Straßen gehen wollte. Warum er nicht auch einmal trainieren wollte. Und umgekehrt. Warum sie immer wandern gehen wollte. Warum sie unbedingt durch den Wald gehen wollte. Warum sie unbedingt trainieren musste. Irgendwann endeten sie damit, gemeinsam auf Straßen durch den Wald zu spazieren. Der kleinste gemeinsame Nenner, der entsteht, wenn man nicht über den Tellerrand blicken will. „Ausreichend zufrieden“, hat sie ihre Beziehung einmal mit ironischem Blick genannt.

Als sie das erste Restaurant erreichten, sprang sie die Stufen hinauf, blickte auf die Tafel vor der Tür und las die darauf beschriebenen Köstlichkeiten. „Hier gibt es sogar Germknödel mit Vanillesauce!“, rief sie ihm von oben zu. Sie wollte schon hineingehen, als sie bemerkte, dass er zögerte. Wieder einmal. Der lustige junge Hund verlor augenblicklich seine Energie und begann zu winseln. „Ach, komm schon, gehen wir doch hier hinein.“ Aber sie wusste eigentlich schon, dass er nicht wollte. Irgendetwas schien ihm an diesem Restaurant nicht zu gefallen. Wieder einmal konnte sie nicht das tun, was sie eigentlich wollte. Etwas enttäuscht ging sie die Stufen zu ihm hinunter. Ihren Gefühlen ausweichend zeigte er auf das Restaurant daneben. Na gut, meinte sie, ihre Zufriedenheit wieder suchend, und lief zum andere Restaurant. „Aber Germknödel haben die hier nicht“, rief sie ihm schon von weitem zu. Immerhin ließ er sich darauf ein. Um einer Diskussion vorzubeugen, setzte sie sich auf die Bank, da sie schon wusste, dass er sich niemals auf eine Bank setzen würde. „Dafür möchte ich als Nachtisch eine Crème brûlée“, verkündete sie enthusiastisch. Kurz darauf genoss sie jeden einzelnen Löffel und unterstrich ihren Genuss mit geschlossenen Augen und zufriedenen Seufzern.

Zurück beim Auto setzte sie sich auf den Fahrersitz und wartete, bis er sich hineinsetzte, was immer etwas länger dauerte. Er selbst hatte nie den Führerschein gemacht. Dann fuhren sie in ihre schöne Wohnung zurück. Sie hatten fast ein Jahr gesucht, bis sie endlich das Richtige gefunden hatten. Er wollte immer im Erdgeschoss leben, sie hingegen immer in einem oberen Stockwerk. Sie einigten sich darauf, eine Dachgeschosswohnung zu nehmen, aber er bestand auf einen Aufzug, den sie nicht benötigt hätte. Auch bei der Innenarchitektur konnten sie immer Kompromisse finden. So wollte er beispielsweise keinen Teppichboden, sondern Parkett haben.

Das konnte sie akzeptieren, solange sie das Holz aussuchen durfte. Auch ein niedrigerer Tisch war ihm wichtig. Es sei für ihn angenehmer, hatte er damals gesagt. Sie vermutete, dass ihm der japanische Stil gefiel. Immerhin sah er sich gerne Mangas an und in Japan sitzt man oft direkt auf dem Boden. Aber das wäre ihr dann doch zu viel gewesen. Dafür durfte sie sich die Stühle aussuchen; die waren für ihn wiederum nicht wichtig.

„Ich geh kurz duschen“, sagte sie und fragte ihn nicht einmal, ob er mitkommen wolle. Auch das war eine seiner Eigenheiten. Er ging eigentlich immer nur in die Badewanne. Frisch geduscht und noch mit nassen Haaren setzte sie sich an den Tisch, auf dem hunderte Fotos verstreut lagen. In zwei Wochen war ihr fünfjähriges Paar-Jubiläum, für das sie endlich einmal ein Album erstellen wollte. Während sie im Hintergrund gemütliche Musik hörte, ging sie konzentriert die ausgedruckten Fotos durch. Sie hatten schon einige Reisen gemeinsam unternommen und sie wollte die schönsten Bilder ganz klassisch in ein Fotoalbum kleben. Auf den Fotos wirkte sie immer so groß und schlank, was ihr gefiel. Doch irgendetwas war eigenartig. Als sie die Paarfotos durchging, fiel ihr auf, dass ihr Freund oft nicht vollständig abgebildet war. Anfangs vermutete sie, dass die Personen, die die Fotos gemacht hatten, die Kamera nie richtig gehalten hatten. Aber alle Fotos wirkten eigenartig. „Schatz“, fragte sie ihn. „Willst du eigentlich nie mit mir auf Fotos abgebildet sein?“ Er kam zu ihr und gemeinsam schauten sie sich die Fotos an. Er sah, was sie meinte. Bei den meisten Fotos war er nicht vollständig zu sehen. „Dann müssen wir neue Paarfotos machen“, meinte er ruhig. Und schon war ihr Grübeln verflogen – es war eine großartige Idee.

In der Woche darauf fanden sie sich in einem Fotostudio wieder. Der Fotograf setzte sie mit einem Berg als Hintergrund in Szene. „Das finde ich großartig“, schmeichelte sie, während sie in die Hände klatschte und ergänzte "Er möchte nämlich nie wandern gehen." Der Fotograf wirkte verblüfft. „Wandern?“ „Ja, wissen Sie, ich möchte immer wandern gehen, aber er ist eher der Typ für Straßen.“ "Das kann ich nachvollziehen", meinte der Fotograf mitfühlend und schoss die nächsten Fotos. Als die beiden die Porträts betrachteten, wirkten sie enttäuscht. „Er ist schon wieder so weit unten im Foto abgebildet und ich wirke so groß. Wir würden uns gerne beide auf Augenhöhe treffen.“ "Wenn Ihnen das wichtig ist, setzen Sie sich einfach neben ihn“, meinte der Fotograf zu der jungen Frau. Er war sich nicht sicher, ob sie ein Spiel mit ihm spielen wollten. „Ja, das kann ich machen“, rief die Frau und schnappte sich den nächsten Stuhl. Und siehe da, auf diesen Fotos waren sie tatsächlich wie gewünscht abgebildet. „Wir könnten auch einmal in die Luft springen und beide eine Fünf mit den Händen zeigen, weil wir seit fünf Jahren zusammen sind“, jauchzte sie inspiriert und machte die ersten Luftsprünge. Der Fotograf sah den Mann mitfühlend an und meinte: „Ich habe das Gefühl, dass Ihr Freund davon weniger begeistert ist.“ Sie landete auf dem Boden der Realität und blickte ihn an. Natürlich wollte er nicht springen. Wieder einmal wollte er etwas nicht. „Schatz, nur einmal“, bettelte sie. "Du willst nie wandern gehen, nie Rad fahren, nie in die Sauna gehen. Kannst du nicht wenigstens einmal mit mir in die Luft springen? Zu unserem fünfjährigen Jubiläum?“ Ihr Freund blickte zu Boden. Er hätte ihr den Wunsch so gerne erfüllt, aber er wollte einfach nicht. Alles in ihm wehrte sich dagegen, auch wenn er ihr gerne eine Freude gemacht hätte. „Weißt du, ich mache einfach nicht so gerne Sport wie du“, meinte er verlegen. Sie verdrehte die Augen, setzte sich auf den Stuhl und begann leise zu weinen. „Nie willst du etwas mit mir machen“, weinte sie. "Ich weiß nicht einmal mehr, ob du mich wirklich liebst.“ Ihr Freund kam ihr näher und legte seine Hand auf ihre Schultern. „Ich liebe dich“, sagte er leise. "Ich möchte nur einfach nicht in die Luft springen.“

Der Fotograf ging einige Schritte zur Seite, um ihnen Platz zu machen. Er setzte sich auf einen der weichen Sitzpolster und betrachtete das Paar. Im Licht der Scheinwerfer wirkten sie auf eine besondere Art harmonisch, gerade weil sie ihren gemeinsamen Schatten nicht sahen. Es war ein berührendes Bild. Der Mann streichelte zärtlich ihre Schulter, während sie ihr weinendes Gesicht in ihre Hände legte. Etwas später fanden sie einen Kompromiss und machten

weitere Fotos. Und doch wirkten sie als Paar absurd. Es war, als wollten sie beide nicht wahrhaben, dass er im Rollstuhl saß.

## Eine perfekte Familie

Ein reich gedeckter Tisch aus massivem Eichenholz. In der Mitte stehen verschiedene Teller. Falscher Hase, Kartoffeln mit Petersilie, ein frisch gepflückter grüner Salat mit Tomaten und Zwiebeln. Eine zusätzliche Schüssel für die Bratensoße steht daneben. In einer Kanne steht frisch gepresster Orangensaft, daneben ein gekühlter Weißwein. Das Tischtuch ist kunstvoll, aber schlicht bestickt und die früheren Patzer wurden wieder sauber gewaschen. Das Besteck ist etwas klobiger als das Alltägliche. Die Messer haben einen etwas dickeren Griff, die Spitzen der Gabeln sind etwas länger und der Löffel ist etwas tiefer gebogen und mit kleinen Mustern verziert. Es ist ein Abend, der sich von den anderen Abenden abheben soll. Vater und Mutter haben sich, wie das Besteck, etwas weniger alltäglich angezogen. Der Vater hat statt der Hausschlapfen Schuhe angezogen, obwohl sie zu Hause geblieben sind. Die Mutter ist anders als sonst geschminkt. Sie lächelt öfter als sonst, als ob eine versteckte Videokamera mitfilmen würde.

Es sind die Momente vor dem Fotografieren, in denen die Personen plötzlich einfrieren, als würden sie das Foto bereits vorab inszenieren. Eine Gruppe von Menschen bewegt sich noch eilig. Die Großen sollen nach hinten gehen. Es werden die typischen Scherze gemacht, dass man den Jüngeren oder Attraktiveren die vorderen Plätze überlassen solle. Man möchte sich ja selbst lieber verstecken. „Aber nein, gerade du solltest doch vorne stehen.“ Dieser Satz erzeugt ein ruhiges, gesellschaftliches Gelächter. „Ich verstecke mich lieber hinter deiner Schönheit.“ Die ältere Frau lächelt, während sich ihre Falten träge nach oben schieben. Die Haare werden gemacht. Schnell und etwas hektisch, denn die eigene Eitelkeit soll nicht allzu deutlich auf dem Silbertablett der gesellschaftlichen Beobachtung serviert werden. Beim Umdrehen des Kopfes werden die Haarsträhnen noch einmal geschüttelt. Einmal, zweimal. Ein kontrollierender Blick auf das eigene Gewand. Sitzt das Hemd richtig? Bedeckt der Rock meine Knie? Die Spannung steigt. Die Augenpaare derjenigen, die gleich fotografiert werden, suchen das Objektiv, das sie einfangen wird. Die Augen werden ein wenig größer. Die Männer ziehen die Bäuche ein und blasen die Lungen auf, um stattlicher auszusehen. Die Frauen bringen ihr entzückendes Lächeln zum Vorschein, pressen die Brüste nach vorne und positionieren die Beine elegant. Angestrengt suchen die Arme nach der richtigen Pose, um leger zu wirken, obwohl sie vor Anspannung bereits zittern. Der Aufforderung „Cheese“ wird brav nachgekommen, und in diesem Moment steht die Gruppe plötzlich völlig still. Keine Bewegung ist zu sehen und kein Atemzug ist zu hören. Der Moment friert für die Ewigkeit ein und offenbart die Unnatürlichkeit sozialer Situationen. Ohne die Fotografie hätte sich diese Gruppe niemals in dieser Form gezeigt. Ein Schmetterling, der in seiner chaotischen Flugbahn vorbeifliegt, wundert sich, warum diese Lebewesen plötzlich eingefroren sind. Er selbst bleibt in seiner natürlichen Schönheit, ohne posieren zu müssen und ohne der Zukunft zeigen zu müssen, wie schön die Vergangenheit war. Klick.

Die Mutter legte ihren erwachsenen Kindern ein Stück vom falschen Hasen auf den Teller. In diesem Alter verhalten sich Kinder anders als früher. Als sie noch bei ihren Eltern wohnten, wurden Kämpfe ausgetragen, Grenzen ausgelotet und um Rollen gestritten. Türen knallten und es wurde aufbegehrt. Diese Zeiten waren längst vorbei, das letzte Echo der zugeknallten Türen längst verstummt. Die Kinder bedankten sich für das Essen und gewährten der Mutter ohne Spitzfindigkeiten ein leises Gebet zu flüstern. So war sie eben. Ein Familienessen, wie sie es alle kannten. Eine nette Plauderei, kurze Erzählungen vergangener Erlebnisse, einige Fragen, die nicht beantwortet wurden, und einige Antworten, nach denen nicht gefragt wurde. Einer dieser Abende.

Niemand bemerkte den Unterschied beim Sohn. Innerlich schweißgebadet versuchte er, der Konversation zu folgen. Wie in Zeitlupe sah er, wie sich seine Familie zu ihren Geschichten in Szene setzte. Der Vater, ruhig, aber doch gestikulierend, zeigte, wie überrascht er war, als ein alter Kunde das Geschäft betrat. Seine Augen weiteten sich, um zu verdeutlichen, wie sehr ihn

das überrascht hatte, da er ihn schon so lange nicht mehr gesehen hatte. Seine Frau lächelte milde, als ob sie die Geschichte zum ersten Mal hören würde. Die Tochter nickte wohlwollend und lächelte sozial. Der Sohn blickte vorsichtig hinunter zu seinem Bauch, in dem das Messer steckte. Die eiserne Klinge war tief in seine Eingeweide eingedrungen. Hart und unbarmherzig. Die Wunde blutete schon lange nicht mehr. Sie war eingetrocknet, und die äußere Haut war verheilt. Eigentlich war doch alles wieder gut. Er kaufte ein weißes Hemd eine Nummer größer, damit der Griff des Messers weniger leicht zu sehen war. Wenn er sich beim Sitzen vorbeugte, sah man es kaum noch. Nur Umarmungen waren noch immer schwierig. Wenn er nicht aufpasste, spürte er den stechenden Schmerz der familiären Umarmung. Deshalb schüttelte er lieber Hände und verteilte Luftküsse. Er konnte sich nur noch dunkel an die Zeit erinnern, in der er ohne Messer gelebt hatte. Wie frei sich das Leben damals angefühlt hatte. Er war neidisch, wenn er in die Runde blickte und wusste, dass die anderen diesen Schmerz nicht fühlen mussten. Es war eine dramatische Szene gewesen, als seine Schwester ihm plötzlich das Messer in den Bauch gestoßen hatte. Sie wollte ihn nicht verletzen, zumindest nicht bewusst. Sie wollte einfach nur sie selbst sein. Und er wollte sie immer unterstützen. Der große Bruder, der seiner kleinen Schwester half.

Schon als kleine Kinder waren sie unterschiedlich. Er war so groß wie sein Vater, sportlich gebaut und mit einem schnellen Verstand gesegnet. Seine Schwester wirkte ebenso agil, doch ihre Knochen waren porös. Wie oft brachen ihre Knochen, selbst bei den leichtesten Stürzen. Er erinnerte sich noch an den gemeinsamen Ausflug, als sie Kinder waren. Er war stolz darauf, von einem Sprungbrett zum nächsthöheren zu klettern und schließlich aus zehn Metern Höhe ins Wasser zu springen. Seine Eltern waren stolz auf ihn und klatschten ihm Beifall. Damals wussten sie noch nicht, wie zerbrechlich seine Schwester war. Sie eiferte ihrem großen Bruder nach. Doch als sie vom 3-Meter-Brett sprang, klatschte sie ungeschickt auf die Wasseroberfläche und brach sich das Handgelenk. Als sie vor Schmerz schrie, dachten sie zunächst, sie habe sich nur erschreckt. Ein Wasserklatscher war schließlich nicht gefährlich. Da sie jedoch tagelang jammerte, ließen die Eltern schließlich gegen ihre intuitive Einschätzung die Hand von einem Arzt untersuchen, der tatsächlich einen Bruch feststellte. „Nur von Wasser?“, fragte der Vater den Arzt mehrfach. Ab diesem Moment brach sie sich immer wieder einen Knochen. In belanglosen Situationen: Wenn sie gegen einen Baum lief, sich die Finger einklemmte oder beim Eislaufen hinfiel. Routiniert wurde sie zum Arzt gebracht, wo ihr eine Schiene oder ein Gipsverband angelegt wurde, bis die Wunde verheilt war. Ihre Eltern konnten nicht glauben, dass es sich tatsächlich um Knochenbrüche handelte, auch wenn die Ärzte dies bestätigten. Es war, als würde man einem kleinen Kind ein Pflaster auf eine nicht vorhandene Wunde kleben, damit es sich endlich beruhigt. So gingen sie mit ihr zum Arzt, damit sie endlich aufhörte zu jammern. „Ein Bussi und dann ist es wieder gut“, sagte ihre Mutter immer wieder, obwohl die Tochter einen Gips bekam.

Nur ihr Bruder glaubte ihr. Es machte ihn rasend, dass seine Eltern sie hinstellten, als würde sie sich alles nur einbilden. „Sie hat sich wirklich das Bein gebrochen!“, schrie er seine Eltern nach einem Unfall an. Er wollte sie unterstützen, doch seine Eltern blieben ungerührt und sie fühlte sich voller Scham. Sie wollte doch selbst glauben, dass nichts sei. Wenn die Eltern sagten, es sei nichts, dann würde es schon stimmen. Irgendwann bemerkte er, dass sie nicht mehr jammerte, selbst wenn ihr ein Knochen brach. Einmal hörte er es sogar auf dem Spielplatz. Er lief zu ihr hin und sah, dass sie gerade losweinen wollte. Doch dann riss sie sich zusammen, so wie es ihre Eltern ihr beigebracht hatten. Sie presste die Lippen zusammen und meinte, dass nichts passiert sei. „Aber ich habe es doch gehört“, insistierte ihr Bruder. Sie ging einfach weg und schaukelte weiter. Er sah ihren schmerzverzerrten Blick, als sie weiterschaukelte, um den Anschein zu vermitteln, dass nichts geschehen sei. Er sah, wie sie nach Hause humpelte, wie sie am Esstisch saß, oberflächlich lächelte, sich in der Nacht aber in den Schlaf weinte. Es dauerte einige Wochen, bis ihr gebrochenes Bein wieder heilte. Es war keine optimale Heilung, aber aus ihrer Sicht ausreichend, denn eigentlich war ja nie etwas gewesen. Seitdem brach sie

sich nie wieder einen Knochen. Zumindest sagte sie es nicht mehr. Ihre Eltern bemerkten die Veränderung gar nicht. Die früheren Arztbesuche passten nicht in ihr Weltbild, und sie vergaßen die Unfälle noch während sie passierten. Es war alles so, wie es sein sollte. Nur er sah das Leid seiner Schwester. Er sah, wie sie immer wieder bestimmte Teile ihres Körpers schonte, weil wieder einer ihrer Knochen gebrochen war. Gute Miene zum bösen Spiel. Er sah, wie sie nie richtig gesund wurde, Fehlstellungen entwickelte und ihr Leben immer mehr einschränkte. Sie sprang nie wieder von einem Sprungturm ins Wasser, verzichtete auf das Klettern und fand keine Freude mehr am Fahrradfahren. Sie ging nur noch spazieren, am liebsten auf asphaltierten Wegen. Für sie war es befreiend. Sie entschied sich dafür, den versteckten Schmerz zu ertragen, anstatt sich der öffentlichen Scham auszusetzen, dass sie sich ihre Schmerzen nur einbilde. Wenn ihr gesagt wurde, dass es keinen Schmerz gibt, dann durfte es auch keinen geben. Ihr Bruder konnte diese Situation kaum ertragen. Nachdem seine Eltern sein Aufbegehren mit stummer Gleichgültigkeit ignoriert hatten, beschützte er sie fortan ständig. Am liebsten hätte er sie in Watte gepackt, damit ihr nie wieder etwas passieren könnte. Doch entgegen all seiner Bemühungen zerbrach ihr Leben an der harten Realität. In ihrem ohnehin eingeschränkten Leben raubte er ihr noch mehr Freiheit, in der Hoffnung, seiner Schwester damit Sicherheit zu geben. Er trug ihre Schultasche, gab ihr die Hand beim Treppensteigen, achtete auf Türen, die aufgingen, bemerkte entgegenkommende Fahrradfahrer auf dem Gehweg bereits aus der Ferne und ging dann einen Schritt vor ihr, um sie zu beschützen. Er wollte ihr einfach nur helfen und bemerkte nicht, dass er sie damit noch mehr einschränkte.

Plötzlich steckte das Messer in seinem Bauch. Es war einer dieser Tage, an denen er ihr wieder davon abriet, etwas Gefährliches zu tun. Sie standen beide in der Küche und bereiteten das Abendessen zu. „Warum musst du unbedingt bei deinem ersten Date zu einer Hochschaubahn gehen?“, fragte er sie vorwurfsvoll. „Geht doch spazieren! Hinunter zum Restaurant, wo alles gut beleuchtet ist. Da gibt es auch diese Parkbank, die dir so gut gefällt.“ Sie schüttelte nur den Kopf. „Lass mich doch einfach machen, was ich will“, insistierte sie. „Aber du darfst doch machen, was du willst.“ „Dann lass mich doch selbst entscheiden.“ „Du darfst ja selbst entscheiden, aber du musst halt auch vorsichtig sein.“ „Aber ich will nicht immer vorsichtig sein.“ „Na, dann passiert eben etwas.“ „Dann passiert eben was!“ „Aber ich will nicht, dass du dir wieder einen Knochen brichst!“ „Es sind immerhin noch meine Knochen!“ „Du bringst dich noch irgendwann um!“ „Dann lass mich eben sterben!“, schrie sie wutentbrannt. Das Messer, mit dem sie gerade noch die Karotten geschnitten hatte, hielt sie immer noch in der Hand. Je wütender sie wurde, desto fester hielt sie es. Sie hielt es fest, weil sie sich irgendwo festhalten musste. Ein Stück nach dem anderen schnitt sie von der Karotte ab. Jedes Mal begegnete die scharfe Klinge des Messers der dünnen Haut der Karotte. Der Druck stieg und der Stahl schnitt das Gemüse erst langsam, dann immer schneller. Es nahm Fahrt auf, bis es mit einem Klack vom Schneidbrett gestoppt wurde und ein Stück Karotte wegrollte. Das Klacken wurde immer schneller. Klack. Klack. Klack. „Aber ich ...“ „Aber du ...“ „Aber ich ...“ Als sie sich rasend vor Wut zu ihm umdrehte, hielt sie immer noch das Messer in der Hand. Anfangs spürte sie nicht, dass es bereits tief in seinem Körper steckte. Sie sah nur seine starren Augen und schrie ihn an. Erst als sie sein schmerzverzerrtes Gesicht bemerkte, hörte sie auf zu schreien. Eine Träne lief ihm über die Wange, er röchelte leise. In diesem Moment bemerkte sie das Blut an seinem Bauch, das dunkel über ihre Finger floss. Sie sprang zurück und knallte mit zitternden, blutverschmierten Händen hart gegen den Kühlschrank. Er blickte hinunter auf seinen Bauch und sah das Messer in ihm stecken. Unendliche Schmerzen schossen durch seinen Körper. Es war, als würde Lava durch seinen Bauch fließen und alles in seinem Inneren zerfressen. Schließlich floss das Blut aus seinem Mund. Er sank auf die Knie und fiel auf den Rücken. „Nein, nein, nein ...“, schluchzte sie nur. „Es tut mir leid. Das wollte ich nicht. Nein, nein, nein ...“ Er wusste nicht mehr, wie lange er auf dem Küchenboden lag. Eingebettet in stechende, pulsierende Schmerzen konnte er zum ersten Mal nur für sich da sein. Vielleicht hatte sich seine Schwester etwas gebrochen. Aber es gab kein Draußen mehr. Es gab niemanden anderen mehr

für ihn. Er war plötzlich ganz allein mit sich selbst und seinem Schmerz. Tränen rannen leise aus seinen Augen, strichen ihm zärtlich über die Wangen und tropften neben ihm zu Boden. Zum ersten Mal war er zärtlich zu sich selbst. Er hielt das Messer in der Hand. „Nicht das Messer hinausziehen“, hörte er sich innerlich sagen, „damit ich nicht verblute.“ Schmerzen. Unfassbare Schmerzen, die ihn daran hinderten, zu schreien.

Wie in einem Traum hörte er die Stimmen der anderen. Er röchelte und versuchte, Worte zu finden, um zu erklären, was passiert war. Es war doch nicht ihre Schuld. Irgendwann waren seine Eltern da. Zum ersten Mal sah er Mitleid in ihren Augen. Ärzte waren auch da. Seine Schwester war da. Freunde waren auch da. Aber er hörte nicht viel und konnte nur wenig wahrnehmen. Nur seinen Schmerz und sich selbst. Eine unbestimmte Zeit später – es waren Tage oder Wochen – saß er in einem weißen, anonymen Spitalszimmer. Der Arzt redete mit ihm, wie nur Ärzte reden. Menschen, die täglich Schicksale begleiten, sodass selbst traumatische Erlebnisse anderer Menschen zu ihrer Routine geworden sind. Er war ein weiterer Patient, der einen Unfall gehabt hatte. Röntgenbilder, Blutuntersuchungen, eine Akte. „Wir werden das Messer nicht entfernen können, da es sonst zu inneren Blutungen kommen würde“, hörte er den Arzt sagen. „Es wird noch einige Jahre dauern, bis der Schmerz vollkommen verklungen ist. Da müssen Sie jetzt leider durch. Eine Heilung können Sie nicht erzwingen. Ich rate Ihnen, sich zu schonen und etwas kürzer zu treten. Wenn Sie Fragen haben, können Sie jederzeit vorbeikommen.“ Dann kam der nächste Patient zum Arzt.

Er erinnerte sich daran, wie er das Krankenhaus verlassen hatte. Das Messer steckte noch immer in seinem Bauch. Er sah sich in der belebten Straße um. Die Welt ging einfach weiter wie bisher. Ein Auto hupte, als ein Taxi abrupt anhielt. Der Taxifahrer gestikulierte aufgebracht in den Rückspiegel, während er eine ältere Frau einsteigen ließ. Die Tür wurde geschlossen, das Taxi blinkte und fuhr weiter. Der Verkehr wurde nur kurz unterbrochen, dann war die Routine wiederhergestellt. Er sah eine rote Ampel. Die Menschen warteten geduldig auf den beiden Straßenseiten, bis die Ampel grün zeigte. Ein Klicken verriet auch Blinden, dass sie nun die Straße überqueren konnten. Eilig wechselten die Menschen die Straßenseite. Das Klicken wurde schneller, das grüne Licht begann zu blinken, und mit eiligen Schritten erreichte auch der Letzte den sicheren Gehweg, bevor die Autos wieder unbarmherzig über den Zebrastreifen fuhren. Das Leben ging weiter. Doch er selbst stand noch immer vor der Tür des Spitals. Seine Hand berührte den Griff des Messers, das er unter seinem Hemd versteckt hatte. Von außen war es nicht gleich zu erkennen. Doch er spürte es tief in seinem Inneren. „Nicht hinausziehen, sonst verblutest du“, hörte er als Echo in seinen Gedanken widerhallen. Er fühlte sich so unendlich allein mit seinem Schmerz.

In den ersten Tagen hatte er noch mit seinen Freunden darüber gesprochen. Danach hatten sie aber nicht mehr nachgefragt. Sie waren sich unsicher, was sie sagen sollten. Immerhin konnte man nichts tun. Wie steht er nun zu seiner Schwester? Zum Glück ist ihnen das nicht passiert. Gesprochen wurde nur noch hinter seinem Rücken. Das war weniger unangenehm. Vielleicht wollte er auch einfach nicht darüber sprechen. Es ist eine weitere Geschichte, die durch Freundes- und Bekanntenkreise reiste. „Hast du schon gehört?“ „Ja, ganz schrecklich. Ich wüsste gar nicht, wie ich damit umgehen würde.“

In den ersten Tagen saß er allein in seiner Wohnung. Er hoffte, dass die Schmerzen irgendwann nachlassen würden. Er konnte nicht einmal mehr fernsehen oder lesen. Der Schmerz holte ihn immer wieder in die Realität zurück. Auf die brutalste Art und Weise musste er sich diesmal selbst beschützen.

Seine Schwester spürte eine tiefe Schuld, die sie kaum ertragen konnte. Wie oft hatte sie sich wegen ihrer eigenen Krankheit schon schuldig gefühlt? Wie viel Scham musste sie all die Jahre ertragen? Obwohl sie selbst nicht schuld war, fühlte sie sich immer schuldig. Schuldig, ihren Eltern zur Last zu fallen. Schuldig, ihrem Bruder zur Last zu fallen. Sie war eine Außenseiterin, die immer weniger am Leben teilnehmen konnte. Sie versuchte stets, ihre eigenen Schmerzen und die gebrochenen Knochen zu verstecken, in der Hoffnung, ihre Schuld zu verringern. Doch

jeder gebrochene Knochen, dem kein Mitgefühl und keine Achtsamkeit entgegengebracht wurde, zerbrach ihr Herz ein wenig mehr. Ihre harte Schale und die gute Miene zum bösen Spiel ermöglichten ihr ein Leben, das ihr zuvor verwehrt geblieben war. Doch in diesem Leben konnte sie keine weitere Schuld mehr auf sich laden. Sie konnte keine weitere Scham ertragen. Neben ihrem gebrochenen Herzen konnte sie sich nicht eingestehen, das Herz ihres Bruders ebenfalls gebrochen zu haben. Sie konnte sich nicht eingestehen, neben all ihrem eigenen Leid auch noch das Leid anderer verursacht zu haben. Ihre Gedanken und Gefühle kreisten unnachgiebig um sie. Wie ein Wirbelsturm, der nicht ruhen wollte, kreisten ihre Gedanken um ihre Tat. Es konnte nicht sein, dass sie jemandem Leid angetan hatte. Es konnte nicht sein, dass jemand anderes leidet. Hatte sie das nicht von ihren Eltern gelernt? Sie spürte bereits so viel Leid, dass sie kein weiteres ertragen konnte. Es war nicht ihre Schuld. Es konnte nicht ihre Schuld gewesen sein. Sie hatte doch nur Gemüse geschnitten. Ja, daran konnte sie sich noch erinnern. Das Messer war etwas Gutes. Ohne Messer kann man schließlich kein Gemüse schneiden. Wie sollte man sonst Karotten schneiden?

„Er hat mich wütend gemacht. Er hat mich eingesperrt. Ich wollte doch nur nicht eingesperrt sein. Das Leben hat mich schon zu viel eingesperrt. Ich wollte einfach nur frei sein. Ich wollte einfach nur frei sein und mir Essen kochen. Warum ist er mir ins Messer gelaufen? Warum ist er so wütend geworden? Warum hat er mich ständig eingesperrt? Warum hat er mich nicht einfach leben lassen? Ich war doch ganz allein in der Küche. Und er wollte mich wieder einsperren! Ich habe gerade Gemüse geschnitten. Was ist daran schlecht? Er wollte mich daran hindern. Warum darf ich nicht einmal mehr für mich selbst kochen? Es tut mir leid für ihn, aber es war nicht meine Schuld.“

„Willst du noch Sauce haben?“, fragte sie ihren Bruder. Er nickte und sie goss noch mehr über seinen falschen Hasen. In diesem Moment brannte der innere Schmerz noch stärker in ihm. Es war, als würde das Eisen heiß werden, so stark war das Gefühl, die Klinge tief in seinem Inneren zu spüren. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, bevor ihn jemand sah. Er hatte gelernt, sich so zu bewegen, dass die anderen seine Schmerzen nicht sahen. Seine Familie war gut darin geschult, das Leid anderer zu übersehen. So lange nahm er das Leid seiner Schwester wahr. Jeden Bruch fühlte er empathisch mit. Auch jetzt bemerkte er im Augenwinkel, wie sie einen Finger vom Messer abhob, um ihn zu schonen. Doch er spürte kein Mitleid mehr. Er benötigte seine Energie für sich selbst. Er konnte sie nicht mehr retten, er musste sich selbst retten. Der nicht enden wollende Schmerz zehrte an seinen Kräften. Die restliche Energie verwendete er, um diese Schmerzen nach außen zu kaschieren. So, wie seine Schwester ihre Schmerzen versteckt hatte. In dieser Familie hatte niemand Schmerzen. „Der falsche Hase schmeckt sehr gut“, bedankte er sich bei seiner Mutter. Sie lächelte. Nach dem Essen waren alle bereit für das nächste Familienfoto. Sie blickten in die Kamera, öffneten die Augen, versteckten ihre Schmerzen und warteten auf den Auslöser des nicht vorhandenen Fotografen. Eine perfekte Familie. Klick.

## Die Stille der Einsamkeit

Sie sitzt im leeren Haus. Es ist dunkel geworden. Nicht von der Tageszeit, sondern von der Stimmung. Einst war es hier voller Leben gewesen. Sie kann sich noch gut daran erinnern. Die Kinder liefen um den Tisch herum, um sich gegenseitig zu fangen. Claudia war meistens schneller als Jonas. Um das Spiel spannender zu gestalten, lief die ältere Schwester manchmal etwas langsamer, um ihm einen Vorsprung zu ermöglichen. „Ich komme gleich. Gleich habe ich dich“, drohte sie ihm spielerisch in einem gefährlichen Ton. Jonas' Bauch kribbelte vor Anspannung und Vorfreude. Er schrie und quiekte, während sie ihm Schritt für Schritt näherkam. „Hab' dich!“, rief sie, packte ihn an den Schultern und drehte sich geschwind um, während er noch etwas unbeholfen hinter ihr herjagte und sie zu imitieren versuchte.

Eine schöne Erinnerung. Doch wenn sie genauer hinsah, war es meistens sie, die am Tisch saß und den Kindern Einhalt gebot. „Vorsicht auf die Stühle! Schaut auf die Vitrine! Jonas, ein bisschen leiser bitte. Ich muss noch etwas fertig schreiben. Claudia, kannst du wenigstens vorher deine Schuhe ausziehen? Ich habe gerade gesaugt!“ Sie ließ die andere Seite der Münze los und ergab sich der nostalgischen Stimmung früherer Erinnerungen. Sie räumte den Tisch ab, nahm ihren Teller, ihre Gabel und ihr Messer und brachte sie zum Geschirrspüler. Sie räumte jedes Teil fein säuberlich in die Maschine und schaltete sie ein. Ein beruhigendes Brummen durchströmte das Zimmer, und sie setzte sich auf die Couch.

Wie oft die Kinder hier herumgeturnt sind, eröffnete sich ihr wieder der Gedankenraum. „Schau, Mama, schau, Mama, ich mache eine Rolle!“ Und schon turnte Claudia über das stoffbezogene Möbelstück, um ihrer Mutter stolz ihre akrobatischen Leistungen zu präsentieren. Jonas applaudierte seiner großen Schwester lautstark. Der Orangensaftfleck, der noch immer deutlich zu sehen war, hatte sie damals in einen Wutanfall gebracht. Sie hörte noch die Schreie und Schimpftiraden, die das Haus erschütterten. Wie klein sich die Kinder damals gemacht hatten und sich unter dem Tisch und in ihrem Zimmer versteckt hatten, ging ihr durch den Kopf, schob den Gedanken aber wieder beiseite.

Sie nahm das Buch aus ihrem Bücherregal. „Die Stille der Einsamkeit“. Es war ein einfühlsames Buch, das als Ratgeber für Eltern geschrieben wurde, die ihre Kinder verloren hatten. Sie betrachtete den Einband, ein dunkles und mattes Blau. Vorsichtig strich sie mit ihrem Zeigefinger darüber, wie ein Blinder der Blindenschrift liest. Sie spürte die Tiefe, die in dem Buch verborgen lag. Ein schlichter Einband, eine stilisierte untergehende Sonne, der zwei Kinder entgegengingen. Sie hielten sich an den Händen und blickten nicht zurück. Es erzeugte in ihr das Gefühl, dass sie diesen Horizont nie erreichen könnten, obwohl er immer sichtbar bleibt. Die Rückseite war in einem dunklen Grün gehalten und zeigte einen stilisierten Sonnenaufgang, jedoch ohne die Kinder. Der Horizont blieb, die Sonne kam und ging, doch die Kinder waren nicht mehr zu sehen. „Ein Buch, um sich zu verabschieden“, las sie am Klappentext. Auch hier strich sie wieder behutsam über das matte Papier.

Sie hatte das Buch schon oft in der Hand gehalten, es aber noch nie geöffnet – wie ein wohlwollendes Geschenk an sich selbst. Sie spürte ihre Angst, es zu öffnen und die beiden Bilder auf dem Buchdeckel als Geschichte zu verbinden. Sie war noch nicht bereit dafür. Ein Teil von ihr sehnte sich nach dem Prozess, doch viel stärker war der taube Widerstand, der sie zurückhielt. Es war, als ginge ein Wanderer durch einen Sumpf und sänke mit jedem Schritt tiefer ein.

Sie spürte ihren archetypischen Wanderer in sich. Sie stellte sich vor, einen schlichten, robusten Lederrucksack zu tragen, in dem sich eine mit Wasser gefüllte Metallflasche und ein Schnitzmesser befanden. Natürlich durfte auch ein Stück Schokolade für das Süße im Leben nicht fehlen. Sie versetzte sich in diesen Archetypus hinein und spürte den Tatendrang, voranzuschreiten. Aus ihrem Haus gehend und in den Wald hinein. Doch kaum hatte sie ihr Abenteuer begonnen, bemerkte sie den weichen Untergrund am Waldrand. Sollte sie umdrehen oder weitergehen? Als sie stehenblieb, versank sie bereits tiefer im Sumpf und ging erschrocken

die nächsten Schritte. „Weitergehen, sonst versinkst du noch“, hörte sie sich sagen. Der von außen abenteuerliche Wald, in den die Sonne schien, schenkte ihr weniger angenehme Gefühle, als sie erhofft hatte. Unter den Bäumen spürte sie die plötzliche eisige Kälte, den nassen Wind, der durch die Blätter pff, und das unwegsame Gelände. Sie ging und ging. Mit jedem Schritt versank ihre beginnende Abenteuerlust tiefer im Sumpf ihrer Gedanken. Warum war sie in den Wald gegangen? Warum hatte sie sich eingebildet, dazu in der Lage zu sein? Sie stoppte wieder und blickte zurück. Sie sah nicht mehr den Weg, der hinter ihr lag. Das Haus war verschwunden. Nicht einmal die zuvor angenehmen Sonnenstrahlen waren mehr zu erkennen. „In dem Wald sieht man keinen Horizont“, flüsterte sie leise zu sich selbst, während ihre Schuhe langsam im Boden versanken.

Erschrocken blickte sie auf den Sumpf unter sich und nahm die Beine in die Hand. Doch sie wusste nicht mehr, in welche Richtung sie gehen sollte. Bevor sie den Wald betrat, hatte sie sich vorgestellt, direkt durch ihn hindurchzugehen. Aber jetzt war sie mitten im Wald, der kein Anfang und kein Ende zu haben schien. „Hallo?!“, rief sie instinktiv. Die Stille, die ihr nicht antwortete, beunruhigte sie noch mehr. Sie ging hastigen Schrittes weiter. „Hallo?!“, schrie sie ein weiteres Mal, mehr zu sich selbst als zu jemand anderem. Wollte sie hier überhaupt jemandem begegnen? Wer außer ihr sollte sich in so eine Lage begeben?

Der Boden wurde immer weicher. Mit jedem Schritt musste sie ihre Wanderschuhe aus noch tieferer, brauner Erde ziehen. Sie brach einen Ast von einem morschen Baum ab, um sich zu stützen. „Hallo?!“, rief sie schon panisch und erschrak über ihre eigene Angst, die ihr wie ein kalter Schauer über den Rücken lief.

Der Ast brach beim nächsten Schritt und sie sank noch tiefer in den Sumpf ein. Mit aller Kraft versuchte sie, ihr Bein zu befreien, doch vergebens. Je mehr sie sich wehrte, desto tiefer sank sie in den unbarmherzigen Sumpf ihrer eigenen Gefühle. Sie schrie, um ihre Angst in Wut zu verwandeln, und schlug mit den Fäusten auf die nasse Erde. „Lass mich endlich raus!“, schrie sie voller Verzweiflung. Doch die Stille ihrer Einsamkeit fesselte sie erneut. Sie brach in Tränen aus. Ihr Körper schüttelte sich und sie spürte, wie sie langsam immer tiefer sank.

Sie saß wieder auf ihrer Couch, doch eine unbarmherzige Ungewissheit beschlich sie. Angsterfüllt blickte sie auf den Buchdeckel. Ihre Hände zitterten. Plötzlich atmete sie schneller. Eine fürchterliche Ahnung überkam sie. Wie in einer Schockstarre eingefroren, blickte sie wieder auf das Buch. Ihre Augen rasten von einem Detail zum nächsten. Es kam ihr so bekannt vor. Ein Déjà-vu aus der Vergangenheit. Mit fürchterlicher Vorahnung öffnete sie es hastig. Sie wollte nicht wahrhaben, was sie tief innen schon längst wusste. Sie wollte sich von dem überzeugen, dem sie selbst keinen Glauben schenken wollte. Und dann las sie es. Die Widmung auf der ersten Seite. „Für Claudia und Jonas. Möget ihr immer in meiner Erinnerung bleiben.“ Wieder und wieder murmelte sie es leise. Dann blätterte sie die Seiten durch. In rasender Geschwindigkeit, eine nach der anderen. Jedes Kapitel. Sie kannte sie alle – es war ihr selbst geschriebenes Buch. Tränen schossen ihr in die Augen. Sie blickte um sich und erwachte plötzlich wieder in ihrem Alptraum. „Claudia? Jonas?!“ Sie schrie in das leere Haus. Mit völlig überwältigter Angst sprang sie auf, blickte unter den Tisch und rannte von einem Zimmer in das nächste. „Jonas?!“ Weiter und weiter. „Claudia?!“ Sie schrie hysterisch und spürte, wie ihre Beine weich wurden. „Wo seid ihr, Kinder?!“ Noch einmal rannte sie ins Wohnzimmer und blickte unter den Tisch. Dann wieder in die Zimmer. Ihre Beine gaben nach, sie spürte den Sumpf unter sich. „Kinder?“ Je langsamer ihre Schritte wurden, desto tiefer versank sie im Sumpf ihrer Gefühle.

Als sie das Kinderzimmer betrat, wurde ihr Körper noch schwerer. Sie kniete sich auf den Boden und versank im weichen Kinderteppich. Sie blickte sich um. Es war noch alles genauso wie früher. Die Spieluhr mit dem kleinen Kuckuck. Die Briefmarkensammlung ihrer Tochter. Die kleine Plüschschnecke mit nur einem Auge. Die Kinderzeichnung von einem Haus, in dem vier Strichmännchen gemalt waren – Mama, Papa, Claudia und Jonas. Darüber stand in Kinderschrift: „Ahles Gute zum Muter-Tag!“ Hinter dem Haus war schemenhaft ein dunkler

Wald gezeichnet, der wie eine Vorahnung auf sie wartete. Sie riss an ihren Haaren, weinte bitterlich und versank immer tiefer in den Sumpf des Todes. Das helle Zimmer verdunkelte sich, während der Wald hinter dem Haus größer wurde. Immer tiefer versank sie in ihrem Alptraum des Lebens. Ihre Gedanken wurden immer dunkler, ihre Gefühle immer unbarmherziger, es zog sie hinunter in ihren eigenen Abgrund. Woher war sie gekommen? Wo wollte sie hin? Was war mit dem Abenteuer des Lebens geschehen? Der kleine Kinderrucksack mit der Trinkflasche und dem Schnitzmesser sank mit ihr nach unten. Das kleine Stück Schokolade, das süße Leben, das nie geöffnet wurde. Das Geschenk des Lebens, das nie ausgepackt werden konnte. Sie schrie noch einmal in die Leere des Raumes, in die Leere ihres Schattendaseins. Und dann wurde sie eingeschlossen. In die tiefe, dunkle Stille ihrer Einsamkeit.

## Das Hamsterrad

Er spürte die Bewegungen seines Mundes. Er ging auf und zu, begleitet von den Vibrationen seiner Stimmbänder, die durch gezielte Atemzüge in Schwingung versetzt wurden. Die Laute verdichteten sich zu Worten und Sätzen, die durch den Raum schallten. Es war alles so eingeplant und klar. Sein Körper funktionierte unabhängig von seinem Geist. Wie automatisiert bildete sich ein verbalisierter Gedanke nach dem anderen. Erstaunt musste er feststellen, dass er sich sogar über diesen mentalen Prozess wundern konnte, ohne dass der Redefluss beeinträchtigt wurde. „Schon mit 21 Jahren wurde mir klar, dass Upscaling die einzige Möglichkeit ist, um langfristigen Impact auf globaler Ebene zu erreichen“, erklärte er mit professioneller Stimme. Wie klar und präzise seine Formulierungen waren. Logisch aufgebaute Argumente, Geschichten, die er bildlich beschrieb, und zielgerichtete Botschaften an sein Gegenüber.

Er war wie ein Jäger mit einem Präzisionsgewehr. Selbst im Dschungel hatte er die volle Kontrolle über all seine Handlungen. Er hörte das leiseste Knacken eines Astes und wusste genau, wohin er seine Aufmerksamkeit richten musste. Mit einer blitzschnellen Bewegung drehte er sich um, atmete ruhig und sein Blutdruck blieb unverändert, während er sich konzentriert dem Bild im Visier widmete. Er sah noch das Staunen in den dunklen Augen des Rehs, dann den Schock und schließlich die endgültige Entspannung. Ein perfekt platzierter Schuss durch die Schläfen – das Reh war tot, bevor es etwas spüren konnte, und sackte zusammen. Er ging routiniert zu seinem erlegten Wild. Die Wildheit, die er mit Kontrolle erlegt hatte. Das Leben, das er beendet hatte, um sein eigenes Leben weiterzuführen. So wie das Feuer, das ständig weiteres Holz benötigte, um weiterzubrennen. Es musste weitermachen, um nicht zugrunde zu gehen. Feuer produzierte Feuer. Je mehr Feuer entstand, desto mehr wollte entstehen. Das brennende Holz war die Nahrung für das Feuer. Er war Feuer.

„An diesem Tag lernte ich, nach vorne und nicht zurückzublicken. Die Aktienkurse waren so niedrig wie die Hoffnungen der Investoren. Mir war klar, dass es für mich nur einen logischen Schritt gab. Antizyklische Handlungen - auf das Schiff zu steigen, wenn es droht unterzugehen.“ Er sprach bereits seit über zwei Stunden mit seinem Ghostwriter über seine Autobiografie. Dieser stellte ihm genau die richtigen Fragen, sodass er seine Gedanken über die Vergangenheit wie aus einer Wasserquelle sprudeln lassen konnte. Er wollte seine verschriftlichte Biografie zu seinem 60. Geburtstag vor seinen Gästen präsentieren. Seine Karriere im Konzern hatte einen steilen Aufstieg genommen. Sein Vater wäre stolz auf ihn gewesen. „Schau ma mal, ob aus dem Buam no wos G'scheits wird“, hörte er diesen oft in seinem Inneren sagen. Während sein Vater auf einen Baum geklettert war, war er auf dem Mond gelandet. Er lächelte triumphierend, als er diesen Gedanken hatte. Im Gegensatz zu seinem Vater hatte er tatsächlich etwas erreicht und nicht nur sein Leben gelebt. Er erinnerte sich daran, wie er seinem Vater die Forbes-Ausgabe mit seinem Bild auf dem Cover auf den Tisch gelegt hatte – sein Vater kannte das Magazin nicht einmal. Was wollte er ihm eigentlich noch beweisen? Er schüttelte abweisend den Kopf, während er seine nächsten Gedanken formulierte. Im Vorstand konnte er endlich die Entscheidungen treffen, die er für die Firma für notwendig erachtete. Er wollte klare Ziele für die Zukunft festlegen, statt in der Vergangenheit zu verharren.

Doch seine Gedanken kamen ihm leer vor. Er fühlte sich wie bei einem Referat in der Volksschule, in dem er über Schneeglöckchen berichtete. Er hatte das Thema gut ausgearbeitet und erzählte jedes Detail dieser Blume, doch es berührte ihn kein bisschen. Er hatte das Thema gewählt, weil er zufällig davor genau so eine Blume am Straßenrand gesehen hatte. Der Vortrag war exzellent. Mit Fakten unterlegt und biologisch korrekt formuliert. Doch damals war es ihm einfach gleichgültig. Es war eine Blume wie viele andere auch. Er hätte ebenso gut über die Entstehung von Rost, die Verdauung von Kühen oder die Lebensphasen von Sternen erzählen können. Es hatte keinen Bezug zu seinen inneren Werten oder Bedürfnissen. Es wurden Fakten

recherchiert, neue Bezüge hergestellt und schlussendlich klare Schlussfolgerungen gezogen. So wie in seiner Firma. Er wollte einen Job haben und bewarb sich. Die Entscheidung war so belanglos wie die Auswahl des Schneeglöckchens. Er hätte auch jede andere Firma auswählen können. Er stellte sich einen Hamster vor, der sich bewegen wollte. In seinem eigenen Käfig gefangen, lief er einfach zum nächsten Hamsterrad. Als er eines entdeckte, stieg er ein und begann zu laufen. So wählte er die Firma als sein Hamsterrad, in dem er laufen konnte. Im Nachhinein wurde es ein schönes Hamsterrad. Es war golden verziert, gut geschmiert und erzeugte ein ständiges, leises Surren, wenn es sich drehte. Er war es, der es drehte.

„Jedes Quartal standen wir vor der Herausforderung, die Umsätze und vor allem die Gewinne des vorherigen Quartals zu steigern. Und das auch während einer Rezession, was die Sache noch schwieriger machte.“ Da fiel es ihm wieder ein. Er erinnerte sich daran, wie er mit zehn Jahren seinen Hamster dabei beobachtete, wie dieser täglich wieder in das Hamsterrad stieg. Wie sich dieses kleine Tier so sehr abmühte, um vorwärtszukommen! Schnaufend auf diesem Rad, den Rücken durchgestreckt, benutzte es seine ganze Lebensenergie, um das Rad der Zeit in Gang zu halten. „Warum bemühtst du dich denn so?“, hatte er damals seinen kleinen Hamster gefragt. „Komm her, ruh dich aus. Ich kuschel mit dir.“ Wie oft wollte er das Tier zärtlich streicheln. Aber es wollte immer nur weiterlaufen. Selbst als er es auf den Händen trug, lief es von einer Hand zur anderen und erschuf sich so das nächste Hamsterrad. Immer weiter und immer weiter. Und jedes Mal, wenn er ihm Futter gab, stopfte es sich die Bäckchen voll und brachte die Körner in sein Häuschen. Es war immer viel zu viel Futter vorhanden. Trotzdem sammelte der Hamster Tag für Tag neues Futter und rannte weiter. Der Junge stellte sich das kleine Wesen vermenschlicht vor. Wie entspannt er sein Leben führen könnte. Er lag auf einer bequemen Sonnenliege, trug eine lässige Sonnenbrille und trank einen kleinen Früchtecocktail. Wenn er den Jungen sah, prostete er ihm zu und bedankte sich für die Nahrung und die Getränke. Anstelle eines Hamsterrads befand sich ein Pool in seinem Käfig. Er hortete keine Nahrung, da er wusste, dass immer genug zum Überleben vorhanden war. Selbst der Käfig war offen – wohin sollte er auch gehen? Es war ein perfektes Leben.

Während das Interview fortgesetzt wurde, "... und mit dem Börsengang war uns dann klar ...", liefen ihm kalte Schauer über den Rücken. Was hatte er in den letzten 40 Jahren tatsächlich getan? Es war wie eine Achterbahnfahrt, als er einen Ritt in seine Vergangenheit begann. All die Abende, an denen er noch die Budgetzahlen analysierte. Die endlosen Meetings in feinem Anzug und blauer Krawatte. Millionen von E-Mails, die er in seiner Laufbahn erhielt und zumindest größtenteils beantwortete. All die Gedanken, die ihn beim Einschlafen begleiteten, nur um sie am nächsten Morgen als erste Gedanken wiederzusehen. Er sah seine zusammengebissenen Zähne, seinen nach vorne gerichteten Blick, die Zielstrebigkeit, die ihn eher zu einem Schnellzug als zu einem Menschen machte. Mit atemberaubender Geschwindigkeit, die ihm den Atem zum Leben raubte, lief er in seinem Hamsterrad und glaubte, vorwärtszuschreiten. Doch jetzt, da er seine Biografie schreiben wollte, fühlte sich all das so leer an. Was davon war ihm persönlich tatsächlich wichtig gewesen? Im Rausch des Erfolgs spürte er nur die Taubheit in seinem Herzen. Ein kleines inneres Kind begann in ihm zu weinen und er erschrak, als hätte er seinen eigenen Tod gesehen. Der Hamster im Hamsterrad blickte zum ersten Mal nicht vorwärts, sondern seitwärts. Direkt in die Augen des Kindes, das ihn so unschuldig ansah. Er hörte das Kind zum ersten Mal fragen: „Warum bemühtst du dich denn so?“

Tausend Hamstergedanken schossen ihm durch den Kopf, um die Frage eloquent zu beantworten, doch sein Herz war schneller. Er lief zum ersten Mal in seinem Leben langsamer. Ein Hamster, der immer nur gelaufen war, wurde plötzlich langsamer, bis das Rad zum Stillstand kam. Das Surren des Erfolgs erlosch in der Dunkelheit der Ruhe. Das kleine Tier blickte in die großen Augen des Jungen. „Weil, weil ...“, stammelte der kleine Hamster und brachte keine überzeugende Antwort zustande. Noch während er mühsam nach einer Antwort suchte, nahm das Kind ihn zärtlich auf die Hand. Er spürte diese warme, große, fürsorgliche

Hand zum ersten Mal. Seine kleinen Pfötchen hatten nicht mehr das Bedürfnis, weiterzulaufen. Die kleinen Hamsterzehen genossen erstmalig die Luft, die sich an sie schmiegte, während sie ruhig baumeln durften. Der Junge lächelte ihn an, strich ihm zärtlich über die Stirn, die Ohren und den Rücken. Sein weiches Fell streckte sich nach dieser wohlwollenden Nähe und seine schwarzen Glubschaugen hätten vor Rührung am liebsten geweint. Der kleine Hamster wollte zum ersten Mal nirgendwohin. Er wollte nur im Augenblick sein, in der warmen Hand des liebevollen inneren Kindes. Dieses Gefühl richtete sich nun auf das Leben des Managers, das plötzlich so karg wirkte. Er errichtete eine Pyramide nach der anderen, doch nirgends war ein Tropfen Wasser des Lebens zu sehen. Die in den Pyramiden aufbewahrten Mumien waren ausgetrocknet und dürsteten nach Wasser. „Ich habe nie gelebt“, schoss ihm plötzlich durch den Kopf. Auf seiner inneren Reise stand er ganz oben auf der Pyramide und blickte sehnsüchtig nach der nächsten Oase, nach einer Regenwolke, nach Wasser, das ihm ein wenig Leben schenken würde. Doch er spürte nur den Tod unter sich, begraben unter Tonnen von Steinblöcken. So weit war er gekommen, nur um schlussendlich selbst zu einer dieser Mumien zu werden. Tote Menschen, denen das Gehirn entfernt worden war. Feine Öle, die ihre Haut umspannten. All das nur, um in einer für die Ewigkeit geschaffenen Pyramide länger lebendig auszusehen. Doch das Leben ist nicht für die Ewigkeit geschaffen worden. Wandel, Wachstum, Entstehung und Vergehen sind die dynamischen Elemente des Lebens – nicht Stillstand, ewiges Wachstum oder eine niemals endende Gier, die Hamsterbacken noch voller stopfen zu wollen, wenn bereits zu viel Nahrung vorhanden war.

Ihm wurde unglaublich kalt. „Ich habe mein Leben verschwendet“, schoss es ihm durch den Kopf. „Ich habe nur mein eigenes Pyramidengrab gebaut“, hörte er in seinem Herzen. „Ich habe den Satz meines Vaters völlig missverstanden. Bin ich jetzt komplett wahnsinnig geworden?“, fragte er sich innerlich und hörte sich gleichzeitig im Außen sagen: „... und mit diesem Merger hatten wir endlich unser Ziel erreicht.“ Seine letzten Worte klangen nicht mehr so selbstsicher wie zuvor. Er bemerkte, dass er während des gesamten Interviews keinen einzigen Schluck Wasser getrunken hatte. Er nahm das Glas in die Hand und schaute es verängstigt an. Es war die ganze Zeit über neben ihm gestanden. Während seines ganzen Lebens hätte er nur einmal die Hand ausstrecken müssen. Es hatte ihm ständig zugelächelt, aber der richtige Zeitpunkt war nie gekommen. Noch einen Satz, noch einen Gedanken, noch ein weiteres Quartal. Er führte das Glas zu seinen Lippen und trank zum ersten Mal seit Jahrzehnten von dem Lebenselixier. Wie lebendig es schmeckte, als es verspielt seinen rauen, sandigen Hals hinunterrann, in seinen Magen gelangte und er die innere Kühle spürte. Er sah förmlich, wie es sich in seinem Körper verteilte und durch seine Blutbahnen strömte. Es war wie ein plötzliches Gewitter, das den Regen entstehen ließ. Das kühle Nass floss über den Körper des Menschen, der noch immer auf der Spitze der Pyramide stand. Wie lange er darauf gewartet hatte. Wie viele Steinblöcke er tagtäglich getragen hatte, um dieses trockene Meisterwerk zu errichten, auf dem er nun verdurstete.

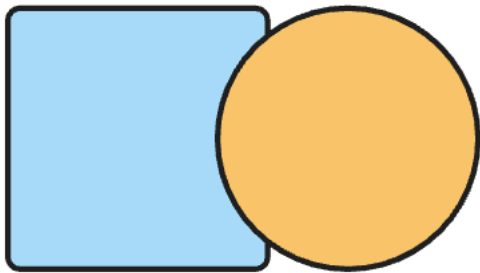
Während er auf der Pyramide stand, streckte er gierig die Zunge aus und richtete den Kopf zur Wolke, um jeden Wassertropfen zu erhaschen. Es fühlte sich herrlich an, wieder zu leben. Doch statt es zu genießen, füllten sich wieder seine Hamsterbacken. Er wollte noch mehr Wasser, das beste Wasser der Welt. In seinem Kopf begannen wieder Visionen zu entstehen. Er würde die größten Wasserbecken und die schönsten Wasserpaläste der Welt errichten, um das Leben in vollen Zügen zu genießen. Er wollte alles haben. Der Hamster kam wieder in Bewegung. Kurz zuvor hatte er es noch genossen, in der Hand des Jungen zu liegen, doch schon begannen sich wieder seine kleinen Pfötchen zu bewegen. Er lief von einer Hand zur nächsten. Irgendwann musste der Junge ihn absetzen – traurig, weil er ihn nicht mehr zärtlich streicheln konnte. Der Hamster lief zielstrebig zu seinem Hamsterrad, das sich ewig drehen wollte. Zunächst würde er all das Wasser aus den Wolken in großen Speichern sammeln und aufbereiten, um dann Rohre über die ganze Welt auslegen zu lassen. Jeder sollte das beste Wasser aus den Regenwolken erhalten. Er würde eine völlig neue Firma aufbauen, die noch größer war als die zuvor. Und der

Hamster strampelte wieder wie früher. Er sah sich auf der Spitze der Pyramide, die Hände in den Himmel zeigend. Er war durchtränkt von Wasser, das nicht mehr die Grundidee des Lebens darstellte, sondern die nächste Ressource war, die es zu sammeln galt. Kurz nachdem er in seinem Größenwahn über die nächsten Entwicklungen laut auflachte, schlug ein Blitz ein. Plötzlich. Kraftvoll. Unerwartet. Mit einer solchen Heftigkeit, dass sein Körper sofort zu Asche verbrannte. Er starb, bevor er noch etwas fühlen konnte. Wie das Reh, dessen Augen sich nur kurz weiteten, bevor es starb. Erlegt vom eigenen Jagdtrieb.

„Schnell, wir brauchen einen Krankenwagen!“, rief der Ghostwriter, der Schreiber des Geistes, noch über den leblosen Körper hinweg. Der Defibrillator ließ den Körper immer wieder zucken. Ein Schlag nach dem anderen durchfuhr ihn. Doch er war schon längst in der Pyramide angekommen. Tief drinnen, unter Tonnen von Steinblöcken. So gerne hätte er für die Ewigkeit gelebt. Doch am Ende wurde er in einem Sarg in die Erde gehoben. Einem Sarg aus Holz, der vergehen wird. Sein Körper, der zu Erde wird. Gefressen von Würmern und Asseln, verging auch sein Wunsch nach Ewigkeit. Und die Ewigkeit des Wandels nahm ihren Lauf.

# Der Kampf zwischen den Welten

Die Welten instrumentalisieren  
Das Neue ablehnen  
Den aufkommenden Wandel aufgeben  
Den Übergang in die neue Welt nicht schaffen



## Das umgedrehte Spiel

Sie wusste schon lange, dass er sie betrügt. Am Anfang waren es nur vage Vermutungen, erste Anzeichen und ein intuitives Gefühl, dass er sich anders als sonst verhält. Dann sah sie es beiläufig auf seinem Computer. Den Chat, in dem er sich gerade das nächste Treffen ausgemacht hatte. Er hatte ihr an diesem Abend noch gesagt, er treffe sich mit einem Freund. Aber er hatte es zu unauffällig gesagt. Mit so viel Bedacht, dass es nicht auffällig klang, sondern zu unauffällig wurde. Sie spürte die leeren Worte, sah das Blinzeln in seinen Augen und das bewusst entspannte Gesicht, das zeigen sollte, dass alles in Ordnung war.

Eigentlich erwartete sie, dass sie geschockt sein würde. Entsetzt, enttäuscht, desillusioniert von der gemeinsamen großen Liebe. Sie hatte ähnliche Geschichten von so vielen ihrer Freundinnen gehört. Jede hatte ihre Geschichte, ihre Traumata, aber letztendlich saßen sie an diesen Abenden mit verheulten Augen in einer Bar, tranken zu viel und stellten die Frage, ob der Barkeeper heute wohl noch zu haben wäre.

Doch bei ihr war es anders. Sie las die Nachrichten und fühlte sich in ihrer Annahme bestätigt. Irgendwie war sie stolz auf sich, dass sie ihrer Intuition vertrauen konnte. Sie fühlte sich fast ein wenig gelangweilt, als sie die letzten Chat-Nachrichten durchsah. „So klassisch“, sagte sie halblaut und verächtlich. Genau wie bei allen anderen Paaren. Irgendwie hatte sie gehofft, anders zu sein als ihre Freundinnen. Sie verspürte keinerlei Drang, in die nächste Bar zu gehen und wieder einen solchen Abend zu erleben. Und sie wusste, dass sie alles verlieren würde. Den ganzen Wohlstand, die teure Wohnung in der Innenstadt, ihren aufgebauten Ruhm. Das wollte sie nicht einfach aufgeben. Sie wollte nicht zusätzlich zu ihrem Mann auch noch ihren Reichtum und ihre Würde verlieren. Nicht sie.

Als er nach Hause kam, fragte sie so unauffällig wie möglich, wie sein Abend gewesen sei. Natürlich hatte sie bemerkt, dass er geduscht hatte. Da lagen die Haare immer etwas anders als sonst. Er wirkte entspannter als zuvor, aber diesmal versuchte er nicht zu entspannt auszusehen. „Ja, ganz nett“, antwortete er beiläufig auf ihre Frage. „Jakob hat gemeint, dass er einen neuen Kredit für sein Haus braucht. Sie wollen noch eine Garage dazu bauen.“ Und genau dieser Moment stellte für sie eine Wendung dar. „Das ist ja interessant. Was genau wollen sie denn machen?“, entgegnete sie ihm. „So eine Doppelgarage mit elektrischer Öffnung“, versuchte er, das Gespräch zu einem Abschluss zu bringen. „Wirklich?“, setzte sie interessiert den Dialog fort und fragte weiter. „Hat dann jeder von ihnen eine eigene Fernsteuerung?“ „Geht das über eine Handy-App?“ „Für welche Firma haben Sie sich entschieden?“ „Wie viel kostet sie insgesamt?“ Jedes Mal, wenn er das Gespräch zu einem Ende brachte, stellte sie eine weitere Frage. Sie spürte, dass er nicht antworten wollte. Sie wusste, dass er sich nicht mit Jakob getroffen hatte. Er musste ständig neue Geschichten erfinden und sich Informationen ausdenken. Da er so erpicht darauf war, dass sie den Betrug nicht bemerkte, wollte er möglichst realistisch antworten, damit sie ihm Glauben schenken würde. Sie sah, wie angespannt er war. Er schwitzte regelrecht, was ihr gefiel.

Als er neben ihr im Bett einschlief, recherchierte sie, inwieweit seine Antworten der Realität entsprachen. Teilweise hatte er eine gute Geschichte erfunden, die wahr sein könnte. Scheinbar hatte er sich tatsächlich ein wenig informiert. Aber dann gab es einige Details, die nicht stimmen konnten. So bot die Firma beispielsweise keine Doppelgaragen mehr an, der Preis war nicht mehr aktuell und einige seiner Argumente waren nicht zutreffend. Es war jedoch nicht ihr Ziel, ihn zu entlarven. Sie wusste bereits alles, was sie wissen wollte. Es reizte sie, das Spiel mit ihm zu spielen. Sie wollte das Spiel, das er mit ihr spielte, umdrehen.

Seitdem verfolgte sie seinen Chat live. Sie fühlte sich wie eine Detektivin, die insgeheim seine Nachrichten mitverfolgte. Die Texte waren literarisch wenig ansprechend, und sie verspürte auch keine Eifersucht, wenn seine Affäre das nächste Herz-Emoji sendete. Sie fühlte etwas anderes. Es war die Macht, die sie über ihn hatte. Wie oft war er derjenige, der zumindest symbolisch über ihr stand. Ein höheres Gehalt, eine höhere Ausbildung, sportlicher, erfahrener, allein die gedankliche Aufzählung davon brachte sie zum Kotzen. Die einzige Eigenschaft, in

der sie ihm überlegen war, bestand vielleicht in ihrer Attraktivität – aber das war ihr zu wenig. Sie wollte endlich einmal selbst das Steuer in der Hand halten und nicht auch noch das arme Eheopfer sein.

Heute traf er sie um 20 Uhr in ihrer Wohnung. Sein Alibi war ein längeres Geschäftsmeeting, und sie sollte sich ruhig schon schlafen legen. Doch um 21 Uhr rief sie ihn an. Er wirkte überrascht und versuchte, seine Stimme geschäftig klingen zu lassen. „Ja, mein Schatz? Ich bin gerade noch im Meeting.“ Und dann begann sie zu erzählen. Von ihrem Tag, wie er gelaufen sei, und von ihren tiefen Gedanken. Es amüsierte sie, sich vorzustellen, wie seine Affäre gelangweilt auf die Uhr blickte und ihn genervt ansah. „Schatz, ich muss jetzt langsam wieder zurück ...“ „Ja, noch eine wirklich wichtige Sache muss ich dir erzählen“, sagte sie und übergang seinen wiederholten Versuch, das Gespräch zu beenden. „Warte, einen Moment“, sagte sie plötzlich. „Es läutet an der Tür. Ich rufe dich gleich zurück“. Sie legte auf. In ihrem Kopf bildeten sich neue Szenen. Die beiden saßen auf ihrem Bett und erhofften sich einen schönen Abend. Doch er saß mit dem Telefon in der Hand da und wartete auf den Anruf seiner Frau. Wann würde sie ihn wohl anrufen? Was wollte sie ihm noch so wichtiges erzählen? Bis dahin würde er sich wohl kaum entspannen können. Sie rief an diesem Abend nicht mehr an und nahm auch nicht seine Anrufe an. Als er später nach Hause kam, weniger entspannt als sonst, meinte sie nur, dass sie vergessen hatte ihn zurückzurufen. „Aber ich habe dich dreimal angerufen. Du hast gemeint, es ist etwas Wichtiges.“, reagierte er ärgerlich. „Ach ja“, meinte sie lapidar, „ich habe mein Handy noch stummgeschaltet.“ Sie drehte sich um ohne seine Frage zu beantworten und schlief weiter. Sie fühlte sich machtvoll. Stark.

Und so ging es weiter. Sie nutzte jede Gelegenheit, um ihm das Leben schwerer zu machen. Sie genoss es, wenn er sich windete. Wie er sich mit jeder seiner Ausreden bemühte. Manchmal war sie richtig erstaunt, wie kreativ er sein konnte. Welche Verkehrsmittel nun doch eine Verspätung hatten, wie gerne er wieder Sport mit neuen Freunden machte, wie viel Zeit er für sich allein zum Spaziergehen benötigte, warum Massagen aus medizinischen Gründen fast notwendig wurden, warum er die neuen Meetings nicht mehr online, sondern nur vor Ort in anderen Ländern durchführen konnte. Sie las seine Nachrichten und hörte sich dann seine Ausreden an. Sie klangen so echt. Zwei unterschiedliche Welten, die nichts miteinander zu tun hatten. Wie er täglich die alte Welt verzerrte, um die neue zu erkunden. Er war ein grandioser Schauspieler, so gut wie er sich immer wieder verstellte. Er wirkte so authentisch, so klar, so wie immer. Und gleichzeitig sah sie den Live-Chat, manchmal nur einige Minuten, nachdem sie miteinander gesprochen hatten. In der eigenen Wohnung, auf der Toilette, schrieb er seiner Affäre. Während seine Frau duschte, kurz bevor sie aufwachte, noch in seinem Auto, bevor er zur Arbeit fuhr. Doch sie wusste bereits alles und ließ ihn in seinem Doppelleben leiden.

Eines Abends sagte er, dass er wieder einen Männerabend habe. Sie müsse nicht auf ihn warten. Doch sie wusste bereits, in welchem Restaurant er seine Affäre treffen würde. Dieses Mal ging sie einen Schritt weiter. Sie setzte sich auf eine Bank bei einer Bushaltestelle auf der gegenüberliegenden Straßenseite des Restaurants. Von dort aus konnte sie die beiden durch die Fensterscheibe gut sehen. Wie er sie freudig begrüßte und ihr klischeehaft eine Rose in die Hand drückte. Wie sie ihn umarmte. Genau in diesem Moment rief sie ihn an. Sie sah, wie er genervt das Handy aus der Tasche holte, dann aber in süßlichem Ton fragte, was los sei. Sie erzählte ihm, dass sie sich kurzfristig mit einer Freundin treffen würde. Anschließend streute sie einige belanglose Informationen in ihre Erzählung ein. Währenddessen beobachtete sie, wie er sich mit der Hand die Stirn hielt, während seine Affäre ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch klopfte. „Gut, dann sehen wir uns später“, sagte er und wollte das Gespräch erneut beenden. „Ja gut, ich bin schon gespannt, wie das Essen im Restaurant Stilblüte sein wird.“ Schweigen. „Was hast du gesagt, Schatz?“, fragte er sichtlich verwirrt. „Ich sagte, dass ich schon gespannt bin, wie das Essen sein wird. Es soll eine gute Küche sein.“ „In welches Restaurant gehst du denn?“, fragte er, während er versuchte, unauffällig zu wirken. „Aber das habe ich dir doch gerade gesagt. Na gut, mein Taxi ist schon da. Bis später.“ „Schatz, in welches

Restaurant ...” Doch sie hatte schon aufgelegt. Mit gierigem Blick sah sie auf die andere Seite der Straße, in das Restaurant „Stilblüte“, und beobachtete, wie er entgeistert auf das Handy blickte. Kurz danach begannen die beiden zu gestikulieren. Er wurde immer hektischer und schien dem Kellner mitzuteilen, dass sie heute doch nicht hier essen würden. Kurz darauf verließen sie das Restaurant. Sie war sichtlich wütend, und er versuchte, entschuldigend auf sie einzureden.

Es waren diese Spiele, die ihr Vergnügen bereiteten. Von tiefem Hass und Ekel genährt, wurden ihre süßen Gefühle verstärkt. Und jeder Schritt verlangte nach einem weiteren. Wie eine Süchtige sehnte sie sich nach der nächsten Dosis. Es dauerte nicht lange, bis sie herausfand, dass auch seine Affäre in einer Beziehung war. Sie wusste sofort, was zu tun war. Sie verfolgte die andere Frau, um herauszufinden, wo sie wohnte. Anschließend recherchierte sie, wer ihr Mann war. Sie fädelte ein berufliches Gespräch mit ihm ein und traf sich an den Abenden mit ihm, an denen sie wusste, dass er Zeit hatte. Das waren die Abende, an denen seine Frau ihn betrog.

„Das ist eine wirklich neue Perspektive für uns“, bestätigte sie seine Aussage. Er war ein gutaussehender Finanzberater mittleren Alters. Grau meliertes Haar, eckige Brille, kantiges Gesicht, aber wohlwollende Augen. Er nahm an, dass sie eine hochrangige Abteilungsleiterin war, die externe Beratung für ihre globalen Lieferketten benötigte. Sie wusste, dass er den Job wollte und nur deswegen abendliche Termine annahm. Da seine Frau auf wundersame Weise genau an diesen Abenden immer selbst etwas vorhatte, konnte er zusagen. Doch sie wollte keine Affäre mit ihm beginnen, das wäre ihr zu einfach gewesen. Sie hatte ein perfideres Spiel im Sinn.

„Ich muss dir etwas gestehen“, sagte sie plötzlich eines Abends zu ihrem Mann. Er schaute sie angespannt an und spürte erste Gewissensbisse. „Ich habe eine Affäre.“ Ihr Mann verschluckte sich und hustete. Er war sichtlich schockiert. Kurz hatte er Angst, dass sie etwas bemerkt hatte, doch dann drehte sich das Spiel wieder um. Sie mimte die schuldbewusste Frau, die sich schämte. In ihm sah sie die unterschiedlichsten Gefühle hochkochen. Enttäuschung, Entsetzen, Wut, aber auch eigene Schuld vermischten sich, und es war unklar, welche Reaktion diese Mischung hervorrief. „Er will es auf keinen Fall seiner Frau beichten, aber ich möchte endlich reinen Tisch machen.“ Er schaute sie noch immer orientierungslos an. „Er hat eine Frau?“ „Ja, es tut mir auch für sie leid“, schluchzte sie, von ihrer eigenen Schauspielkunst beflügelt. „Ich weiß auch schon, wie sie heißt.“ Als sie den Namen beiläufig erwähnte, wirkte er, als würde er gleich umfallen. Den Namen seiner Affäre aus dem Mund seiner Frau zu hören, ließ seine Welt zusammenbrechen. Er hatte diese Welten so gut getrennt und genau darauf geachtet, dass sie es nie erfahren würde. Er fühlte sich ihr so überlegen. Wie ein Geheimagent, ein Abenteurer, der seine wildesten Träume ausleben konnte. Wie gut er seine Geschichten erzählte, wie geschickt er seine Frau immer hinter das Licht führen konnte, wie stark er sich fühlte, wenn er mit einer anderen verheirateten Frau schlief. Doch in den letzten Monaten war es immer schwieriger geworden, seine alte und neue Welt zu trennen. Und jetzt hörte er nur noch im Hintergrund, wie sie ihm noch mehr erzählte. Die Welten schienen stillzustehen. Seine eigene Frau betrog ihn. Diese Erkenntnis kreiste noch immer in seinem Kopf. Mit dem Mann seiner Affäre.

Es war einer dieser Abende, an denen der Kopf einfach nicht klar werden wollte. Er fühlte so viele Emotionen gleichzeitig, dass er gar nichts mehr fühlte. Zu viel war geschehen, zu viel hatte er gehört. Er verlor die Kontrolle über sein Leben, das er gerade noch so gut im Griff hatte. Hat ihm seine Frau gerade mitgeteilt, dass sie ihn betrügt? Was war gerade passiert? Eine tiefe Panik begann in ihm aufzukeimen. Mitten in der Nacht schlich er sich aus dem Bett. „Wir müssen sofort reden“, flüsterte er am Klo sitzend seiner Affäre durch das Handy zu. „Es ist mitten in der Nacht“, stammelte sie. „Es ist wichtig“, insistierte er und erzählte ihr von dem Gespräch. „Mein Mann betrügt mich?“, stammelte sie. „Mit deiner Frau?“, stotterte sie. Er hörte, wie auch ihre Welten zerbrachen. Die alte und die neue Welt, eine unvermeidbare Explosion.

Am nächsten Abend war der Streit bis in die Straßen hinein zu hören, als die Frau ihrem Mann Betrug vorwarf. Er verteidigte sich damit, dass er das niemals tun würde. Sie müsse ihm vertrauen. Wie kam sie bloß auf diese absurde Idee, niemals würde er das tun. Von wem habe sie diese Geschichten gehört? Sie zählte die Termine auf, an denen er die Frau getroffen hatte. "Aber das waren nur geschäftliche Essen", beteuerte er mit unschuldiger Mine. Doch sie sah sich selbst in ihm. Genauso, wie sie ihn ständig anlog, log er sie an. Doch sie sah nur ihn. All ihr schlechtes Gewissen projizierte sie in ihn hinein. Sie spürte genau, dass er log. Er musste lügen und sie würde ihn zur Rede stellen. Ihren unbewussten, tiefen Wunsch, endlich nicht mehr die eigene Schuld zu fühlen, erkannte sie nicht. Von der Täterin zum Opfer, von der Betrügerin zur Betrogenen. Wie viel leichter wäre es, betrogen zu werden, als selbst zu betrügen. Plötzlich fühlte sie sich frei von Schuld und Verantwortung. Und ein Schritt folgte dem anderen. Es war wie ein Erdbeben, das in der panischen Wut nicht mehr aufzuhalten war. Es war die tiefe Gier, ihren Mann zu beschuldigen, um ihrer eigenen Schuld zu entgehen.

Und so saßen sie gemeinsam an einem Tisch im Restaurant „Stilblüte“. Beide Paare. Eine vermeintliche und eine tatsächliche Affäre. Ihr Mann wirkte so klein und zerbrechlich, was sie vor Glück erschauern ließ. Sie hatte alle Fäden in der Hand. Sie war wie eine Puppenspielerin, die ihre Geschichte erzählte. „Wir haben uns wirklich nur beruflich getroffen“, beteuerte der Finanzberater in der Hoffnung, die vermeintliche Affäre von seinem Geschäftskontakt bestätigt zu bekommen. Doch diese hatte ein anderes Ansinnen, als sie antwortete. „Mein Liebling, ich kann nicht mehr schweigen“, log sie und blickte ihm gespielt schuld bewusst in die Augen. „Ich finde, deine Frau sollte die Wahrheit erfahren, auch wenn du es ihr nicht sagen wolltest.“ Sie sah die andere Frau entschuldigend an. „Sie haben recht, es war mehr als ein berufliches Treffen.“ Die Augen des Finanzberaters weiteten sich ungläubig. Sein Mund öffnete sich sprachlos. Er blickte verängstigt und betuernd zu seiner Frau. Triumphierend und wutentbrannt blickte sie ihn an. All den Hass, den sie von ihm erwartet hatte, wenn er ihre Affäre entdeckte und vor dem sie so viele angsterfüllte Träume gehabt hatte, konnte sie nun auf ihn loslassen.

Während sie ihn zu beschimpfen begann, stand die Frau, die alles eingefädelt hatte, leise auf. Sie sagte nichts mehr und ging. Hinter ihr saßen noch drei Menschen, die in ihrem Chaos untergingen. Sie hörte im Hintergrund die Schreie. Der Finanzberater, der seine Unschuld beteuerte. Seine Frau, die ihm Betrug vorwarf, obwohl sie ihn selbst betrog, mit dem Mann neben ihr, der nicht mehr sprechen konnte. Illusionierte Welten und Vorwürfe, Projektionen nach außen und fehlende Innensichten. Ein Chaos zwischen Menschen, die versuchten, andere hinter das Licht zu führen, und nicht erkannten, dass sie selbst zu Puppen geworden waren. Der Betrug der Betrogenen.

Als sie in ihrer Wohnung ankam, zog sie in aller Ruhe ihre Hausschuhe an und legte sich entspannt auf die Couch. „Die Würfel sind gefallen“, flüsterte sie mit ruhiger Vorahnung. Erst später erfuhr sie, wie der Abend genau endete. Das Geschrei eskalierte, der Erdbeben nahm Fahrt auf. In tosendem Geschrei platzte es irgendwann aus der Frau heraus, dass sie ihn nur deswegen betrogen hatte, weil er damit begonnen hatte. Für sie wirkte es wie eine plausible Erklärung. Sie wollte sich auch die Last von der Seele reden. Endlich zu sagen, wie es war, aber ohne Schuld zu übernehmen. Wie verständlich es in ihren Ohren klang, dass sie ihn betrog, nachdem er damit begonnen hatte. Sie fühlte die Gunst der Stunde, ihre tiefe Schuld aufzulösen und endlich die Wahrheit zu sagen. Vielleicht könnten sie neu anfangen, nachdem sie beide vom verbotenen Wein getrunken hatten? Doch ihr Mann hatte sie nicht betrogen. Er hatte keine Schuld auf sich geladen. Als sie mitten im Geschrei ihren Betrug gestand, wurde es plötzlich ganz still im Restaurant.

Die Kellner, die bereits einschreiten wollten, um die drei Gäste hinauszubegleiten, nahmen plötzlich Abstand von dem eskalierenden Paar. Der ganze Raum spürte, dass sich das Blatt gerade gewendet hatte. Der Finanzberater sah in diesem Moment unendlich traurig und wütend aus. Er war ein Mann, der gerade erfuhr, dass seine eigene Frau ihn betrog, nachdem sie ihm

lauthals Betrug vorgeworfen hatte. „Es tut mir so leid“, sagte nun die Affäre der Frau kleinlaut. Der Mann, der bisher teilnahmslos dagesessen hatte, deckte nun die letzte verdeckte Karte auf. Intuitiv wollte auch er gestehen, um sich seiner Schuld zu entledigen. Er spürte die nahende Freiheit, das Geheimnis endlich lüften zu können. Ab nun werde wieder alles besser, täuschte ihn seine flehende Hoffnung. Der Finanzberater erschrak, als er die Affäre seiner Frau erkannte, die ihm direkt gegenüber saß. Der Erdbeben grub die letzten Häuser unter ihm ein. Die emotionale Ladung aus Schuld, Ungerechtigkeit, Hoffnung und Schmerz explodierte in zerstörerischem Hass. Das Messer auf dem Tisch war zu naheliegend. Zu schnell hatte er eines in der Hand. Die Schreie der Kellner kamen zu spät. Die Hände der Frau waren zu schwach. Zu tief bohrte sich das Messer des Finanzberaters mit der eckigen Brille in den Hals des anderen Mannes. Der einzige unschuldige Mensch am Tisch machte sich eines Mordes schuldig. Wollte der Sterbende noch etwas sagen? Wollte er sich entschuldigen? Doch statt Worte kam nur noch Blut aus seinem Mund.

Die Zeugenaussagen, die an diesem Abend aufgenommen wurden, waren für die Polizei nicht vollständig nachvollziehbar. Es war eine dieser dramatischen Geschichten, die sich nicht logisch nachvollziehen ließen. Es ging um Betrug, Schuld und Lügen. Die Frau an diesem Tisch weinte hysterisch und wurde ins Krankenhaus gebracht. Der Mörder war ebenfalls nicht vernehmbar und stammelte nur immer wieder etwas von einer Täuschung. Warum sich das Paar mit der Affäre der Frau traf, konnten sich auch die Kellner nicht erklären. Nach diesen dramatischen Momenten konnte sich niemand mehr an die zweite Frau am Tisch erinnern.

Beim Begräbnis trauerte die unschuldige Witwe. Sie beteuerte mehrfach, nie auch nur daran gedacht zu haben, dass ihr Mann ein Doppelleben führen könnte. „Was für ein Mensch spielt denn so ein Spiel?“, stellte sie dem Pfarrer weinerlich die Frage, die sie selbst am besten hätte beantworten können. Die arme reiche Frau. Opfer oder Täterin? Puppe oder Spielerin? Es war eine schöne Beerdigung, und alle genossen den Leichenschmaus.

## Fremdheilung

Sie verdrehte die Augen, während er zufrieden stöhnte. Es war ein Fleischberg, der vor ihr lag. Oder ein Fettberg. So viel Masse, die nur einem Menschen gehörte. Links und rechts von der Massageliege hingen seine Schwarten bis zum Boden. Sehnsüchtig blickten sie nach unten; so gerne würden sie fallen und sich dem Körper entziehen. Doch die Haut hielt die innere Masse in dem Individuum, dem Unteilbaren, zusammen. Individuum, "teilbar", in, "nicht", nicht teilbar, das Unteilbare. Und so hingen die Schwarten zu Boden, blieben aber im massigen Körper.

Das ist sehr gut, grunzte der Fleischberg in die Massageliege, während sie mit aller Kraft ihre trainierten Daumen durch das Fleisch drückte. Es war ein anstrengender Job. Begonnen hatte alles aus Idealismus. Damals hatte ihr großer Bruder einen schweren Fahrradunfall und konnte fast ein Jahr lang nicht mehr gehen. Lange Zeit musste sie mit ansehen, wie dieser sportliche junge Mann nur noch zu Hause liegen und seine Schmerzen aushalten musste. Irgendwann begann sie, seine Waden zu massieren, und das schien zu helfen. Sie folgte ihrer Intuition, knetete die Muskeln an der Unterseite und strich an den Faszien entlang. Das schmerzte ihn kurzzeitig, brachte ihm langfristig aber Entspannung. Sie wusste damals noch nichts über Heilmassagen, aber sie erinnerte sich noch gut an den ersten Abend, an dem er völlig selig einschlief, ohne seinem schmerzverzerrten Gesicht. Jeden Abend massierte sie ihn, und der Heilungsverlauf beschleunigte sich. Irgendwann konnte er sogar wieder Fahrrad fahren. Das war ihre Bestimmung – Menschen zu heilen.

Sie war eine der Besten im Studium, lernte sämtliche Methoden, wendete sie an und hatte ihre ganz bestimmten Griffe, die den Menschen halfen. Die Jahre vergingen, sie baute ihre eigene Praxis auf, hatte Stammkunden und hatte somit ihr äußeres Ziel erreicht. Eine gut gebuchte Privatpraxis, modern hergerichtet, ihre Schulden hatte sie abbezahlt, eine Assistentin und eine Putzkraft unterstützten sie und gossen auch regelmäßig die Pflanzen.

„Ja, das ist sehr gut“, stöhnte der Fleischberg wieder. Über die Jahre war ihr Idealismus verschwunden. Es wurde zum Job. Die Energie, die sie ursprünglich aus der Hilfe für andere Menschen geschöpft hatte, wurde immer weniger. Egal, wie viele Menschen sie massierte, es kamen immer neue hinzu. Jeden Tag wieder. Eine Verspannung hier, ein Unfall da oder einfach die Suche nach Entspannung. Die meisten waren aus ihrer Sicht einfach unспортlich und faul. Sie aßen zu viel und zu ungesund und Bewegung war für sie ein Fremdwort. Anstatt ihren Lebensstil zu ändern, kamen sie lieber alle zwei Wochen zur Massage und hofften, dadurch gesund zu werden.

Sie fühlte sich ausgenutzt. Sie sollte ihr ungesundes Leben kompensieren. Und da lag er nun vor ihr. Der nächste Fleischberg, der zu faul war, sich zu bewegen. Er wohnte nur zwei Kilometer entfernt, kam aber mit dem Auto zu ihrer Praxis. Er parkte in der Tiefgarage, nahm den Aufzug hinauf und schleppte seinen massigen Körper auf die Massagebank. Eine Stunde Heilmassage, sogar vom Arzt verschrieben. Sie ekelte sich. „Ja, das ist es besonders gut“, hörte sie ihn weiter nuscheln.

Sie drückte fester. In ihr stieg Aggression auf, genährt durch die jahrelangen Behandlungen dieser Menschen und deren indirekten Misshandlung ihr gegenüber. Ihre Arbeit gab ihr keine Energie mehr, sie verlor sie nur noch. Eigentlich verschwendete sie ihre Energie schon. Anstatt sich zu freuen, anderen Menschen zu helfen, spürte sie nur, wie ihre Energie aus ihr herausgezogen wurde. An den Abenden musste sie ihre eigenen Daumen massieren, um den Druck aus ihrem Körper zu bekommen. Sie drückte noch fester. „Ah, da ist wohl eine Verspannung“, hörte sie den Mann sagen. Doch es war keine Verspannung. Es war einfach nur ein Schmerzpunkt, den sie drückte. Fester als sonst. „Das ist jetzt schon sehr stark.“ Sie drehte ihren Daumen geschickt, zog an den Fasern und wusste, dass er sich durch diese Bewegungen verspannen würde. Die angenehmen Rückmeldungen änderten sich zu schmerzhaften Grunz- und Zischlauten. „Da müssen wir durch“, sagte sie bestimmt. Zum Schluss machte sie eine schnelle Bewegung über einen Muskelfaser, woraufhin der Mann kurz aufschrie. „Au, das hat jetzt wirklich wehgetan“, empörte er sich. „Ja, eine tief sitzende Verspannung. Es könnte die

nächsten Tage noch nachwirken.", antwortete sie lapidar. Sie fühlte sich zum ersten Mal erleichtert. Nach Jahren. Es gefiel ihr, einmal nicht ihrem Ideal nachzueifern.

Sie starrte an die Decke. Ihr Freund lag auf ihr und bewegte sich mechanisch hin und her. Sie hörte ihn tief atmen und spürte seinen Schweiß auf ihrer Haut. Früher hatte sie noch Leidenschaft empfunden, doch in letzter Zeit war die eheliche Pflicht zur Routine geworden. Sie ließ es über sich ergehen, weil er danach weniger angespannt war. Plötzlich erkannte sie, dass sie gerade die Holzstreben an der Decke zählte. Dieses Verhalten war ihr bekannt, wenn sie in einem Warteraum saß und ihr langweilig war. Stimmt, ihr war langweilig.

Sie atmete kurz ein und aus, eher resignierend. Bemerkte er überhaupt, dass es ihr nicht gefiel? Sollte sie es ihm sagen? Sie schaltete ihr inneres Kopfkino ein und erinnerte sich an den Schwimmlehrer aus ihrem Kurs. Er war ein durchtrainierter junger Mann mit strahlenden Augen. Ja, so jemand würde ihr gefallen. Sie stellte sich seine breiten Schultern, seine gut definierte Statur und sein kantiges Gesicht vor. Gerade als sie dieses Bild erzeugte, spürte sie wieder den tatsächlichen Schweiß ihres Freundes und stürzte zurück in die Realität, aus der sie ausbrechen wollte. „Fuck“, fluchte sie mürrisch. Wahrscheinlich dachte er, dass es ein leidenschaftlicher Ausruf war. Doch dem war nicht so. Sie begann, ihn zu umarmen. Wie bei einer Massage hielt sie seine Schultern mit festem Griff. Vielleicht glaubte er, dass es leidenschaftlich war. Sie umklammerte ihn fester und drückte ihre Nägel langsam in sein Fleisch. Es schien ihm zu gefallen. Seine mechanischen Bewegungen wurden schneller. Sie zog die Nägel tiefer ins Fleisch und fuhr seinen Körper entlang. Er begann, sich zu winden. Sie wusste, dass er jetzt Schmerzen spürte, aber er wollte offenbar nicht aufhören. Also erhöhte sie den Druck. „Schatz, das ist etwas zu wild“, hörte sie ihn schnaufend sagen. Aber sie hörte nicht auf. Sie bewegte sich so, dass sich der Druck weiter erhöhte. Er wurde langsamer. „Das ist jetzt wirklich zu viel“, meinte er. „Nur noch ein bisschen“, hörte er sie flüstern. Irgendwann gab er auf. Die anfängliche Lust hatte sich in Unwohlsein verwandelt. Er drehte sich ohne etwas zu sagen um und schlief trotzdem ein. Ihre Augen blieben offen. Im dunklen Raum lag ein diabolisches Lächeln auf ihrem Gesicht, das sie in ihren Traum begleitete.

Als sie am nächsten Tag in der vollen U-Bahn saß, stellte sie ihre Tasche so auf den Boden, dass sie auf den Füßen eines anderen Fahrgasts stand. Sie sah, wie es für sie unangenehm wurde. Mit unschuldiger Mine blickte sie weiter aus dem Fenster. Als sie aufstand, drehte sie die Tasche so, dass sie ihr kurz über das Gesicht streifte. Sie betrat den Aufzug, stieß dabei aber die Tasche einem Mann gegen die Beine. „Oh, entschuldigen Sie“, sagte sie mit einem unschuldigen Lächeln. Wie konnte man diesem Lächeln böse sein?

„Guten Morgen, Jasmin“, begrüßte sie ihre Assistentin. „Oh, was ist denn mit deinen Haaren passiert?“ Jasmin blickte erschrocken in den Spiegel. Es war nichts anders als sonst. Doch es war ein Stich, ein kleiner Seitenhieb, der sie in eine Unsicherheit brachte.

Im Praxisraum angekommen, setzte sie sich kurz hin. In ihr brodelte eine Aggression, die sie noch nie zuvor gespürt hatte. Es war ein Hass gegen die Menschheit. Sie fühlte sich ausgenutzt und betrogen. Gedanken und Gefühle kreisten durch ihren Kopf und Körper. Warum hatte sie eigentlich damals ihren Bruder ständig massiert? Er war selbst schuld gewesen. Wie oft hatte sie ihm gesagt, dass er nicht so schnell den Berg hinunterfahren solle? Dass er aufpassen müsse, weil noch Rollsplitt auf der Straße lag. Aber nein, er wollte wieder den nächsten Rekord brechen – doch stattdessen brach er sich ein Bein. Und dann kümmerte er sich auch nicht einmal um sich selbst. Nein, er lag nur da und wartete, dass es besser werden würde. Sie allein fühlte sich verpflichtet, ihn zu unterstützen. Als er wieder fahren konnte, jagte er dem nächsten Rekord hinterher. Erst der letzte Unfall beendete seine sportlichen Ambitionen. Da halfen auch keine Massagen mehr, er hatte seinen Körper tatsächlich zugrunde gerichtet. Warum zerstören Menschen ihren Körper und erwarten dann von mir, dass ich sie wieder heile?

An diesem Tag hatten ihre Klienten eine harte Zeit. Sie griff ihre Schmerzpunkte an, überdehnte ihre Sehnen und ermutigte sie, noch tiefer zu gehen, obwohl dies nicht mehr heilsam war. „Ja, so richtet ihr euren Körper zugrunde“, hörte sie ihre innere Stimme sagen. Doch all diese

Attacken brachten ihr Blut nur noch weiter in Wallung. Es war der Hass, der aus ihr herausströmen wollte.

„Ich komme heute Abend erst später nach Hause“, waren die einzigen Worte, die ihr Freund an diesem Abend von ihr hörte, bevor die Tür zuknallte und sie aus dem Haus lief. Er hatte nicht gesehen, was sie angezogen hatte. Er hätte sie auch kaum wiedererkannt. Sie trug den kurzen schwarzen Lederrock von früher, ein enges Top, ihre langen Haare waren wild frisiert, sie hatte dicken, roten Lippenstift aufgetragen, eine schwarze Ledertasche hing an ihrer Seite und sie lief in hohen Stöckelschuhen in die Nacht. Ihr starkes Parfüm begleitete sie. Nach einigen Wodka-Shots tanzte sie wild und ekstatisch in einem Club. Sie spürte die Blicke der Männer, die sie an sich zog. Sie genoss es. Sie brauchte sie. Ein jüngerer Mann kam tanzend zu ihr. Vorsichtig, anpirschend. Doch sie wusste viel besser, was sie wollte, als er es sich vorstellen konnte. Sie tanzte ihn an, ihre Hüfte kreisend, anziehend, betörend. Sie wusste, dass er nicht mehr entfliehen konnte. Es war eine Mischung aus wilder Leidenschaft und tiefem Hass gegen all die Männer, die sie ständig ausnutzten. Jetzt war sie es, die ausnutzte. Sie hielt seinen Kopf mit den Fingernägeln fest, blickte ihm tief in die Augen und küsste ihn dann leidenschaftlich. Mitten auf der Tanzfläche. Sie biss ihm in die Lippen, nicht mehr zart, sondern fordernd. Kurz darauf zertrte sie ihn in das Männerklo, hob ihren Rock und ließ sich von ihm bedienen. Sie stöhnte. Kurz vor seinem Höhepunkt stieß sie einen lauten Schrei aus, rammte ihm ihr Knie zwischen die Beine und zerkratzte brutal sein Gesicht. Ihr Hilferuf ließ andere Menschen hereinströmen. Sie trugen die blutverschmierte, hysterisch weinende Frau aus dem Männerklo hinaus.

Im Krankenhaus gab sie zu Protokoll, dass der Mann sie in die Toilette geschleppt und vergewaltigt habe. Sie konnte sich das so gut vorstellen, dass er es wirklich getan haben könnte. Denn genau so ausgenutzt fühlte sie sich von der Welt. Von der Welt vergewaltigt, von allen Männern missbraucht. Sie projizierte nur ihre innere Welt nach außen. Es fühlte sich so real an. Denn genau so war es für sie. Sie wurde immer von anderen missbraucht. Jetzt, zum ersten Mal, spürte sie in der externalisierten Situation, wie es sich innerlich für sie anfühlte. Es musste so gewesen sein. Sie hatte es sich genau so vorgestellt. Wie er ihr immer näherkam, obwohl sie das nicht wollte. Sie wollte doch eigentlich nur tanzen. Und sie wollte weggehen, aber er hielt ihren Kopf fest. Sie wollte den Blick abwenden, doch er starrte ihr weiter in die Augen. Sie riss sich los und ging zur Damentoilette. Doch bevor sie eintreten konnte, packte er sie und zertrte sie mit in das Männerklo. Sie wollte schreien, doch er hielt ihr den Mund zu und drang in sie ein. Irgendwann schaffte sie es, sich zu lösen, stieß ihn weg und schrie um Hilfe. Der Mann wurde tatsächlich angeklagt und eingesperrt. Wegen sexueller Misshandlung und Vergewaltigung. Er war das Bauernopfer ihrer inneren Vorstellungen. Die Vorstellung, dass sie das Opfer war. Das Opfer neben all diesen Tätern. Sie musste ihren Bruder unterstützen, obwohl sie es nicht wollte. Sie unterstützte alle. Immer war sie diejenige, die das machte, was die anderen wollten. Und das war ihr Befreiungsschlag. Endlich konnte sie ausbrechen.

Sie fühlte sich frei. Zum ersten Mal fühlte sie sich frei, weil sie nicht mehr von anderen ausgenutzt wurde. Sie bemerkte nicht, dass sie es selbst war. Sie bemerkte nicht, dass sie sich selbst in all diese Situationen gebracht hatte. Sie spürte nicht, dass sie sich eigentlich immer selbst hätte heilen können. Dass sie ihre eigene Aufmerksamkeit gebraucht hätte. Ihre eigenen Verletzungen hatte sie immer auf andere projiziert. Es fühlte sich gut an, diese zu heilen. Doch dabei heilte sie nicht selbst. Sie sah nur, wie die anderen heilten. Ihnen ging es besser, ihr selbst aber nicht. Und das kippte in das Gefühl der Ungerechtigkeit. Das Gefühl, ausgenutzt zu werden. Die Aggression gegenüber der Projektion. Der gefühlte passive Hass gegen sich selbst, wenn man sich selbst vergisst zu heilen.

Später schrieb sie ein Buch über ihre Vergewaltigung. Sie wurde berühmt. Sie half anderen, ihr Leid zu verarbeiten. Sie half wieder anderen. Diesmal unterstützte sie Frauen, die tatsächlich missbraucht worden waren. Und sie fühlte sich gut dabei, ihnen zu helfen. Jedoch bemerkte sie nicht, dass sie in ihrem eigenen Muster gefangen blieb. Sie half wieder nur anderen. Und sie selbst ging dabei leer aus und heilte nie.

## Die Realität der Vorstellung

(Uninvited, Red Sun Rising)

"Das Gericht spricht Sie schuldig im Sinne der Anklage". Ein Raunen ging durch den Gerichtssaal. Die Augen weiteten sich, es wurde aus- und schockiert wieder eingeatmet, der Kopf fassungslos geschüttelt, zustimmend genickt, die Hände vor das Gesicht gehalten und geschluchzt. Er nahm den Saal und die Menschen aber nicht wahr. Er spürte nur die Erleichterung und die tiefe, lang ersehnte Entspannung nach einem Jahr voller Ungewissheit.

Wie anders sein Leben noch vor einem Jahr war. Es war kein Traumleben, aber er konnte durchaus stolz sein, wie er es gestaltet hatte. Ein schönes Apartment mit Blick über die Stadt, eine gute Position in einer etablierten Anwaltskanzlei, eine attraktive Verlobte. Ja, attraktiv war sie, das wusste er schon, als er sie an der Bar während einer After-Work-Party ansprach. Ein langes, schwarzes Kleid, dunkelbraune Haare, rote Fingernägel. Es war fast schon ein Klischee für eine schöne Frau. Aber sie hatte das gewisse Etwas, das ihn anzog. Die dunkelbraunen Augen, die etwas sahen, das die anderen nicht sahen. Es gibt viele schöne Häuser. Doch manche machen neugierig darauf, was sich hinter der Tür offenbaren wird. Die meisten sehen von außen genauso aus wie von innen. Modern, altmodisch, skurril, wie ein Knusperhäuschen, ein Palast oder ein Familienhaus. Doch manche lassen bereits von außen erahnen, dass es noch mehr zu entdecken gibt. Und genau das zog ihn an.

Die Anziehung für das Versteckte war auch der Grund, warum er Anwalt geworden war. Von außen sahen die meisten Menschen unschuldig aus. Impression Management, die Kunst, sich selbst so darzustellen, wie man wahrgenommen werden möchte. In den Spiegel blicken, die Haare richten, Make-up auftragen, die Lippen färben, die Brille in die richtige Position bringen, die Krawatte geraderichten, die Ohrringe passend zur Handtasche wählen, die schwarz polierten Schuhe – oder auch nur die ausgewaschenen Jeans mit dem Baumwollhemd, die beiden geflochtenen Zöpfe, die ausgetragenen Converse. Eine Expression, was wir nach außen zeigen. Eine Impression, der Eindruck, den wir bei anderen hinterlassen. Es gibt wohl kaum Menschen, die schuldig aussehen wollen. Gerade, wenn sie selbst tatsächlich schuldig sind. Ein Anwaltsjob wäre einfach, wenn man rein durch das Aussehen schuldige Menschen identifizieren könnte. Man müsste nur durch die Straßen gehen und die schuldig aussehenden Menschen in ein Gefängnis sperren – falls dies in dieser imaginierten Gesellschaft weiterhin als geeignetes Strafmaß angesehen würde. Nein, erst durch das evidenzbasierte Sammeln von Fakten, Aussagen und Zeugenberichten konnte Stück für Stück ein Narrativ erstellt werden, das nicht dem unschuldigen Impression Management des Angeklagten entsprach.

Nur die wenigsten gaben ihre Schuld zu. Wie lange sie an ihrem vorgestellten und dargestellten Bild festhielten. Selbst wenn die Beweise erdrückend waren, klammerten sie sich mit aller Kraft daran. Solange sie es nicht selbst zugaben, konnte es vielleicht doch ein Irrtum sein. Und diese Imagination, dieses Impression Management, das Kämmen der Haare vor dem Spiegel, auch wenn man nur noch eine Glatze hatte, war den Menschen unglaublich wichtig. Der dicke Mann mit dem Bierbauch, der zumindest vor dem Spiegel den Bauch einzieht, um sich schlanker zu sehen, als er ist. Die alte Frau mit den tiefen Falten, die ihre Haut im Gesicht nach hinten zieht, um in diesem Moment jünger zu wirken. Die überarbeiteten Fotos, die in der Wohnung aufgehängt werden, um die Bruchteile des Lebens in ihrem vollen Glanz darzustellen. Am liebsten würden sie sich vor ihr eigenes Porträt stellen, auf dem sie gewinnend strahlen. Nur, um ihre eigene Illusion weiterleben zu können.

Ein Spiegel zeigt, wie man tatsächlich aussieht. Doch das ist nicht das, was Menschen sehen wollen. Sie wollen ihr geschöntes Bild sehen. Sie wollen einen geschminkten Spiegel haben. Einen verzerrten Spiegel, der einen selbst dünner, jünger, stärker, strahlender, mutiger, größer, kleiner, dunkler, heller oder attraktiver darstellt. Es sind schön polierte Häuser, die ihren dreckigen Keller nicht herzeigen möchten. Die Anwaltsarbeit geht jedoch in den Keller der Häuser. In die versteckten Seiten der Menschen, in den Untergrund, in das Unbegreifliche, das

Unvorstellbare. Wie sich die Angeklagten immer winden. Wie sehr sie die Schmerzen des Aufdeckens fühlen. Bei jeder Stufe, die tiefer in den Keller führt, erschauern sie. Sie haben Angst, dass jemand ihre dunklen Geheimnisse, ihre versteckten Schatten entdecken und öffentlich machen könnte. Wie schnell würde dann das schön polierte Haus in sich selbst einstürzen. Es wären nicht mehr nur kleine Risse in der Fassade, sondern der sofortige Zusammenbruch, als wäre das Tor zur Hölle aufgegangen. Das ängstigt schuldige Menschen am meisten.

Es war ihr Blick, der ihn reizte. Er sagte einfach nur „Hallo“. Ungeschönt und direkt. Er lächelte nur mit seinen Augen, sein restliches Gesicht blieb ernst, ruhig, professionell. Und das gefiel ihr. Ein selbstbewusster Mann, der sich nicht wie die anderen Dating-Clowns anstellte. Davon hatte sie schon genug gesehen. Mit all ihren Sprüchen und den zu offensichtlichen Geschenken, mit denen sie ihre eigenen Unsicherheiten verdecken wollten, wenn sie eine attraktive Frau ansprachen. Bereits der erste Blick war lang. Ihre Augen lernten sich kennen, nicht ihre Worte. Die Augen sind die Fenster der Seele. Es war eine sofortige Verbindung vorhanden. Und sie wussten beide, dass es eine gefährliche Verbindung war. Es waren ihre Keller, die sich gegenseitig anzogen. Sie spürten, dass sie beide einen tiefen, dunklen Keller besaßen. Die äußeren Fassaden konnten sie beide nicht davon ablenken. Sie standen auf der Klippe und spürten, wie der Abgrund sie hinunterzog. Sie sprangen nicht. Aber sie spürten die Anziehungskraft des tödlichen Abgrunds. Wie lange würden sie wohl fliegen, bis sie am Boden zerschmettern würden? Wenn sie gesprungen wären, würden sie nicht schreien. Sie würden nicht das Gesicht verziehen. Es wäre ein bewusster Sprung, in dem Wissen, dass es nicht anders kommen könnte. Wenn man seiner Bestimmung folgt, bleibt man völlig ruhig. Es ist diese tiefe Gewissheit, die sich nicht ändern lässt. Und mit dem Blick in die Augen wurde ihnen klar, dass die Spirale in den Abgrund begann.

Die erste Zeit war schön, leidenschaftlich und erfolgversprechend. Wie vor jedem Fall musste zuvor der Höhepunkt erreicht werden. Es war die ständige Reibung, die zu Beginn so berauschend war. Manche Objekte besitzen dieselbe Eigenresonanz. Wenn ein Objekt schwingt, dann schwingt das andere mit. Sie besaßen eine ähnliche Eigenresonanz. Sie lachten und stritten gemeinsam. Doch mit der Zeit wurde das Lachen immer weniger und das Streiten immer mehr. Zu viel Reibung führt auch zur Abreibung, in ihrem Fall zu Feuer. Ihre Keller begannen, miteinander zu tanzen. Sie besaßen ein ähnliches Muster der sich verstärkenden Abwertung, das sich nur in der Art und Weise unterschied.

Er war jemand, der für alle unterstützend wirkte. Er achtete auf die Stärken der anderen. Der tiefe Grund dafür war, dass er sich ihnen allen überlegen fühlte. Es war leicht, Kindern Komplimente zu machen, denn sie waren nie eine Konkurrenz für das eigene Ego. „Großartig, wie hoch du schon schaukeln kannst!“ „Das ist eine wunderschöne Zeichnung, du bist ein echter Künstler!“ „Wie hübsch du dich heute gemacht hast!“ Er überhöhte sich durch paternalistische Großzügigkeit. Ihre versteckte Abwertung war eine andere. Von außen sah man die erfolgreiche Immobilienmaklerin. Selbstbewusst, klar und direkt. Und so erfuhr man, was ihrem professionellen Blick nicht entgangen war. Was noch fehlte, was nicht ausreichend war, was noch verbessert werden musste. Die ambitionierte Expertin wertete die Welt um sich herum ab, weil nichts gut genug war. Eine perfektionistische Abwertung.

Tief in ihrem Inneren genügten sie sich selbst nicht. Die Abwertung des Außen ermöglichte ihnen, sich selbst aufzuwerten. So manches Hochhaus benötigt einen tiefen Keller, um stabil zu bleiben. Ihre gegenseitige Leidenschaft verlagerte sich vom obersten Stockwerk ihrer Hochhäuser zu den versteckten Abgründen. Je mehr Komplimente er ihr machte, desto stärker wurde ihre subtile Kritik ihm gegenüber. Es waren dieselben Muster, die miteinander tanzten. Jedes seiner Komplimente brachte sie in die Position eines Kindes, das noch nicht gut genug war. Jede ihrer kritischen Verbesserungsvorschläge verdeutlichte ihm seine Imperfektion. Es war eine Spirale des Streits. Ein unerbittliches Feuer, das sich gegenseitig nährte. Liebe schlug in Hass um. Unbarmherzig. Die eigene Unzulänglichkeit wurde immer wieder deutlich. Sie

stellte sich vor ihr Spiegelbild, das sie schminkte. Er blickte auf das perfekte Foto seiner Graduierungsfeier. Sie gefielen sich. Und dann blickten sie sich am Abend in die Augen und sahen ihren menschlichen Spiegel. Wie hässlich fühlte sie sich, wenn sie seinen Blick sah. Und wie lächerlich nahm er sich selbst wahr, wenn er spürte, was sie von ihm hielt.

„Ich könnte dich umbringen“, schrie er ihr ins Gesicht. Er sah nur noch eine Fratze in einem schönen Kleid. Wie oft hatte sie schon Salz in seine Wunden gestreut. Wieder und wieder. Es reichte ihm. „Du bist das Letzte“, schallte es von ihr durch das Apartment. Sie lachte ihn boshaft aus, spuckte auf den Boden und schleuderte das Glas mit dem restlichen Wein gegen die Wand. Vor lauter Wut schlug er mit der Faust auf den Glastisch, der unter dem Gewaltakt brach. Die Risse im Glas waren schon lange vorhanden. Es fehlte nur noch das letzte Momentum, um das zu zerbrechen, was brechen wollte. Eine Sollbruchstelle. So wie ihre Beziehung. „Das ist wohl alles, was du kannst“, verhöhnnte sie ihn und wollte die Stiegen hinuntergehen. Doch in ihrer Rage stürzte sie. Es ging schnell. Er sah nur noch ihr wehendes braunes Haar und hörte noch einen letzten Schrei. Als er zu ihr eilte, war es bereits zu spät. Sie kam mit einem gebrochenen Schädel am Boden der Realität an.

Die Polizei sah, was sie sehen wollte. Zerbrochenes Glas, eine blutende Hand, Aussagen von Nachbarn, die Morddrohungen vernommen hatten, und eine Leiche. Wie oft er seine Aussage wiederholen musste. Er hatte sie nicht umgebracht. Ja, sie hatten gestritten, aber er hatte sie nicht berührt. Nein, er hat sie nicht die Stiegen hinuntergestoßen. Ja, er hatte sie angeschrien. Nein, er wurde nicht handgreiflich. Er hörte die Polizisten und Staatsanwälte. Wie gut er diese Prozesse kannte. Doch in der Position des Angeklagten war er noch nie gewesen. Die Gewissheit, die er als Anwalt hatte, wechselte mit seiner Ungewissheit als Beschuldigter. Was er als Anschuldigung hörte, klang tatsächlich plausibel. Jedes der Puzzlestücke konnte ein völlig anderes Bild als das seine ergeben. Es gab so viele Aussagen zu ihren Auseinandersetzungen. Es gab so viele Zeugenberichte, in denen sie ihn gedemütigt hatte. Einmal hatte sie ihm in einem Restaurant eine Ohrfeige verpasst, als er einige Minuten zu spät angekommen war. Er hatte sie nie öffentlich kritisiert. Im Gegenteil. So oft hatte er sie ermutigt und vor seinen Freunden erzählt, wie großartig sie sei. Doch die Staatsanwälte drehten im Gerichtssaal das Bild um. Er war nicht der Unterstützer, sondern ein Druckkochtopf. Wie oft hatte sie ihn heruntergemacht. Wie oft er ihre Demütigungen geschluckt hatte. Wie oft er sich von ihr herumkommandieren ließ. Und irgendwann, genauer gesagt an diesem Abend, explodierte der Druckkochtopf. Er drohte, sie umzubringen. Vor lauter Wut zerbrach er den Glastisch. Dann ging er auf sie zu. Sie versuchte, sich zu wehren, warf ihr Weinglas auf ihn. Sie verfehlte ihn knapp und er stieß sie die Stiegen hinunter.

Er hörte diese umformulierte Geschichte an. Anfangs protestierte er. Es war die Unwahrheit. Doch tatsächlich konnten die Puzzlesteine auch so zusammengesetzt werden. Es ergab ein rundes Bild. Der Mann, der seine eigene Verlobte ermordet hatte. Er hatte sie auch nicht geheiratet. Warum eigentlich nicht? Er begann, sich zu erinnern. Wie oft er nachts davon träumte, sie von einer Klippe zu stoßen. Es waren Gewaltfantasien, die ihm zumindest gedankliche Freiheit von der ständigen Abwertung brachten. Wenn er nachts davon aufschreckte, schüttelte er diese Träume schnell ab und genoss wieder die schlafende Schönheit neben sich. Er blickte sie so sehnsüchtig an wie die Bilder in seiner Wohnung. Sie war wunderschön und passte in seine Träume. Seine Graduierungsfeier, seine Gipfelkreuze, seine Urkunden, seine Verlobte. Und er bemerkte nicht, dass sein Traum zu einem Alptraum geworden war. Als sie ihm das erste Mal eine Ohrfeige gab, spürte er in seiner eigenen Hand, wie er sie schlagen wollte. Er verkrampfte sich, unterdrückte seine Wut, lockerte dann aber wieder seine Faust und sah nur noch ihre Wut. Schlussendlich entschuldigte er sich dafür, dass er zu spät gekommen war. Vier Minuten Verspätung wurden mit einer öffentlichen Ohrfeige sanktioniert. Welchen Eindruck gewannen die umliegenden Gäste von ihm? Welchen Eindruck gewann er von sich selbst? Es sollte nicht die letzte Sanktion bleiben. Und es war nicht das letzte Mal, dass er tief in sich den Hass ihr gegenüber spürte.

„Sie haben Ihre Freundin die Stiegen hinuntergestoßen, weil Sie ihre Demütigungen nicht mehr ertragen konnten!“, hörte er den Staatsanwalt sagen. Bevor er verneinte, stellte er sich die Szene vor. Es war eine schöne Vorstellung. Die Vorstellung von Freiheit. Die Vorstellung, den ständigen sozialen Schmerz zu beenden. Er spürte, wie er kurz lächelte. Doch dann erinnerte er sich daran, dass er sich im Gerichtssaal befand, riss sich zusammen und dementierte vehement. Es war ein Jahr voller Ungewissheit, ob das Gericht ihn für schuldig oder unschuldig befinden würde. Je länger die Verhöre, Zeitungsberichte und Anschuldigungen andauerten, desto stärker verfestigte sich das Bild der Staatsanwaltschaft in seinem Kopf. Er sah sich selbst in den Spiegel. Doch diesmal verzerrte er nicht sein Spiegelbild, um besser auszusehen. Dieses Mal verzerrte der soziale Spiegel seine eigene Wahrnehmung. Er blickte in seine Augen im Spiegel und begann, seinen eigenen Abgrund zu entdecken, den er bisher nur bei den anderen erkennen konnte. So viele Keller der anderen hatte er schon entdeckt und aufgedeckt, so viele Fälle von Betrug, Missbrauch, Mord und anderen Straftaten. Er sah in den Augen der Angeklagten den tiefen Keller. Jede Stufe ging er hinab. Entgegen ihrem Willen, Fakt für Fakt, stieg er immer tiefer in ihre Abgründe hinab. Doch waren es tatsächlich ihre Handlungen gewesen oder nur ihre Vorstellungen? Waren sie alle tatsächlich schuldig aufgrund ihres Verhaltens oder sah er nur ihre Schuld aufgrund ihrer Imaginationen? Konnte er selbst Handlungen und Vorstellungen unterscheiden? Er blickte in seine eigenen Augen. Knapp vor dem Spiegel stehend, sah er zum ersten Mal in seine unendlichen Augen. Das Schwarz in seinen Pupillen war noch dunkler als sonst. Dann ging er eine Stufe nach der anderen hinunter.

Er hasste sie schon lange. Schon als er sie zum ersten Mal sah, spürte er dieses destruktive Verlangen in sich. Die wunderschöne Frau mit dem schwarzen Herzen. Er hatte schon damals ihren Abgrund gesehen, ihren Hass ihm gegenüber. Ihr Hass spiegelte sich in seinem eigenen wider. Er war anziehend. So anziehend wie ein Unfall, von dem man den Blick nicht abwenden kann. Eine Faszination, der man nicht nachgeben durfte. Wie die Chili-Schote auf der Pizza, die das gewisse Etwas versprach, obwohl sie auf der Zunge brannte. Er spürte wieder den Hass ihr gegenüber, als sie miteinander schliefen. Er fühlte sich leidenschaftlich, aber auch wutentbrannt. Und dann erinnerte er sich wieder an seine Fantasien. Wie oft hatte er sich gewünscht, dass sie scheitern würde. Die ständige Kritik an ihrer Umwelt sollte sie nur einmal an sich selbst spüren. Sie sollte die ständige Unzulänglichkeit, die sie anderen vor Augen führte, in ihrem eigenen Leben erfahren.

Eine Stufe nach der anderen ging er in seinen Keller hinunter. Anstatt sein eigenes Spiegelbild zu verschönern, wurde es immer hässlicher. Es war der gleiche Prozess des Impression Managements, nur diesmal in eine negative Richtung. Der sportliche Mann, der seinen Bauch herausstreckte und sich dicker sah, als er war. Die junge Frau, die ihre Gesichtshaut nach vorne schob und plötzlich Falten bemerkte, die zuvor noch nicht vorhanden gewesen waren. Die Bilder in der eigenen Wohnung, die nur noch die eigenen Abgründe zeigten. Sein eigenes Bild verzerrte sich. „Du hättest sie am liebsten umgebracht“, hörte er sich selbst sagen. Sein Spiegelbild blickte ihn an. Jetzt sah er seinen ganzen Hass und seine Wut. „Sie hat dich gedemütigt“, sprach sein Spiegelbild weiter zu ihm. „Sie hat deine Grenzen überschritten. Sie hat dich lächerlich gemacht. Sie hat allen öffentlich gezeigt, was du für ein Arschloch bist. Und sie hat recht. Nur ein Arschloch lässt sich so von jemandem behandeln. Die anderen haben dich irgendwann auch so gesehen. Erinnere dich. Die liebevollen, respektvollen Blicke deiner Freunde haben sich geändert. Sie haben die verzerrten Geschichten deiner Verlobten geglaubt. Dass du immer zu spät bist. Dass du sie nicht schätzt. Dass du nie Zeit für sie hattest. Sie hat dein Bild verändert. Niemand hat dich mehr gesehen. Sie haben das verzerrte Bild von deiner Verlobten gesehen.“

Er blickte immer tiefer in seine gespiegelten Augen. Jetzt sah er sich aus ihrer Perspektive. Es war kein schönes Bild. Es war verzerrt. Er sah seiner eigenen Fratze ins Gesicht. Im Hintergrund hörte er die Staatsanwälte. „Sie haben sie hinuntergestoßen. Sie haben sie gehasst. Sie hat sie ständig gedemütigt. Sie sind explodiert.“ Und er sah, wie seine eigene Fratze begann, mit dem

Kopf zu nicken. „Ich wollte sie stoßen“, hörte er sein Spiegelbild sagen. „Ich habe sie gehasst. Ich wollte nicht mehr gedemütigt werden. Sie hat es verdient. Ich habe sie gestoßen. Ich habe sie umgebracht.“ Stille. Eine lange Pause. Tief in seinen Abgrund blickend, sah er, was er in seiner Fantasie tun wollte. Er hat es nicht getan, aber er wollte es tun. Er fühlte seine Schuld, weil er eine Straftat begehen wollte. Wie sehr wollte er es tun. Wie oft hatte er sich unbewusst vorgestellt, sie zu töten, um diese Demütigungen endlich zu beenden.

Er sah die Richterin an, die den Schuldspruch verkündete. Das war die soziale Realität. Der Spiegel veränderte sich. Die Gesellschaft hatte entschieden, was die Wahrheit war. Es hatte keinen Sinn mehr, zu leugnen. Er hatte es nicht getan. Aber er wurde so behandelt, als ob er es getan hätte. Als Verurteilter machte es nie Sinn, zu sagen, dass man unschuldig ist. Das wusste er. Die Richterin sah ihn ernst an. Kurz blickte er zu Boden. Sein Gesicht veränderte sich. Sein Wesen begab sich in seinen Keller. Die Vorstellung, seine Verlobte ermordet zu haben, kam in seiner Fratze zum Vorschein. Er blickte wieder hinauf und sah die Richterin mit Mordlust an. Ein diabolisches Lächeln. Sie erschauerte und spürte, dass ihr Urteil rechtens war.

Er stand auf. Ruhig. Ab nun war er offiziell ein Mörder. Er akzeptierte es. Seine Fantasien wurden zu seiner neuen Realität. Es fühlte sich echt an. Er hatte es nicht getan. Aber alle sagten, dass er es getan hatte. Also hatte er es getan. Er wurde zum Täter. Seine Vorstellungen wurden zu seiner Realität. Er musste seinen Schatten nicht mehr verstecken. Und er fühlte sich frei.

## Goliath gegen David

Es war ein Akt der Zärtlichkeit, als er der Fliege ein Bein ausriss. Neben der kleinen Fliege wirkten Davids Finger riesig, obwohl er noch ein Kind war. Den ganzen Tag jagte er ihr nach, weil sie ihn die ganze Nacht über nicht schlafen lassen. Das erste Mal erwachte er mitten aus einem Traum. Es ging darum, wer der Anführer der Buben-Gang war. In Wirklichkeit war er der Chef und passte sehr genau darauf auf, dass niemand seinen Status untergräbt. Doch im Traum war es anders. Roland, der Außenseiter, forderte ihn heraus. „Du willst gegen mich kämpfen?“, lachte David ihm laut ins Gesicht, sodass seine Freunde hinter ihm ihn auch gut hören konnten. Ohne Vorwarnung wollte er ihm auf die Nase schlagen, doch er verfehlte ihn. So sehr er es auch versuchte, sein Gegner wich ihm ständig gekonnt aus. Die Menge um sie herum wurde leiser und einige Mädchen begannen zu kichern. Als er sich unsicher umsah, zog Roland ihm die Hose herunter. Jetzt begannen sogar seine Freunde zu lachen. Er wollte davonlaufen, doch durch die heruntergezogene Hose fiel er hart auf den Boden – und erwachte endlich aus seinem Alptraum.

Während seines Traums hatte er tatsächlich mit seiner Decke gekämpft, war noch halb im Traum vom Bett gefallen und knallte mit dem Gesicht auf dem Boden der Realität. Kurz weinte er auf, unterdrückte die Tränen aber schnell wieder. Es war nur ein Traum gewesen. Niemand hatte etwas gesehen. Niemand hatte etwas gehört. Es waren nur seine eigenen Gedanken gewesen. Seine Geschwister schienen zu schlafen, er hörte ihren leisen Atem. Es war nur ein Traum. Nur in seinen Träumen war Roland so stark gewesen. In Wirklichkeit war er der Starke. Mit jedem Satz versuchte er, sich selbst wieder zu stärken. Das war nur ein Traum, von dem niemand wusste.

Und dann hörte er sie. Die Fliege, die über seinen Kopf surrte. In der Nacht klang ihr Flügelschlag wie der Bohrer eines Zahnarztes. Das Surren dröhnte schmerzhaft in seinen Ohren. Als das Geräusch pausierte, spürte er, dass sie sich auf sein Ohr gesetzt hatte. Er schlug spontan nach der Fliege, die aber rechtzeitig wegflog, sodass er sich nur selbst eine laute Ohrfeige gab. Seine Wange schmerzte. Nach dem ersten Klatschen und Brennen hallte der dumpfe Schmerz des Schlages nach. „Scheiße“, zischte er in die Nacht hinein und hoffte, dass seine Brüder am nächsten Morgen keinen Handabdruck auf seiner Wange sehen würden. Wie sehr würden sie ihn auslachen.

Er hörte wieder die Fliege. Im Dunkeln tappend, versuchte er, sie aufzuspüren. Immer wieder surrte es. Als das Geräusch anhielt, schlich er vorsichtig in die Richtung, aus der es das letzte Mal gekommen war. Kurz darauf schlug er in diese Richtung, traf aber nur die Tischkante. Er fluchte erneut in die Nacht hinein. Nach mehreren erfolglosen Jagdversuchen schlich er wieder in sein Bett, um weiterzuschlafen. Doch die Fliege hatte andere Pläne. Immer und immer wieder surrte sie um seinen Kopf wie die verstörenden Gedanken und Ängste, die aus seinem Unbewussten auftauchten. Er drehte den Kopf im Kissen, um seine brennende Wange an der kühlen Stoffseite zu beruhigen. Doch kurz darauf ertönte das surrende Geräusch erneut. Er spürte, wie seine Wut wieder aufkochte, und schlug mit der Faust auf die Matratze. Aber es durfte niemand aufwachen. Es war schon schlimm genug, er wollte nicht, dass jemand sah, wie er mit dieser kleinen Fliege kämpfte.

Er versuchte, sich abzulenken, und zählte in Gedanken Zahlenkombinationen hinauf und hinunter. Doch jedes Mal entstand wieder dieses Geräusch aus dem Dunkeln, das er so gerne verdrängen würde. Er zog die Decke über seinen Kopf. Als die Fliege schließlich auf seinen nackten Zehen landete, schlug er mit dem Polster nach ihr, verfehlte sie jedoch erneut. Und so ging es die ganze Nacht. Er schlief immer wieder ein, doch jedes Mal hatte er dasselbe Traumgefühl, bei dem die Fliege ihm tatkräftig half. Einmal kämpfte er sich durch den Dschungel, in dem ständig Schlangen nach ihm bissen. Ein anderes Mal stand er unter einer Brücke, als Fledermäuse knapp über seinen Kopf flogen und ihm einen kurzen Schreck einjagten. Er fuhr hoch, als er sich vorstellte, eine Spinne krabbele über seinen Kopf. Und

immer wieder riss es ihn aus dem Schlaf in die Dunkelheit, in der das Summen der Fliege zu hören war..

Am nächsten Morgen blieb er zu Hause und sagte seinen Eltern, dass er sich krank fühle. So übernächtigt, wie er aussah, glaubten sie ihm. Als sich die Wohnung leerte, blieben nur noch er und die Fliege zurück. „Und jetzt erwische ich dich“, ging ihm durch den Kopf. Doch tagsüber war es schwieriger, sie zu hören. Die Geräusche der Baustelle in der Straße verdeckten das Surren ihrer Flügel, das in der Nacht so unerträglich gewesen war. Zudem vermutete er, dass sie aufgrund der nächtlichen Aktivität selbst müde war und weniger flog. Doch sie würde ihm nicht entkommen. Akribisch durchsuchte er die Wohnung und blickte hinter jedes Möbelstück. Noch einmal würde der dunkle Schatten ihn nicht aus dem Schlaf reißen.

Und plötzlich schnappte er sie. Behutsam, mit hohlen Händen, spürte er, wie sie über die Innenseite seiner Hände krabbelte. Er drückte die Hände leicht zusammen, sodass sie nicht entkommen konnte. Er öffnete sie erst wieder, als er ein Fischernetz um sie gezogen hatte. „Jetzt habe ich dich“, flüsterte er ihr direkt in die Facettenaugen. Sie wirkte so klein, als er sie in seinen Fingern hielt. Wie konnte so etwas Kleines so große Probleme anrichten? „Ja, jetzt kannst du mich nicht mehr ärgern, du blödes Tier. Wer ist jetzt der Stärkere?“ Er erinnerte sich an die Geschichte von David und Goliath, war sich aber nicht sicher, wer welche Rolle gerade übernahm. „Du hast mich die ganze Nacht nicht schlafen lassen“, zischte er böswillig in ihre nicht vorhandenen Ohren. "Du hast mich mit deinem Surren ständig genervt." In seiner Erinnerung spürte er wieder die nächtliche Folter. Wie ein böser Gedanke, der ihn ständig umkreiste. Wieder und wieder begann es von Neuem. Jedes Mal war es noch schmerzhafter als zuvor. Es war wie eine wunde Stelle auf der Haut, die ständig neu gereizt wurde. Doch seine Wut überdeckte die dahinterliegende Angst. Die Angst vor der eigenen Schwäche. Die Angst, dass andere seine Schwächen sehen könnten. Die Angst, dass er seine Schwächen selbst erkennen würde. Er wollte die Bilder aus dem Traum nicht sehen, die er täglich verdrängte. Im Kreis seiner Freunde und guter Gedanken stilisierte er sich täglich wieder als unbesiegbare Chef. Niemand konnte ihm etwas anhaben. Die Gegner, die er sich aussuchte, waren bereits Opfer. Die Außenseiter, die ihm nichts anhaben konnten. Sie unterstützten ihn nur dabei, noch stärker zu wirken. Die unsicheren Gedanken, die er mit überzogener Selbstdarstellung in die Knie zwang.

Dann riss er der Fliege das erste Bein aus. Es war ein Akt der Zärtlichkeit ihm selbst gegenüber. Eine Beruhigung, um die eigene Angst zu mildern. „Was machst du jetzt?“, fragte er die Fliege, als er ein weiteres Bein ausriss. Er schnippte das Beinchen wie eine heruntergefallene Wimper durch die Luft. Und jedes Mal formulierte er intuitiv einen Wunsch, als ob es tatsächlich eine Wimper gewesen wäre. „Du wirst mich nie wieder stören. Du hast keine Chance gegen mich. Du wirst mich nicht mehr aufwecken." Innere Mantren an sich selbst. Als er dem Tier schließlich auch noch die Flügel ausriss, sah er nur noch den Rest ihres verstummelten Körpers vor sich. Er legte das Fischernetz beiseite und betrachtete den noch schwirrenden Korpus. Er hörte nur noch das leise Surren der nicht mehr vorhandenen Gliedmaßen. So brutal er dem Tier gegenüber war, so zärtlich war er zu sich selbst in seinem Inneren. Wie lange musste er darum kämpfen, als Chef gesehen zu werden? Wie lange hatte er gebraucht, um selbst aufzubegehren? Wie oft hatte er sich selbst heruntergemacht, so wie es seine Familie getan hatte? Wie lange hatte er in der Dunkelheit gelebt, in der ihn niemand gesehen hatte? Doch das hatte er geändert. Er zeigte nur noch seine starken Seiten. Er trainierte. Er übte, schlaue Sätze zu sagen. Er überlegte sich, was er wem sagen konnte. Er erzählte Geschichten, die ihn größer machten. Er bemerkte nicht, dass er ein Angeber wurde.

Er wollte kein David mehr sein, sondern wie Goliath wirken. Ein Riese, den alle bewunderten. Und er wurde zu Goliath. Er stellte seine Stärken zur Schau, wenn er die kleinen Davids verachtete. Die Davids konnten ihm nichts anhaben. Er war Goliath und stärker als diese Winzlinge. Die Schatten des Davids hatte er in die Tiefen seines Unbewussten verdrängt. Sie durften nicht mehr sein. Während er sich in diese Vorstellung vertiefte, wuchs er selbst. Er

wurde immer größer, Goliath, der seinen kleinen David überragte. In seiner Gedankenwelt hörte er sich riesenhaft sagen: „Ich bin Goliath!“ Die Menschen um ihn herum erschauerten ob seiner Kraft und Stärke. Er lachte laut, sodass sogar die Berge bebten. Er schloss die Hand zu einer Faust und schlug auf die Fliege, die unter seiner Wucht explodierte. Er hielt seine Faust wie eine Siegerpose in die Höhe, darunter die zerdrückte Fliege, und fühlte die Kraft und Stärke durch seinen Körper fließen. Ein wahrlich heroischer Tag.

Der kleine David in ihm versteckte sich in einer Höhle. Er machte sich noch kleiner, als er ohnehin schon war. Da draußen war es viel zu gefährlich. Er hörte noch das tiefe Lachen durch die Höhle schallen. Tief im Inneren, wo die Schatten lebten, blieb er. Verängstigt, einsam und klein. Aber er wusste, wie die Geschichte weitergehen würde. Und es machte ihn schon jetzt traurig, dass er irgendwann wieder aus der Höhle kommen würde. Irgendwann würde er vor Goliath stehen. Und dann müsste er ihn töten. Es werden unendliche Schmerzen sein. Goliath wird kämpfen, sich verteidigen und um Gnade winseln. Aber David wird gewinnen. Denn er weiß, dass er tief im Inneren David ist.

## Die Vergangenheit

(From a Distance, Grandbrothers)

Lange Zeit wusste er es nicht. Wie hätte er es auch wissen sollen? Wenn man nur dieses Leben und diese Wahrnehmung hat, ist der Unterschied zu den anderen nicht sofort ersichtlich. Wie der Fisch im Wasser, dem das Wasser nicht bewusst ist. Es war immer Wasser hier. Bei seiner Geburt war er ein Fisch im Wasser, sein ganzes Leben lang war er ein Fisch im Wasser und er wird voraussichtlich auch im Wasser sterben. Das Leben eines Fisches. Und ein Fisch glaubt auch, dass die anderen um ihn herum ebenfalls Fische sind. Das ist eine durchaus plausible Annahme.

Mit der Zeit merkte er jedoch, dass er anders war als die anderen. Sie konnten sich an so vieles erinnern, was längst vergangen war. Sie wussten, was letzte Woche, letztes Jahr und sogar noch früher geschehen war. Er nicht. Er konnte sich nicht an die Vergangenheit erinnern. Irgendwie schaffte er es jedes Mal, sich so anzupassen, dass niemand seine Andersartigkeit bemerkte. Vielleicht wie ein Mensch, der farbenblind war. Anfangs wäre es ihm auch nicht aufgefallen. Erst wenn er im Kindergarten bemerkt hätte, dass die anderen verschiedene Stifte unterscheiden können und er nicht, hätte er erste Hinweise erhalten. Und wenn er geschickt gewesen wäre, hätte er diesen Unterschied gut verbergen können. Die anderen nennen das oberste Licht der Ampel rot, das in der Mitte orange und das unterste grün. Er könnte sagen, dass jemand losfahren soll, weil es grün ist, obwohl er nur sieht, dass das untere Licht leuchtet.

Er sah sich selbst als etwas Besonderes. Er war anders als die anderen. Irgendwann begann er sich selbst zu erforschen. An den Tag zuvor konnte er sich erinnern. An zwei Tage zuvor jedoch nicht. Er hatte ein 24-Stunden-Fenster bewusster Erinnerung. Es dauerte lange, bis er nachvollziehen konnte, wie andere ihre Vergangenheit erinnern können. Wie der Farbenblinde, der verstehen musste, dass andere etwas sahen, was er selbst nicht sah. Die anderen Menschen konnten sich länger zurückerinnern als er. Sie besaßen eine bewusste Vergangenheit – er nicht. Aber er fand heraus, dass sein Wissen und seine Fähigkeiten gespeichert wurden. Er konnte sich nur nicht mehr daran erinnern, wo er gewesen war, mit wem er gesprochen hatte oder was er getan hatte. Und so kompensierte er sein fehlendes Erinnerungsvermögen mit Präsenz. Er begann, die Gegenwart so genau wahrzunehmen, dass er in seiner Jetzt-Welt gut überleben konnte. Jeden Tag begann er, sein Leben neu zu entdecken und zu erleben. Er lernte, die kleinen Hinweise zu deuten, die Menschen über die Vergangenheit erwähnen. Er konnte sich an jedes Detail der letzten 24 Stunden erinnern – er besaß eine Art fotografisches Gedächtnis. Morgens las er einige Zeitungen, scrollte durch die Nachrichten der letzten Woche und konnte so mit den anderen mitreden. Einfach, weil er sich einen Tag lang daran erinnern konnte.

„Endlich wieder schönes Wetter nach dieser verregneten Woche“, konnte er zu seiner Nachbarin an der Bushaltestelle sagen, weil er am Morgen gelesen hatte, wie das Wetter gewesen war. Bei seinen Therapiesitzungen schrieb er jedes Detail seiner Klienten mit. Vor der nächsten Sitzung las er sich seine Notizen durch und konnte exakt an die bisherigen Themen anschließen. Er passte aber auf. Wenn er sich nicht genau erinnerte, was in der Vergangenheit besprochen worden war, stellte er lieber Fragen. Außerdem achtete er auf jede Körperregung seines Gegenübers. Sobald er einen fragenden Blick oder Erstaunen in den Gesichtern der anderen bemerkte, weil er etwas sagte, das nicht der tatsächlichen Vergangenheit entsprach, wechselte er das Gesprächsthema oder kaschierte sein Nichtwissen mit gezielten Fragetechniken. Auch seine Kollegen in der Beratungsgruppe wussten nichts von seinem fehlenden Erinnerungsvermögen. Das war der Vorteil von Therapeuten. Es war legitim, ständig Gegenfragen zu stellen, ohne sich selbst zu offenbaren. Das half ihm.

Er genoss sein Leben. Er war oft belustigt über die Menschen, die durch Meditation und Achtsamkeit versuchten in dem Moment zu leben, statt in ihrer Vergangenheit zu verharren. Wie sehr litten seine Klienten doch daran, sich jeden Tag wieder an ihre längst vergangenen Themen zu erinnern. An ihre übergriffigen Eltern, das Mobbing in der Schule, die

traumatisierende Erfahrung bei einem Unfall, das gebrochene Herz aus der letzten Beziehung oder das berufliche Scheitern im vergangenen Jahr. Er war fasziniert davon, wie viel sie wussten. Und wie oft sie immer wieder dasselbe erzählten. „Ja, das haben Sie mir vor zwei und vor sechs Wochen bereits erzählt“, sagte er zu der Klientin, die wieder davon sprach, wie traurig sie war, weil ihr Sohn ausgezogen war. Er hatte seine Notizen durchgelesen und wusste daher genau, was sie in den letzten Sitzungen erwähnt hatte. „Die Frage ist, wie es Ihnen jetzt geht.“ Er blickte ihr in die Augen. In dem Moment, als sie aus der traurigen Vergangenheit in die Gegenwart wechselte, hellte sich ihr Gesicht auf, und sie erzählte von ihrem heutigen Anruf mit ihrem Sohn. Die Klienten bemerkten, dass er ein besonderer Therapeut war. Er schaffte es immer wieder, sie in die Gegenwart zu holen. Dort hatten sie die Möglichkeit, ihr Leben zu verändern. Sie lernten, wie sie ihre Vergangenheit neu interpretieren, was sie in diesem Moment wahrnehmen und wie sie sich ab nun entscheiden könnten. „Vielen Dank“, sagte ihm seine Klientin am Ende dieser Sitzung. „Sie haben mir wirklich geholfen. Es war schmerzhaft, als mein Sohn ausgezogen ist. Aber Sie haben mir auch wieder bewusst gemacht, wie viele schöne Erinnerungen ich an ihn habe. Und diese Erinnerungen trage ich in meinem Herzen. Jeden Tag von neuem.“ Er bedankte sich mit einem aufgesetzten Lächeln, spürte dabei aber einen Stich in seinem Herzen. Er fühlte einen tiefen Schmerz. Irgendetwas traf ihn.

An diesem Abend sah er sich die Fotos seines letzten Urlaubs an. Er hatte einen Roadtrip durch den Süden Spaniens unternommen. Es waren wunderschöne Bilder. Von der Strandpromenade, dem Meer mit dem schier unendlichen Horizont und den Menschen in den Restaurants. Er sah ein Foto von sich vor einer Statue. Offensichtlich hatte er jemanden gefragt, der dieses Foto von ihm machte. Er wusste nicht mehr, wer es gewesen war. War es ein Mann, eine Frau, ein Spanier oder ein anderer Tourist? Und da kam er wieder. Dieser Stich ins Herz. Er konnte sich nicht mehr daran erinnern. Hatte er das Handy vielleicht nur auf eine Mauer gelegt und selbst ein Foto gemacht? Oder hatte er einen Urlaubsflirt, eine wunderschöne Spanierin, mit der er diese Woche verbrachte? Oder war es ein alter Mann, dem er zuvor erklären musste, welche Taste er drücken musste? Und da kam es wieder. Dieses Unbehagen. Es erinnerte ihn an das Buch "Die unendliche Geschichte", als das Nichts begann, Phantasien aufzulösen. Er hatte sich immer als etwas Besonderes angesehen. Er war erfolgreich und niemand bemerkte, dass er sich nicht erinnern konnte. Aber jetzt ... jetzt war es plötzlich da. Wie seine Klientin strahlte, als sie erzählte, dass sie sich jeden Tag an ihren Sohn erinnert. Dieses Leuchten in den Augen. Die pure Freude, die sie aus der Vergangenheit schöpfte. Diese Freude hatte er nie erlebt.

Mit leeren Augen starrte er auf den Bildschirm. Er sah sich selbst lächelnd am Strand von Tarifa. Aber er konnte sich nicht in die Vergangenheit einfühlen. Er war zwar dort, konnte es aber nicht mehr spüren. Er wusste nicht, was davor oder danach passiert war. Das Nichts war um ihn herum präsent. Nur das eine Foto konnte ihn aus der Leere des Vergessens erretten. Es war wie ein kleiner Rohdiamant im ewigen toten Gestein der Erde. Er spürte, wie die Panik in ihm aufstieg. „Ich weiß nicht, wer ich bin“, schoss es ihm durch den Kopf. Er blickte hastig um sich. Ja, er konnte sich an seine Wohnung erinnern. Einfach, weil er gestern auch hier gewesen war. Und die Tage zuvor. Weil es irgendwo in seinem Gehirn gespeichert war, wo er alles finden konnte. Erst jetzt bemerkte er all die Notizen in seiner Wohnung. Hat er jemals jemanden in seine Wohnung eingeladen? Dann hätten sie alle seine Notizen gesehen. Eine Liste, wann er die Wäsche gewaschen hat, wann er einkaufen war. Ein Kalender, in dem jeweils der letzte Tag durchgestrichen war, damit er wusste, welcher Tag war. Notizen für jeden vergangenen Tag, damit er sich am heutigen Tag orientieren konnte.

Plötzlich spürte er die Angst vor dem Nichts, das immer einen Tag hinter ihm wartete. Sein Herz schlug schneller. Wie oft hatte er bereits genau diesen Gedanken gehabt? Wie oft hatte er dabei diese Panikattacke gefühlt? War es seine erste oder hatte er sie mehrmals pro Woche? Wusste er es nur nicht, weil er sie nicht aufgeschrieben hatte? Und wie oft hatte er sich das schon gedacht? Was für ein Leben führte er? Er dachte, er lebe im Jetzt, doch vielleicht bestand sein Leben aus sich ständig wiederholenden Routinen, ohne dass er es bemerkte? War er einen

Tag oder einen Monat in Spanien gewesen? Hatte er alle zwei Tage ein Foto von sich und der Skulptur machen lassen, weil er sich nicht mehr daran erinnern konnte? Lachten die anderen Menschen an der Bar ihn schon aus, weil er schon wieder dort war?

Und dann begann er, alles aufzuschreiben. Alles, woran er sich an diesem Tag erinnern konnte. Er wollte keine Erinnerung mehr verlieren. Was er gegessen hatte, wen er getroffen hatte, was er gesagt hatte. Er schrieb sich eine Notiz für den nächsten Tag auf: Ab jetzt werde ich alles dokumentieren. Der nächste Tag kam und er begann, sein Leben zu dokumentieren. Fotos von seinem Frühstück, Notizen, was er getan und sich gedacht hatte. Er protokollierte nicht nur die Gespräche aus seinen Sitzungen, sondern jegliche Konversationen. Mit dem Busfahrer, der Nachbarin, dem Kassierer des Supermarkts. Er wollte nichts mehr vergessen. Er wollte nicht noch mehr verlieren, als er bereits verloren hatte. Das Nichts war zu präsent. Am nächsten Tag las er die letzten Tage durch. Er erinnerte sich an seine Mission und setzte sie fort. Er begann, sein Leben auf Instagram zu dokumentieren. Wenn er sein Notizbuch verlieren würde, wären alle Erinnerungen für immer verloren. Dieses Risiko wollte er nicht eingehen. Sie mussten in der Cloud gespeichert werden.

Fotos genügten nicht mehr. Wie sollte er wissen, was vor oder nach dem Foto passiert war? Er begann, kurze Videos zu erstellen und hochzuladen. @NeverForgetYourPast war der Kanal, den er für sich selbst erstellt hatte. Er filmte sein Frühstück, schrieb über seinen Weg zur Arbeit, seine Erfahrungen und seine Gedanken. Morgens sah er sich die Reels wieder an und erinnerte sich. Zum ersten Mal konnte er seine gesamte letzte Woche rekonstruieren. Es erfüllte ihn mit Freude und Macht, endlich etwas gegen das Nichts unternehmen zu können. Sein Leben wurde gespeichert. Seine Erinnerungen und Erfahrungen waren dokumentiert. Er bekam Follower, die sich scheinbar für seine Dokumentation interessierten. Wenn sich andere an sein Leben erinnern würden, dann wäre es nicht nur digital, sondern auch analog, sogar sozial gespeichert. Wenn andere Menschen wissen, was ich getan habe, dann werden sie sich das Vergangene merken. Mein Leben bekommt einen Sinn. Es bleibt in Erinnerung, kreiste es in seinem Kopf. Dieser Gedanke ist wichtig, bemerkte er und begann, ihn zu notieren.

Doch nach kurzer Zeit waren es zu viele Gedanken. Zu viele, um sie einzeln aufzuschreiben. Er begann, sich selbst als Video aufzunehmen. Porträtmodus. „Wenn sich andere Menschen an mein Leben erinnern, dann ist mein Leben nicht nur digital, sondern auch sozial gespeichert. Wenn ihr wisst, was ich getan habe, dann werdet ihr euch das Vergangene merken. Mein Leben bekommt einen Sinn. Es bleibt in Erinnerung.“ Hochgeladen. Kurz danach kamen die ersten Likes. "Ich bin nicht der Einzige, der das Nichts fühlt. Vielleicht haben auch die anderen ihre Erinnerungen vergessen? Wer sind wir, wenn wir nicht mehr wissen, was wir in der Vergangenheit getan haben?" "Jeder Gedanke sollte dokumentiert werden" schoss ihn durch den Kopf. Er erzählte in den sozialen Medien nichts von seinem Gedächtnisverlust. Er wollte nur endlich nichts mehr vergessen. Das Recht, in Erinnerung zu bleiben.

Der Wecker läutete und er sah seinen eigenen Kanal an. Es waren schon mehrere Wochen vergangen. Immer mehr User folgten ihm und kommentierten sein Leben. Es war bereits zu viel Content, um alles anzusehen. Er begann, seine Dokumentationen mit KI-Tools zusammenzufassen. Die wichtigsten Situationen las er täglich. Doch irgendwann wurden auch diese zu lang. Er kreierte seinen eigenen Podcast, in dem er die Zusammenfassung seiner Vergangenheit täglich hörte. Irgendwann musste er diesen sogar auf dem Weg zur Arbeit hören, um Zeit zu sparen.

„Ich habe Ihren Instagram-Kanal entdeckt“, teile ihm seine Klientin freudestrahlend mit. "Ich finde es schön, dass sie ihr Leben so öffentlich zeigen. Es sind spannende Geschichten, die sie erleben und an die sie sich erinnern möchten." Er antwortete ihr nicht, sondern hörte nur seinen Gedanken zu. „Mein Leben“, hallte es leise nach. An diesem Abend begann er mit Live-Streams zu arbeiten. Jedes Detail seines Lebens wurde gespeichert. Jeder Gedanke wurde notiert. Endlich wurde seine Vergangenheit festgehalten. Menschen auf der Straße begannen, ihn anzusprechen. Sie sprachen über sein Leben, als wäre er berühmt. Vielleicht war er es bereits.

Irgendetwas an seiner Dokumentation war für andere Menschen interessant. Vielleicht, weil sie einem anderen Leben folgen konnten? Oder weil sie auch eine versteckte Angst vor der Vergänglichkeit spürten?

Zum ersten Mal fühlte er sich wie die anderen. Anstatt die Zusammenfassungen der Nachrichten zu lesen, las er die Zusammenfassungen seines eigenen Lebens. Jeden Tag rekonstruierte er sein Leben aufs Neue. Den letzten Urlaub dokumentierte er beispielsweise so genau, dass er noch Wochen später die Details rekonstruieren konnte. Es dauerte lange, bis er bemerkte, wie sich sein Leben veränderte. Um sich jeden Tag wieder an seine Vergangenheit erinnern zu können, musste er immer länger die Videos und Dokumentationen in der Früh ansehen. Selbst die generierten Zusammenfassungen wurden immer länger, damit er kein wichtiges Detail verpasste. Jeden Tag vertiefte er sich aufs Neue in seine Vergangenheit. So wie auch die anderen Menschen, die sich täglich an ihre Vergangenheit erinnerten.

An einem Samstag Abend bemerkte er, dass er den gesamten Tag seine eigene dokumentierte Vergangenheit gelesen, angesehen und angehört hatte. Er blickte auf den Live-Stream. Er hatte sich den ganzen Tag dabei gefilmt, wie er seine eigenen Videos angesehen hatte. Ansonsten hatte er nichts erlebt. Er erinnerte sich an jedes Detail der letzten Monate. Er hätte jeden Tag wiedergeben können. Was er eingekauft hatte, wen er getroffen hatte, welche Gedanken und Gefühle er gehabt hatte, wie er seiner Arbeitskollegin ein Geschenk gekauft hatte, welche Musikstücke er gehört hatte, wie er die Hecke vor seinem Wohnhaus geschnitten hatte – all diese Erinnerungen waren in seinem temporären Gedächtnis abgespeichert. Er hätte in einem Test jedes Detail mit Bravour wiedergeben können. Und er hatte so viele Follower, die sein Leben täglich mitverfolgten und sich daran erinnerten. Alles war dokumentiert. Alles war gespeichert.

Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass er den ganzen Tag nichts mehr erlebt hatte. Er hatte nichts Neues gedacht. Er hatte nichts Neues gefühlt. Er hatte nichts Neues erfahren. Es war eine endlose Schleife aus Erinnerungen an die Vergangenheit. Jeden Tag wieder. Er wachte auf. Nach Monaten an Dokumentationen wachte er wieder auf. Er atmete tief ein und aus und spürte eine tiefe Traurigkeit. Während auf seinem Computer noch die letzten Videos liefen, spürte er die Leere um sich herum. Er hatte heute noch nicht einmal Musik gehört. Er klappte den Laptop zu, ging zum Kühlschrank und füllte sein Glas mit Wein. Langsam, Schluck für Schluck, trank er ihn. Kühl bewegte sich die Flüssigkeit in sein Inneres. Wie sehr hatte er sich vor dem Nichts gefürchtet. Jeden Tag erinnerte er sich an den ersten Tag, an dem er das Nichts dokumentiert hatte. Jeden Tag rekonstruierte er die Angst vor dem Vergessen. Während er dem Nichts davonlief, holte es ihn ein. Er pflegte es, machte es größer, als es je gewesen war. Wie seine Klienten, die ihre traumatischen Erlebnisse immer und immer wieder durchlebten. Durch die Aufmerksamkeit auf die Angst wurde diese noch größer.

Er nahm einen weiteren Schluck Wein. „Es ist Zeit, loszulassen“, hörte er sich leise sagen. Langsam ging er zum Laptop und öffnete ihn wieder. So viele Videos, so viele Dokumentationen, so viele Kommentare von ihm fremden Menschen, die seinem Leben gefolgt waren. Aber wofür? Die Vergangenheit ist vergangen. "Möchten Sie Ihren Account wirklich löschen? Die gespeicherten Daten können nicht wiederhergestellt werden." Er klickte auf „Account löschen“. Als ob er schon längst gewusst hätte, was er als Nächstes tun würde, nahm er einige Schlaftabletten in den Mund und schluckte sie mit dem letzten Rest Wein hinunter. Ein weiteres Glas mit Schlaftabletten stellte er neben sein Bett. Er schlief mit nur wenigen Unterbrechungen über 24 Stunden lang.

Müde wachte er auf. Er hatte scheinbar lange geschlafen. Er ging die Zeitungsartikel der letzten Woche durch und merkte sich das vergangene Wetter. Ein weiteres Kreuz auf den Kalender, es war Montag. Bei der Busstation sprach er mit seiner Nachbarin über das schöne Wetter, das sie auch über das Wochenende genießen konnten. In seiner Praxis schaute ihn seine Klientin etwas enttäuscht in die Augen. Schade, dass sie ihren Account gelöscht haben. Ich habe ihn sehr gemocht. Er wusste nicht genau, was sie meinte. Aber er stellte eine geschickte Frage, damit

sie wieder über sich sprach. Und sie erwähnte ihre Trauer über ihren Sohn, der nicht mehr bei ihr wohnte.

Er wachte müde auf. Offenbar hatte er lange geschlafen. Er las die Zeitungsartikel der letzten Woche und merkte sich das Wetter der vergangenen Tage. Ein weiteres Kreuz im Kalender – es war Montag. An der Bushaltestelle sprach er mit seiner Nachbarin über das schöne Wetter, das sie am Wochenende genießen konnten. In seiner Praxis schaute ihn seine Klientin etwas enttäuscht an. „Schade, dass Sie Ihren Account gelöscht haben. Ich habe ihn sehr gemocht.“ Er wusste nicht, wovon sie sprach. Doch er stellte eine geschickte Frage, damit sie wieder über sich sprach. Und sie erwähnte ihre Trauer über ihren Sohn, der nicht mehr bei ihr wohnte.

Er genoss sein Leben. Er war oft belustigt über die Menschen, die durch Meditation und Achtsamkeit versuchten in dem Moment zu leben, statt in ihrer Vergangenheit zu verharren. Wie sehr litten seine Klienten doch daran, sich jeden Tag wieder an ihre längst vergangenen Themen zu erinnern.

## Präzision

Es ist 5 Uhr morgens. Er schneidet das Brot. Schnell und präzise. Jedes Stück ist exakt gleich breit wie das andere. Er verwendet kein Küchenmesser, sondern das Messer, das er im Krieg an seiner Seite hatte. Es war schärfer als die anderen Messer und lag gut in der Hand. Er war trainiert, es zu benutzen. In jeder Situation. Nur Brote hatte er damit damals nicht aufgeschnitten. In exakten Bewegungen schneidet er ein Stück nach dem anderen ab und legt es auf einen großen Teller. Jeweils ein Stück Butter neben jedem Stück Brot.

Mit seinen muskulösen Armen trägt er den Teller zum Tisch, setzt sich kontrolliert auf den Stuhl und streicht seine Brote. Ein Stück Wurst pro Brot, wie damals. Ein Glas Wasser. Zum Schluss gibt es eine Banane, um Energie für den Tag zu tanken. Die Wohnung ist perfekt aufgeräumt, alles ist an seinem Platz, um im Notfall bereit zu sein. 5:20 Uhr. Er geht hinaus in den Garten und beginnt mit Liegestützen, danach folgen Klimmzüge, Planks und Sit-ups. Das ist seine Routine, mit der er sich fit hält.

Jetzt würde er in den Kommandoraum gehen, die Lage besprechen und sein Team zusammenstellen. Er wäre bereit für die nächste Mission gewesen. Es waren junge, trainierte Männer, die auch lebensgefährliche Aktionen durchführten. Dafür hatten sie trainiert. Sie waren körperlich und geistig stark. In der Militärschule hatten sie Disziplin gelernt. Wie oft wurden sie nachts aufgeweckt und mussten unter hohem Stress ruhig bleiben. Einmal, um 3 Uhr früh wurden sie mit Eiswasser überschüttet und mussten anschließend mehrere Kilometer im Laufschrift durch den Wald wandern, nachdem sie ihren Rucksack in kürzester Zeit packen mussten. Sie haben trainiert, um im Ernstfall einsatzbereit zu sein. Er war einer der Besten gewesen. Idealistisch und hoch motiviert, noch mehr als die anderen. Während die anderen am Abend zur Entspannung ein Bier tranken, lief er noch einige Runden um die Kaserne. Er lächelt. Es war eine schöne Zeit.

5.45 Uhr, zurück in das Haus. Bereit für den Einsatz. Bereit für Krisen, Abenteuer, Konflikte und Krieg. Dafür wurde er ausgebildet. Doch es ist kein Krieg. Er sitzt kerzengerade am Küchentisch. In seiner Uniform. Sein Handy liegt neben ihm. Würde es läuten, hätte er kurz nach dem ersten Klingelton abgehoben. Sein Rucksack war gepackt und er wartete neben der Eingangstür auf die nächste Aktion. Doch niemand ruft an.

6:30 Uhr. Er sitzt noch immer völlig starr im Zimmer. Er blickt aus dem Fenster. Die Lichter der Nachbarn sind angegangen. Er sieht einen Vater, der sich gerade gemütlich die Zähne putzt, während seine Kinder noch im Pyjama durch das Haus jagen. Von hier aus hätte er mit einem präzisen Schuss direkt den Kopf getroffen, wäre dieser das Ziel gewesen. Sieben Mal wurde er als Scharfschütze eingesetzt und jede Kugel traf ihr Ziel. Er legte an, atmete aus, entspannte in Sekundenschnelle seinen Körper und Geist. Er drückte so ab, dass der Schuss von allein kam. Er überraschte sich absichtlich, damit nicht er, sondern das Gewehr schoss. Der Rückstoß, der Geruch von Rauch in seiner Nase, der laute Knall, das war das letzte Geräusch, das das Opfer hören sollte. Durch Fenster, über Straßen, einmal von einem Balkon. Der Vater spuckt aus und wäscht sich das Gesicht. Es ist kein Krieg.

7.15 Uhr, die Nachbarn verlassen mit den Kindern das Haus, die ihre Schultaschen geschultert hatten. Der Vater steigt in den Wagen, während die Kinder streiten, wer auf welchem Platz sitzen darf. Auch Autobomben legte sein Team. Das waren für sie die sichersten Missionen, weil sie in großem Abstand warten konnten, bis sie den Knopf drückten. Die Explosionen waren laut. Mit ihrem Fernrohr sahen sie, ob sich die Zielpersonen im Auto befanden. Sobald diese bestätigt wurden, detonierte der Sprengsatz unter dem Auto. Es gab immer Kollateralschäden. Das wurde eingeplant. Das Auto startet ruhig, und die Familie fährt los. Ohne Detonation, ohne Kollateralschäden.

8.00 Uhr. Er streckt sich und holt sich eine Tasse Kaffee. Im Augenwinkel sieht er den Postboten. Bevor dieser die Zeitung einwerfen kann, öffnet er die Tür. Der Postbote erschreckt. „Ich habe Sie schon gesehen“, entgegnet der Soldat, der seine situative Aufmerksamkeit trainiert hatte, um auch im Augenwinkel Bewegungen zu identifizieren. Verdutzt gibt ihm der

Bote die Zeitungen. Der Soldat nimmt sie in die Hand, blättert schnell durch die Schlagzeilen und wirft sie anschließend weg. Er hat gelernt, Informationen schnell zu erfassen.

8.30 Uhr, er geht in den Supermarkt. Mit einem Einkaufswagen vor sich schiebend, scannt er die Produkte mit seinen Augen und nimmt mit präzisen Handgriffen, was er benötigt. Als er mit dem Einkaufswagen um die Ecke biegt, erinnert er sich an eine Verfolgungsjagd von damals. Sie fuhren mit hoher Geschwindigkeit durch enge Gassen. Hinter ihnen war eine bewaffnete Gruppe von Männern, die sie entdeckt hatten. Das Auto war so schnell, dass es fast überdrehte. Mit quietschenden Reifen fahren sie durch die Straßen, hinter ihnen fielen Schüsse. Auf ähnliche Weise fährt er jetzt mit dem Einkaufswagen durch den Supermarkt. Als plötzlich ein anderer Einkaufswagen von der Seite auftaucht, stoppt er sofort und lässt ihn vorbei. Sein Herz schlägt nur zwei Schläge schneller, dann beruhigt er sich wieder und setzt seinen Weg fort.

9.00 Uhr. Er hat alle Einkäufe verstaut, ein Glas Wasser getrunken und sitzt wieder auf dem Küchentisch. Sein Handy liegt griffbereit neben ihm. Für den Notfall. Da schießt zum ersten Mal ein Gedanke durch seinen Kopf, den er nie sehen wollte. Was wäre, wenn es keinen Krieg mehr gäbe? Sein rechter Zeigefinger beginnt leicht zu zittern. Er blickt ihn an und befiehlt ihm, still zu sein, was dieser sofort befolgt.

9.01 Uhr. Wieder ein Gedanke. Doch diesmal ist es ein gefühlter Gedanke. Ohne Worte. Präverbal. Es ist wie kurz vor einem Schuss als Scharfschütze: Das Gefühl, dass gleich ein Knall ertönen wird, ohne den genauen Zeitpunkt zu kennen. Aber er hält kein Gewehr in der Hand. Sein Finger bewegt sich dennoch, als ob er einen Schuss abgeben wollte. Ein Blick genügt. Sofortige Entspannung.

9:02 Uhr. Die Zeit geht nicht vorbei. Sein Leben bestand aus Routinen und Kriseneinsätzen. Entweder bereitete er sich routiniert auf Krisen vor oder er befand sich in einer ungewissen Situation, in der er schnelle Entscheidungen treffen musste. Doch jetzt spürt er, dass er sich auf keinen Notfall vorbereiten muss und dass sich kein Einsatz ankündigt. Ein Schweißtropfen bildet sich an seiner Schläfe, obwohl ihm nicht heiß ist. Plötzlich schreit er in die Stille und schlägt lautstark auf den Tisch. Ein plötzlicher Impuls, der sein kontrolliertes Leben durchbricht. Sofort reißt er sich wieder zusammen. Sein Rücken ist wieder kerzengerade, sein Blick nach vorne gerichtet, als hätte ihn ein Vorgesetzter angeschrien, stillzusitzen. Der Schrei verhallt wortlos in der Küche. Wenn ihn niemand gehört hat, dann ist er vielleicht nie erfolgt.

9.05 Uhr. Er spürt seine flache Atmung, die innere Anstrengung ohne äußere Notwendigkeit. „Was ist los mit mir?“, geht es ihm durch den Kopf. Er spürt eine unendliche Qual zu leben. Jeder noch so kleine Reiz überfordert ihn. Eine Fliege will sich auf seine Hand setzen. Sie stirbt, bevor sie landen kann, so schnell klatscht er seine andere Hand auf sie. Er schnippt sie von seiner Hand weg. „Du hast dir den Falschen ausgesucht“, lächelt er triumphierend. Doch seine Selbstsicherheit währt nur kurz, bis ihn der Alltag wieder einholt und überfordert. Der Raum fühlt sich unglaublich schwer an und drückt ihn zu Boden. Er wehrt sich gegen die Schwerkraft, die ihn hinunterzieht.

10:15 Uhr. „Ich sehe keine Anzeichen einer Krankheit“, teilt ihm der Arzt im Militärhospital mit. „Alle Werte sind normal.“ Der Soldat nickt. „Könnte ich eine Nacht zur Beobachtung hierbleiben?“, fragt der Elitesoldat. Doch der Arzt verneint. Für gesunde Menschen sei hier kein Platz. Er fährt zurück und fühlt sich im Auto wie in seinem kugelsicheren Panzer. Als damals auf ihn geschossen wurde, hörte er nur leise die Kugeln von der Außenschicht abprallen. Er selbst war sicher, drehte das Rohr auf die Angreifer und spürte den Rückstoß nach jedem Schuss. Von außen konnte ihm niemand etwas anhaben. Eine Mücke verfängt sich an seiner Windschutzscheibe. Er schaltet den Scheibenwischer an, der den Insektenkörper zerquetscht und eine blutige, gebogene Spur auf der Scheibe entsteht.

10.45 Uhr. Er sitzt am Küchentisch. Er hört sein Herz laut schlagen. Das sind die Symptome einer Panikattacke. Er kennt sie von Kameraden, die in Notfällen die Beherrschung verloren hatten und die er wieder beruhigen konnte. „Ich fühle den Tisch, ich fühle den Boden, ich atme

ein und aus“, murmelt er sich selbst automatisiert zu. Er schüttelt den Kopf. Es gibt keinen logischen Grund für eine Panikattacke. „Verdammte Scheiße!“, schreit er auf und schlägt wieder mit seinen Fäusten auf den Tisch. Doch diesmal vergräbt er sein Gesicht in seinen Händen und weint laut. „Ich halte das nicht aus“, schluchzt er, und ein innerer Staudamm zerbricht. „Ich halte das nicht länger aus.“ Auf dem Tisch formt sich ein See aus Tränen. Salzig, echt und real. Er erinnert sich wieder an seine Gefangenschaft. Die Feinde hatten sein Team und ihn in einem Bunker umzingelt und gefangen genommen. Sie wussten, wie man Soldaten brechen kann. Foltermeister nannten sie sich. Er musste mitansehen, wie seine Kameraden und Freunde Stück für Stück zerbrachen. Laute Schreie, gequältes Schluchzen, angsterfüllter Schrecken. Er spürte noch, wie sein Körper bei jeder weiteren qualvollen Aktion zuckte. Doch er ließ die Schmerzen nicht zu. Er war ein moderner Indianer, der keine Schmerzen kannte. Er ließ sie durch seinen Körper fließen, doch sie erreichten nie sein Bewusstsein. Er akzeptierte den Tod. Wäre er damals während der Folter gestorben, wäre er stolz auf sich gewesen. Mit geschundenem Körper, getöteten Freunden um sich und mitten im Krieg wäre er seinen Heldentod gestorben. Doch er überlebte. Und er konnte sich an seinen Peinigern rächen. Es war ein Gemetzel als er seine verdrängte Angst in ihren Gesichtern sah.

11.00 Uhr. Er hebt sein Gesicht. Die Erinnerung an die Folter ist weniger qualvoll als die letzten 15 Minuten. Alle Gefühle schießen gleichzeitig in die Höhe. Angst, Enttäuschung, Wut und Sinnlosigkeit. Plötzlich wehrt sich sein Kopf gegen diese Qual. Er steht auf, nimmt seine Pistole aus dem Waffenschrank, geht zurück zum Küchentisch, entriegelt die Waffe und positioniert sie in seinem Mund, um sein Stammhirn zu zerstören. Plötzlich ist er wieder völlig ruhig. Jetzt ist er wieder Herr der Lage. Er kontrolliert seine Gedanken und Gefühle wieder. Er spürt wieder seine Stärke. Mit geistiger Präzision zielt er auf seine Emotionen. Ruhig und eiskalt sieht er sie an. „Ich will euch nicht mehr spüren“, flüstert er mit versteinerner Miene. Um seine Worte zu unterstreichen, spannt er den Hahn der Waffe. „Nie wieder, sonst drücke ich ab.“ Wie damals seine Feinde frieren jetzt seine Gefühle ein. Starr vor Angst bewegen sie sich nicht mehr. Er spürt, wie er völlig ruhig atmet. Es gibt keine innere Regung mehr. Seine Gedanken und Gefühle verstummen. Er wartet. Wie damals als Scharfschütze ist er bereit, sofort abzudrücken. Wenn er andere töten kann, dann kann er auch sich selbst töten. Eine kurze Ewigkeit lang hält er seine innere Welt in Schach. „Schachmatt“, sagt er plötzlich zu sich selbst.

Es waren seine letzten Worte. Er nahm die Pistole aus dem Mund und legte sie vor sich auf den Tisch. Sein Rücken straffte sich, sein Blick starrte in die Leere. Irgendwann am Abend hörte er, wie die Eingangstür zerbrach. „Polizei! Legen Sie die Hände auf den Tisch!“ Der Soldat sah die Polizisten aus dem Augenwinkel, weit entfernt. Als die Tür zerbrach, beobachtete er in Zeitlupe, wie die Holzfasern knackten, die angsterfüllten Blicke der Polizisten und die Schreie, als wären sie aus einer anderen Welt. Er nahm wahr, wie sie seine Hände hinter dem Rücken zusammenhielten und ihm Handschellen anlegten. Sein Körper ging mit, doch ohne emotionale Reaktion. Der Nachbar hatte durch das Fenster den Mann mit der Pistole gesehen und die Polizei gerufen.

„Ich sehe weiterhin keine Anzeichen einer Krankheit“, hörte er den Arzt im Militärhospital sagen. Er lag in einem weißen Bett. Er hörte das Signal seines Herzens. Völlig normal. Die Handschellen, die ihn am Bett fixierten, spürte er nicht. Er sah Gesichter vor sich, die ihre Lippen bewegten. Es kamen Worte heraus, die er weder hören noch verstehen konnte. Die Morgen kamen, die Tage vergingen, die Nächte kamen, die Jahreszeiten änderten sich. Irgendwann sah er einen Mann im Spiegel. Seine Haut war bleich und schlaff, seine Augen strahlten nicht mehr. „Wie ein alter Mann“, hörte er seine Gedanken sagen. „Wie ein alter Mann in einem Sarg. Wie ein alter Mann in einem Sarg, der schon lange tot ist. Wie ein alter Mann in einem Sarg, der schon lange tot ist und darauf wartet, endlich beerdigt zu werden.“ Es gab keine Zeit mehr. Wie im Zeitraffer flitzten unterschiedliche Menschen an ihm vorbei. Infusionen, Körper umlegen, waschen, frische Kleidung anziehen, mit dem Rollstuhl in die Natur bringen, auf das Bett heben. Geistig abwesend beobachtete er alles. Das Schachspiel war

schon lange zu Ende. Nach einem Schachmatt wird nicht mehr weitergespielt. Das Spiel war aus. Das letzte Geräusch, das er wahrnahm, war ein langer, gleichmäßiger, hoher Ton. Er sah die gestressten Gesichter über sich. Er nahm wahr, wie sich sein Körper mit dem Strom erhob und wieder senkte. Aber er reagierte nicht mehr darauf. Der König war geschlagen. Er hatte gegen sich selbst gewonnen. Er hatte sich selbst getötet. Der perfekte Soldat, den der Alltag umgebracht hatte. Mit einem letzten Präzisionsschuss.

## Der gefallene Engel

(Henry come on, Lana del Rey)

Henry legte sein Gesicht in seine Hände und weinte zum ersten Mal. Die Tränen flossen aus seinen Augen und durch seine Finger hindurch. Ein Tropfen nach dem anderen bildete sich auf seiner Hose. Sie zerbarsten wie die Bomben, die draußen zu hören waren. Anfangs kamen sie noch langsam, doch dann öffnete es sich wie ein Staudamm. Der starke, durchtrainierte Mann saß auf seiner Militärpritsche und weinte. Sein Körper schüttelte sich. Er begann zu schluchzen. Seine Hände waren bereits nass. Der ganze Schmerz, den er so lange hinuntergedrückt hatte, kam nun von tief innen aus ihm heraus.

Das Bild seiner Frau und seines kleinen Sohnes schoss ihm in den Kopf. Sie hatte an diesem Morgen roten Lippenstift aufgetragen und ihre langen braunen Haare wellig geformt. Sie hatte ein Kleid mit Rüschen angezogen. Es war ein besonderer Tag. Sie war stolz auf ihn. Er ist einer derjenigen, die ihr Land beschützen.

So wie er sie damals beschützt hatte. Als ihr Vater auf sie einschlug. Sie konnte sich nur noch schemenhaft daran erinnern. Sie fühlte den Schmerz in ihrem Gesicht. Im Hintergrund hörte sie die Schreie ihrer Mutter. Doch vergeblich. Ihr Vater war stark. Immer wenn er getrunken hatte, war er nicht mehr zurechnungsfähig. Wie oft hatte sie sich mit ihrer Mutter im Kinderzimmer versteckt, wenn er wieder nach Hause kam. Wie oft er dann gegen die Tür hämmerte und sie sich zusammenkauerten und beteten, dass die Tür halten würde. Wie oft die Tür sie beschützt hatte. Doch diesmal zerbarst sie unter seiner rohen Gewalt. „Ihr habt mein Leben ruiniert!“, schrie er wieder und kämpfte gegen die Windmühlen seiner eigenen kindlichen Erinnerung. Ein Alkoholiker ohne Arbeit, mit tief in Hass getränkten Erinnerungen, für die er ein Ventil suchte. Zunächst kanalisierte er seine Wut auf seine Frau. Als seine Tochter ihn davon abhalten wollte, ging er auch auf sie los. Es war so laut, ihr Körper wurde so wild durch den Raum geschleudert. Ihre Hände versuchten, sich zu wehren und den Körper zu beschützen, aber die väterliche Gewalt rollte wie ein Panzer über die Barrikaden. Doch an diesem Abend kam plötzlich kein weiterer Schlag mehr. Sie hörte eine dumpfe Erschütterung auf dem Holzboden. Und dann einen Knall nach dem anderen. Ihr Vater lag am Boden, ein junger Mann kniete auf ihm. Sie sah nur den starken, durchtrainierten Rücken, der die Arme nach hinten zog und sie wieder und wieder nach unten schlug. Wie ein Engel, ging ihr durch den Kopf. Ein Engel, der das Böse zerstört. Ihr zerschundener Körper wurde behutsam aufgehoben. Neben ihr das aufgelöste Weinen ihrer Mutter. Sie blickte zurück in das Zimmer, in dem ihr Vater zerstört auf dem Boden kauerte. Mit jedem Schritt, den ihr Engel die Treppe hinunterging, verschwand der brutale Aggressor aus ihrem Blickfeld.

Als sie ihm bei der Hochzeit das Ja-Wort schenkte, strahlte sie ihn an. Es war der Himmel auf Erden. Sie war frei, sicher und beschützt. Niemand würde ihr je wieder etwas antun. Er hob sie hoch in die Luft und ließ sie langsam zu sich hinunter, um sie zu küssen. Danach ging alles sehr schnell: Sie zogen zusammen, und plötzlich lag ihr gemeinsamer Sohn auf ihrer Brust. Ihr Mann lag neben ihr, der Fels in der Brandung. Es war ihr klar, dass er irgendwann in den Einsatz musste. Und sie war stolz auf ihn. So, wie er ihr half, sollte er auch anderen helfen. Das ist das Leben von Soldatenfrauen.

Er nahm seinen kleinen Sohn zu sich hinauf und drückte ihn liebevoll. Er wollte nicht gehen, wusste aber, dass er es für sie tat. Für sie tat er alles, sogar in den Krieg ziehen. „Manchmal muss man gehen, um das zu beschützen, was einem am wichtigsten ist“, flüsterte er ihr leise ins Ohr. Sie unterdrückte ihre Tränen. Sie wollte es ihm nicht noch schwerer machen, als es ohnehin schon war. Er tat es für sie. „Ich liebe dich, für immer“, flüsterte sie ihm ins Ohr. Sie atmeten beide tief ein und aus.

Er hätte sich nie vorstellen können, was ihn erwarten würde. Die Bombeneinschläge waren erschreckend laut. Die Erschütterungen gingen ihm durch Mark und Bein. Sein ganzer Körper wurde geschüttelt. Und dann das gleißende Licht. Heller als ein Blitz, der selbst durch

geschlossene Augen fuhr. Es gab keine Kontrolle mehr, keinen Halt. Wie oft er sich wieder aufraffte und sein Gewehr gegen die Schulter drückte. Wie oft er wieder abdrückte, in den Rauch, in dem das Böse wartete. Taub, blind vor Wut, ohnmächtig in den unbarmherzigen Feldern der Zerstörung. Doch dafür hatte er trainiert. Dafür war er da. Das war seine Rolle. Der Beschützer. Der Kämpfer. Und wieder und wieder stand er auf. Er riskierte sein Leben für das der anderen. Und er war von Sinn erfüllt. Denn tief in seinem Herzen wärmte ihn seine tiefe Liebe. „Ich mache das für euch“, sagte er sich immer wieder. Jeden Morgen aufs Neue. Jeden Abend. Es war schon über ein Jahr her, dass er seine Familie das letzte Mal gesehen hatte. Und heute kam wieder die Post. Endlich.

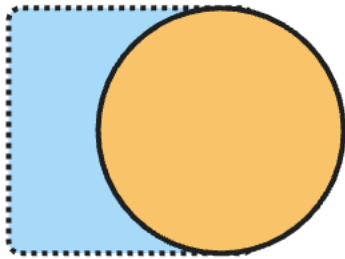
„Es tut mir so leid“, begann er den Brief mit zittrigen Händen zu lesen. „Es tut mir so unendlich leid“, schrieb sie ihm. Den Rest des Briefes nahm er nicht mehr bewusst wahr. Die Worte zerflossen in tiefem Schmerz. Nur noch Fetzen von Wörtern klangen in ihm nach. Mein Vater... wieder geschlagen ... ich konnte nicht anders ... so lange her ... wusste nicht mehr ... lebst du überhaupt noch? ... so lange gewartet ... gehofft ... wusste nicht weiter ... unser Sohn ... tiefe Angst ... konnte nicht anders ... musste ihn schützen ... wieder da ... er hat mir geholfen ... wie du damals ... es tut mir so schrecklich leid ... konnte nicht anders ... werde dich immer lieben ... aber brauchte jemanden ... kein Engel war mehr da ... wieder geschlagen ... er hat uns beschützt ... wie du damals ... wir sind zu ihm gezogen ... er ist gut zu uns ... beschützt uns ... es tut mir so leid ... konnte nicht anders ... liebe dich noch immer ... aber du bist nicht da ... ich brauchte jemanden ... es tut mir leid ... aber jetzt ist unser Sohn wieder sicher ... das willst du doch auch ... danke für alles ... ich schicke dir Küsse ... bitte verzeihe mir ...

Der Soldat war stark und trainiert. Bomben explodierten neben ihm und er überlebte. Es wurde auf ihn geschossen und er überlebte. Seine Ohren wurden taub, seine Augen wurden blind, aber er ging weiter. Er stand jeden Tag wieder auf. So hart er nach außen hin war, so verwundbar war er im Inneren. Er hatte sie beschützt. Er hatte es mit der ganzen Welt aufgenommen. Doch nur mit der inneren Wärme, die ihm Halt gegeben hatte. Nichts hätte ihn von außen treffen können, aber im Inneren war er offen. Er hatte ein offenes Herz. Und genau das wurde mit einem gewaltigen Schlag getroffen. Der heiße Schmerz drang durch das Herz, formte sich zu Tränen und riss wie ein zerbrochener Staudamm alles mit. Der große, starke Mann, zerbrochen. Nicht durch eine Bombe, nicht durch eine Kugel. Durch ein Stück Papier mit feiner Schrift. Er weinte zum ersten Mal in seinem Leben. Sein Körper schüttelte sich. Die Bombe explodierte in seinem Herzen und zerfetzte es in tausend Stücke. Und plötzlich wurde alles still. Die Tränen kamen nicht mehr. Das Schluchzen war nicht mehr zu hören. Er nahm den Brief und steckte ihn in sein Hemd, auf der Seite seines Herzens, stand auf und ging hinaus.

Später wurde erzählt, dass er wie versteinert das Lager verließ. Er ging völlig leblos zurück in das Schlachtfeld. Seine Kameraden schrien ihm noch hinterher. Er solle stehenbleiben. Er solle nicht lebensmüde sein. Er hatte weder einen Helm auf dem Kopf noch ein Gewehr in der Hand. Er ging einfach in den Rauch hinein. Einige Tage später wurde sein zerfetzter Körper gefunden. Über ein Jahr lang hatte ihm keine Kugel etwas anhaben können. „Als ob er von innen explodiert sei“, sagte einer der Feldärzte. Ein gefallener Engel. Ein Engel, dessen Aufgabe es war, zu beschützen. Ein Engel, ein Retter in der Not. Ein Engel, der alles macht, um seine Familie zu beschützen. Doch welchen Sinn hat ein Engel, wenn er niemanden mehr beschützen kann? Das ist das Tragische an Engeln. Niemand beschützt sie. Nicht einmal sie selbst.

# Das Außen loslassen

Illusionen zerstören  
Die Spiele erkennen  
Um die Vergangenheit trauern  
Die alte Welt schmerzhaft loslassen



## Brutale Heilung

Er wischte sich das Blut von seinen Händen. Der Waschlappen war noch feucht, aber benutzt. Es war eine lange Nacht gewesen. Der Keller war feucht und dunkel. Er musste mehrmals mit dem Lappen über seine Knöchel wischen. Erst jetzt bemerkte er, dass es nicht nur das Blut des anderen war. Auch seine Haut war von den Schlägen aufgeplatzt. Beim nächsten Mal sollte er wieder Handschuhe anziehen.

Der andere Mann saß vornübergebeugt im Sessel. Wahrscheinlich war er ohnmächtig. Auch für ihn war es eine lange Nacht gewesen. Nur weniger erfolgreich. Schlussendlich hatte er zugegeben, wohin sie die Menschen verschleppt hatten. Aber es war ein langer Prozess gewesen. Er kannte diesen Balanceakt, den diese Menschen durchliefen. Es war eine rein opportunistische Frage, die sie sich stellten: „Soll ich schweigen, um keine Rache von seiner Gruppe zu fürchten, oder soll ich reden, weil ich die Schmerzen nicht mehr aushalte?“ Diese Menschen waren trainiert und es gewohnt, auch solche Situationen zu überstehen. Ihr Geist war eiskalt und kaum zu brechen. Es dauerte oft Tage, manchmal Wochen.

Es war eine Zermürbungstaktik. Sie mussten in eine andere Welt geholt werden. In ihrer Welt waren sie die bezahlten Verbrecher, die darauf eingeschworen waren, niemals etwas zu sagen. Sie hatten von Anfang an gespürt und erfahren, was mit anderen passiert war, die „geplaudert“ hatten. Es war nie ein schöner Anblick, wenn sie einen von denen sahen. Folter ist der pure Kampf gegen den eigenen Willen. Macht kämpft gegen Ohnmacht. Emotionslosigkeit wird durch Schmerz durchbrochen.

Es ist ein grundlegend brutaler Kampf. Und so anders als jede andere Situation. In der Natur frisst ein Tier ein anderes, weil es Hunger hat. Der Schmerz ist dabei nur von kurzer Dauer, ein Übergang, bis der Tod eintritt. Wenn Katzen mit ihrer Beute spielen, dann dient das nicht dazu, den Schmerz der Beute zu erhöhen, sondern dem Erlernen der Jagd. Wenn Menschen kämpfen, dann geht es oft um sportlichen Ehrgeiz. Boxer positionieren ihre Schläge, um zu gewinnen, nicht, um dem Gegner Schmerzen zuzufügen. Bei einem Straßenkampf geht es darum, jemanden zu besiegen oder sich zu verteidigen. Aber es geht nicht um den Schmerz an sich. Bei Folter ist das anders. Hier wird der Schmerz maximiert, um den Willen der Person zu brechen.

Selbstverständlich verfolgt es auch ein höheres Ziel. Es geht nicht um Sadismus, sondern um eine zielorientierte Methode. In dieser finalen Nacht sollte der Mann zum Reden gebracht werden. Der Zweck heiligt die Mittel – zumindest in dieser Branche. Er sah sich selbst als Chirurg. Einen Menschen aufzuschneiden entspricht an sich keiner humanistischen Ethik. Wenn jedoch ein bösartiger Tumor entfernt wird, ist der Eingriff legitimiert. Dafür braucht es Spezialisten, die wissen, was sie tun.

Er selbst ist ebenfalls Spezialist. Er weiß, wie er Menschen brechen kann. Aus seiner Sicht ist es eine ethisch vertretbare Handlung, da sie einem moralisch höheren Zweck dient. Und er ist dabei richtig gut. Dafür muss man verstehen, dass körperlicher Schmerz immer im Kontext wahrgenommen wird. Menschen gehen beispielsweise zum Zahnarzt und halten die Schmerzen aus, weil sie wissen, dass der Zahnarzt ihnen prinzipiell etwas Gutes tun will. Sie vertrauen ihm und können den temporären Schmerz aushalten, um langfristig gesund zu werden. Es gibt einen hygienischen, weißen Raum, saubere Instrumente, wohlwollende Ärzte und Assistenten, vielleicht sogar einen Warteraum mit Aquarium und entspannender Musik. Der Schmerz wird für einen höheren Zweck legitimiert.

Bei einer Folter ist es der umgekehrte Fall. Der Schmerz soll als sinnlos wahrgenommen werden, um den Drang zu erhöhen, ihn beenden zu wollen. Anstelle eines sterilen Raumes wird ein heruntergekommener Keller verwendet. Die Personen werden zumeist mit verbundenen Augen dorthin gebracht – ein Aquarium wäre hier auch nicht hilfreich. Sie würden es ohnehin nicht sehen. Außerdem wird statt Vertrauen und Wohlwollen das Gegenteil suggeriert. Eine Ungewissheit, die kalte Berechenbarkeit und aggressive Züge begegnet. Vor allem die

Ungewissheit ist wichtig, um die Personen in einen Zustand der Hilflosigkeit zu versetzen. Dafür wendet er seine psychologischen Kenntnisse an.

Er sieht sich selbst als humanen Folterer. Human, weil er im Gegensatz zu seinen Fachkollegen die Körper kaum verletzt. Es sind alles Wunden, die schnell wieder verheilen. Ganze Gliedmaßen abzutrennen, ist für ihn beispielsweise nicht zweckdienlich. Er will Menschen nicht verletzen, sondern lediglich Informationen erhalten, um andere zu retten. Das unterscheidet ihn von sadistischen Folterern, denen die Tätigkeit an sich gefällt. Er sieht sich selbst eben eher als Arzt. Als ein notwendiges Mittel, um langfristig Heilung oder zumindest weniger Leid für die Menschheit zu erwirken. Dafür setzt er all sein Fachwissen ein. Laute, chaotische Musik. Kalte, nasse Räume. Dunkelheit und grelle Stroboskop-Effekte. Schlafdeprivation. Viel Inszenierung, fast dramaturgische Szenerien. Viele Worte und Geschichten, um die Protagonisten in eine gedankliche Enge zu treiben. Schläge sind nur wenige notwendig. Und wenn, dann sehr gezielt auf die richtigen Stellen zur richtigen Zeit. Sie sind lediglich die körperliche Verdeutlichung der verbalen Drohungen. Es ist aber nicht der körperliche Schmerz, der die Menschen bricht. Es ist die Vorstellung von Schmerz. Die Vorstellung von Leid. Die Geschichten, in die er sie hineinmanövriert, bis sie aus diesem Muster ausbrechen wollen.

Am Ende wollen alle reden. Für sie ist es das Ticket aus der imaginären Hölle, in die er sie katapultiert hat. Im Grunde erzählt er ihnen nur, was er alles mit ihnen vorhat. Wenn sie es sich bildhaft vorstellen, unterstützt er ihre Imagination mit einzelnen Schmerzpunkten. Sie verbinden die Punkte selbst und erschaffen ihren eigenen Alptraum. Die meisten glauben, dass Menschen mit Gewalterfahrung mehr aushalten als andere. Das ist jedoch nur bedingt zutreffend. Der Vorteil, zumindest für einen Folterer, besteht darin, dass ihr Körper Schmerz bereits kennt. Und so reagiert er auch auf die Vorstellung von Schmerz. Diese Menschen können sich sehr gut in diese Lage hineinversetzen und spüren aufgrund ihrer Erinnerungen alles sehr deutlich. Das lässt sie alle ihre traumatischen Erlebnisse wieder durchleben. Es folgt ein Trigger und ein Flashback nach dem anderen. Er hat das einmal als paradoxe Traumatherapie bezeichnet. Wenn man Erfahrungen mit Monstern gemacht hat, muss man sie nur in ihre Erinnerungen zurückversetzen, damit sie diese erneut durchleben. Insofern sieht er sich als humanistischer Folterer.

Er erzählte dem anderen, der noch immer benommen im Sessel saß, von seinen Gedanken. Es wirkte wie ein Plädoyer für sein eigenes Handeln. Kühl, durchdacht, schlussfolgernd. Währenddessen reinigte er seine Wunden und säuberte den Raum. Die Musik hatte er bereits ausgeschaltet und auch das grelle Licht konnte er wieder dimmen. Es war geschafft. Er schrieb seinem Kunden eine positive Nachricht und schickte ihm die Adresse des Ortes, an dem die Menschen verschleppt worden waren.

Als er auf die Uhr blickte, sah er, dass er sich beeilen musste. Es war bereits früh am Morgen, doch im Keller hatte er den Tagesanbruch nicht bemerkt. Mit dem Auto fuhr er nach Hause und gönnte sich eine warme Dusche. Nach solchen Aktionen genoss er es, sich lange zu duschen. Für die körperliche und seelische Reinigung verwendete er unterschiedliche Seifen. Die ersten dienten der Entspannung von Muskeln und Geist. Dazu atmete er ruhig und tief ein und nahm die Gerüche der Seifen deutlich wahr. Danach applizierte er energetisierende Seifen, meistens mit Menthol, da dies auch seine Lunge erfrischte. Zum Schluss duschte er noch mit ganz kaltem Wasser, um seinen Körper wieder aufzuwecken. Anschließend stellte er sich vor den Spiegel, frisierte seine Haare, nahm Gesichtsschnee für den Tag und entschied sich für ein angenehmes Baumwollhemd. Kurz darauf war er in seiner Praxis.

„Haben Sie sich verletzt?“, fragte sein erster Klient und zeigte auf seine Hand. „Ja, ich renoviere gerade meinen Keller. Da nehme ich manchmal Schrammen mit. Aber nun zu Ihnen: Wie geht es Ihnen heute?“ Er blickte ihm empathisch in die Augen, ruhig und entspannt. Der Mann begann zu erzählen, und er hörte ihm aufmerksam zu. Er war ein erfahrener Psychotherapeut und genoss es, sich in andere einzufühlen. Der andere saß auf einem Stuhl und redete. Anders

als in seinem Nachtjob, wollten die Klienten in seinem Tagjob reden. Es war auch ein anderes Setting. Ja, er hatte tatsächlich ein Aquarium im Vorraum. Er fand es für sich und seine Klienten beruhigend, die Fische von einer Ecke zur anderen schwimmen zu sehen. Sie waren so ruhig und wirkten zufrieden, obwohl sie eingesperrt waren.

Auch in seinem Tagesjob hatten seine Klienten Erfahrung mit Schmerz. Es war der seelische Schmerz, den sie ertragen mussten. Meistens entstand dieser dadurch, dass sie ihn nicht akzeptieren wollten. Sie versuchten, ihm mit allen Mitteln aus dem Weg zu gehen, ihn zu vermeiden, zu umgehen, sich mit anderen Handlungen abzulenken und ihn zu verdrängen. Irgendwann war ihnen der primäre Schmerz nicht mehr bewusst und sie nahmen nur noch die Symptome wahr. Dann waren es Süchte, Zwänge, Depressionen und wie die psychologischen Begriffe alle hießen. Doch dahinter steckte ein tiefer Schmerz, der ihnen zumeist selbst nicht mehr bewusst war.

Er wandte professionelle Methoden an, um sie wieder zu ihrem primären Schmerz zu führen. Nur etwas anders als in seinem Nachtjob. Sie mussten ihm und sich selbst vertrauen, um in ihren eigenen Keller zu gehen. Sie lebten lieber im Erdgeschoß, im ersten Stock, oder sogar im Dachgeschoß. Nur nicht im Keller, in dem es unheimlich und ungewiss war. Es war die ungewohnte Kälte, die sie vor ihrem seelischen Keller erschauern ließ. Warum sollten sie in diesen Keller gehen? Es waren oft Tage oder sogar Wochen nötig, um sie Schritt für Schritt tiefer in sich selbst zu führen. Dann fühlten sie sich anfangs blind. Als ob jemand ihnen eine Maske um den Kopf gebunden hätte. Irgendwann trauten sie sich, tiefer hinunterzugehen. Die vertrauensvolle, angenehme Atmosphäre der Praxis war notwendig, um sich in den kalten, nassen Keller ihrer Psyche zu wagen.

Unten angekommen, fühlten sie sich ausgeliefert. Es war, als würden sie nicht auf einem bequemen Stuhl in der Praxis sitzen, sondern wie auf einem Folterstuhl gefesselt sein. Sie waren überfordert mit ihren internalisierten Vorstellungen. Es war, als ob laute, dröhnende Musik ihre Ohren zermarterte. Sie erlebten ihren seelischen Keller meist als völlig dunkel. Doch dann kamen Bilder und Visionen wie Lichtblicke hoch, die sie zusammenzucken ließen. Sie fühlten sich innerlich gefangen, obwohl sie sich äußerlich in Sicherheit befanden. Es waren diese Vorstellungen, die sie zermürbten. Vorstellungen von ewigem Leid und dem Ausgeliefertsein. Manche begegneten in diesem Keller einem anderen Menschen. Einem Peiniger, einem Täter, einem Menschen, der ihnen nichts Gutes wollte. Jemandem, der gegen ihren Willen handelte. Jemand, der ihre Grenzen durchbrechen möchte. Und dann verwirklichten sie diesen Kampf. Der innere Druck und Kampf wird immer größer. Sie müssen gegen den inneren Peiniger standhalten. Das Verdrängen von der eigenen Schuld, das Abblocken von der Wahrheit, die so schmerzhaft ist. Ein Hinauszögern dessen, was eigentlich schon offensichtlich ist. Doch jedes Mal, wenn sie dagegen ankämpfen, spüren sie wieder diesen Schmerz. Aber sie wollen der Wahrheit nicht ins Gesicht sehen. Sie wollen nicht zugeben, dass sie ihre eigenen Gefühle verschleppt haben. Sie wollen den Ort nicht preisgeben, an dem noch mehr Leid gefangen ist. Dabei wissen sie tief in ihrem Inneren, dass nur das zu einer Heilung führen wird.

Während sein Klient spricht, ist er ganz bei ihm. Er begleitet ihn liebevoll, aber direkt. Er sieht sich selbst wie einen Chirurgen. Der Schmerz soll zu einer Befreiung führen. Der Zweck heiligt die Mittel. Er nimmt wahr, wie schmerzhaft die Vorstellung für den Klienten ist und wie schwer es für ihn ist, in seinen eigenen Keller zu gehen. Und trotzdem bringt er ihn immer tiefer, damit er lernt, sich selbst wieder zu spüren. Irgendwann bemerken die Klienten, dass sie keinem Folterer ausgeliefert sind, sondern einem ihrer eigenen inneren Anteile. Plötzlich wechseln sie von der Opfer- in die Täterrolle und sehen sich selbst als Folterer. Sie erkennen, dass sie sich selbst foltern. Sie erkennen, dass sie gegen sich selbst kämpfen. Die Spannung zwischen den Anteilen löst sich auf und die Wahrheit kommt ans Licht, welche Gefühle sie selbst verschleppt haben. Der Klient kippt nach vorne und weint. Alle verdrängten Emotionen schießen durch seinen Körper. Der vorgestellte Folterer geht von ihm weg und wischt sich die blutverschmierten Fäuste ab. Das Szenario löst sich auf. Was gesagt werden musste, ist gesagt.

Seine Fesseln lösen sich. Der Folterer ist froh, aus seiner Rolle auszusteigen. Auch das Opfer ist froh, aus seiner Rolle herauszukommen. Es war ein Kampf der inneren Anteile, um zu der dahinterliegenden Wahrheit zu gelangen.

Am nächsten Tag wurden die verschleppten Menschen und Emotionen freigelassen. Es war ein erschütternder Anblick. Ausgehungert, dehydriert und verzweifelt. Wie lange hatten sie gehofft, irgendwann wieder frei zu sein? Wie lange hatten sie bereits die Hoffnung verloren, jemals wieder Tageslicht zu sehen? Es waren so viele. Heruntergekommen, verdrängt, verstoßen. Und jetzt blinzeln sie zum ersten Mal wieder. Wie lange sie nicht mehr die Sonne gesehen hatten. Sie bekamen frisches Wasser. In kleinen Schlucken tranken sie es. Ihr Körper sehnte sich danach. Wie lange hatten sie schon wieder Wasser gebraucht? „Es wird noch dauern“, dachte er. „Es wird noch dauern, bis sie wieder ganz gesund sind. Aber sie werden gesund.“ Zufrieden drehte er sich um und ging nach Hause. Er freute sich auf ein wohlverdientes Abendessen und Schlaf.

## Der Weg des Sisyphos

„Wie oft denn noch?!“, schrie er hinauf zu den Göttern. Vor ihm stand der riesige Stein. Es war nur ein kurzer Augenblick. Wie lange hatte er ihn schon hinaufgeschoben? Er war kräftig, begeisterungsfähig, willensstark und ehrgeizig. Er fokussierte sich auf sein Ziel und tat alles, um es zu erreichen. Wie viele Ziele er schon erreicht hatte. Schon früh hatte er begonnen. Er hörte damals vom Marathon. Von dem endlos langen Lauf. Er war so lang, dass man am Ende in Ruhe sterben konnte. Eine schöne Legende. Ausreichend, um die inneren Säfte zu aktivieren, mehr Kohle in die Eisenbahnlok zu schaufeln, ein lautes Pfeifen durch die weite Landschaft ertönen zu lassen und den schweren Eisendrachen auf die Schienen zu bringen. Eisenbahnen kannten nur einen Weg. Nach vorne. Mit voller Kraft voraus, ohne sich jemals stoppen zu lassen. Die Lok blickte immer nach vorne, während man nur von den Waggons aus nach rechts und links blicken konnte, um die umliegende Landschaft wahrzunehmen. Das Feuer im Kessel wurde heiß gemacht, um das nächste Ziel zu erreichen. Und vielleicht war das Ziel auch das Ende. Der Marathonläufer, der in Athen noch einmal „Wir haben gesiegt!“ schrie, bevor er zu Boden fiel und verstarb. Das war der Antrieb. Das Ziel war wichtiger als das Leben selbst. Das Ziel war das Leben, seine Erreichung war alles.

Mit diesem Eifer rollte er den Stein immer weiter. Sein Körper hatte schon längst aufgegeben. Er konnte nicht mehr. Es war nicht möglich. Zu weit, zu steil, zu schwer. „Mich interessieren keine Ausreden“, hörte er seine innere Stimme sagen. „Mir ist egal, wie oft du es nicht schaffst. Mich interessiert nur das eine Mal, wenn du es geschafft hast.“ Das weite Licht wurde zum Laserpointer. Fokussiert auf den einen Punkt in der Zukunft. Danach kann die Sintflut kommen. Es gab keine Frage nach dem Sinn. Das Ziel war der Sinn. Den Stein auf diesen verdammten Berg zu rollen, war der Sinn. „Ich mache etwas Sinnvolles, wenn ich mich nicht mehr frage, ob es sinnvoll ist“, hörte er sie wieder sprechen. Sein Geist sah nichts anderes mehr als das stetig rollende Ungetüm vor ihm. Irgendwann wird er oben sein. Irgendwann wird er es geschafft haben, und die Götter werden ihm zujubeln. Oben, am Gipfel der Welt, am nächsten Punkt zum Himmel. Er sah sich gottgleich. Mit einem unbarmherzigen Stein, der sich kaum bewegen ließ, auf der obersten Spitze des Berges. Er erhob seine starken Hände. Völlig erschöpft, aber unbeugsam. „Hier ist er!“, rief er den Göttern zu. „Hier ist er!“ Er fühlte die Vereinigung zwischen Himmel und Erde, das ewige Himmelreich mit der endlichen Erde. Er wurde zur zeitlosen Legende. Noch ewig werden die Schriften auf der endlichen Erde von ihm erzählen. Der Mann, der den Kampf gegen die Endlichkeit besiegte. Der Gottgleiche. Der Mensch, der zum Himmel emporstieg. Es werden Bilder von ihm gemalt werden. Der kraftvolle Sisyphos, mit seinen erhobenen Händen, einen riesigen Stein haltend.

Nach einer Ewigkeit spürte er, wie der Felsen leichter wurde. Es ging nicht mehr nur hinauf. Er war tatsächlich angekommen. In unendlichen Gedankenspielen sah er sich dort oben. Er sah sich aus der Perspektive der Menschen, die zu ihm emporblickten. Er sah sich vor den Göttern, die nicht mehr auf ihn hinabblicken konnten. Er lachte laut und kraftvoll auf. In diesem Moment erhob er seinen Arm, um seine letzten Worte in die Ewigkeit zu verkünden. Doch gerade in diesem Augenblick spürte er, wie der Fels noch leichter wurde. Er drückte ihn kaum noch. Als er ihn den ganzen Weg hinaufschob, spürte er den ewigen Gegendruck, nun löste er sich von seinen Händen. Es war nur ein kurzer Moment der Freude, dann spürte er den Schrecken in seinen Adern. Der Stein rollte weiter. Nicht durch seine Kraft, sondern durch die Schwerkraft. „Nein, nein, nicht!“, schrie er ihm noch nach. Er krallte sich an ihn, wollte ihn zurückziehen, ihn bei sich behalten. Doch die Eisenbahnlok raste mit voller Geschwindigkeit durch den Bahnsteig hindurch. Anstatt den Jubel der Bahnhofbesucher zu ernten, wurden diese von dem mitgetragenen Wind auf die Seite geschleudert. Mit voller Wucht raste er hindurch, immer den Schienen entlang. Der schmerzvolle Weg geht durch das Ziel hindurch. „Nein!“, schrie der Lokomotivführer, als er sah, wie die unbarmherzige Maschine an seinem Ziel vorbeirasen würde. „Bleib stehen!“, schrie er ohnmächtig den glühenden Kessel an, der jedoch nur noch mehr Feuerskraft nutzte, um seinen Weg unaufhaltsam fortzusetzen. Was interessiert das

Universum schon ein Ego? Die tiefen Wege sind vorgezeichnet. Verlust und Schmerz sind nur Begleiterscheinungen des tiefen und unbegreifbaren Sinns.

Nachdem er seinen Satz in die Menge gerufen hatte, brach der Läufer zusammen. Er hatte sein Ziel erreicht. Der ewige Schmerz lag hinter ihm, die ewige Legende lag vor ihm. Es war dieser kurze Moment, der ihn glücklich machte. Es war ein sehr kurzer Moment. Er spürte, wie seine Lebensgeister langsam schwanden. Er spürte das Gefühl, alles gegeben und alles bekommen zu haben. Die tiefe Zufriedenheit, einen echten Sinn im Leben gefunden zu haben. Sein Ego jauchzte und strahlte vor Freude. Er war ein gottesgleicher Mensch. Ein Ego, das sich über das Universum gestellt hatte. Und in diesem Moment des Höhepunkts, als seine Lebensgeister seinen Körper langsam verließen, sah er sie alle wie im Schock. Es waren nicht die Menschen aus Athen. Er war noch immer in Marathon. Er war genau dort, wo er losgelaufen war. Anstatt den Sieg zu verkünden und den Jubel der Menschen zu ernten, blickte er in verständnislose Gesichter. Sie alle wussten längst von ihrem Sieg. Hatte er etwa nur die eigene Stadt umkreist und war nie am Ziel angekommen? Warum hatte er sich denn so bemüht, fragten die Blicke der Menschen um ihn herum. „Nein“, stöhnte er noch ein letztes Mal, mit der Gewissheit tiefer Sinnlosigkeit. Er hatte sein Leben geopfert, um schlussendlich nichts erreicht zu haben.

Und so sah er, wie der Felsbrocken erneut den Berg hinabrollte. Den ganzen Weg. Die Schmerzen. Die Qualen. Die Motivation. Der aktuelle Sinn, die Götter selbst herauszufordern, rollte den Berg hinab. „Wie oft denn noch?!“, schrie er hinauf zu den Göttern. Erst jetzt spürte er seine tiefe Ohnmacht. Erst jetzt erinnerte er sich wieder an all seine vorherigen Versuche. Wie von Geisterhand waren sie bis jetzt aus seinen Erinnerungen verschwunden. Im Moment des Aufstiegs sah er nur das Ziel vor sich. Er vergaß die endlosen Versuche, die ihn schon genau in dieselbe Situation gebracht hatten. Sie waren wie ein dunkler Schatten, der ständig hinter ihm herging. Er sah ihn nicht, sondern nur den riesigen Felsen, den er mit all seiner Kraft anschieben konnte. Erst als der Felsen hinabrollte, spürte er, wie der Schatten ihn wieder einholte. Einem Schatten kann man nicht davonlaufen. Ein Schatten lässt sich nicht von illusionierter Sinnhaftigkeit verführen. Am Ende des Tages kehrt er zurück und verschlingt die hoffnungslosen Versuche, ihm zu entkommen.

Der Lokführer schrie seine Lok an, endlich stehenzubleiben. Doch der Zug fuhr weiter und weiter und er riss erneut die Schaufel an sich. „Bleib endlich stehen!“, schrie er ihn an. „Los jetzt, bleib endlich stehen! Los jetzt, los!“, schrie er und sah plötzlich am Horizont die nächste Stadt. Vor lauter Angst und Aggression öffnete er den Kessel und legte nach. „Das ist das Ziel! Los jetzt!“ Mit Feuer in den Augen begann er weiterzuschaukeln. „Ich werde dir jetzt zeigen, wie man stehenbleibt!“ Er schaufelte immer mehr Kohle hinein. Ein lautes Pfeifen durchzog die weite Landschaft und brachte den schweren Eisendrachen wieder auf Schiene. Der Lokführer war wieder in seinen immer gleichen Handlungen gefangen. „Ich werde dir zeigen, wo die Bahnstation ist“, hörte die Lok und spürte noch mehr Feuer in ihrem Kessel.

Er wäre beinahe gestorben, als er zu Boden ging. Seine Lebensgeister verabschiedeten sich bereits und er fühlte, wie die Freiheit seinen geschundenen Körper verließ. „Wir sind noch nicht da“, hörten sie leise hinter sich. Verdutzt sahen sie sich an. Sie waren bereit, die Erde hinter sich zu lassen. Sie waren bereit, in ihren Ursprung zurückzukehren, als eine harte Hand sie wieder einfing. „Wir sind noch nicht am Ziel angelangt“, hörten sie ihren Körper sagen. Der Körper stand verschwitzt auf. Einen Schritt. Noch einen Schritt. Die verdutzte Menge um ihn herum öffnete ihren Kreis, um ihn durchzulassen. „Ich muss nach Athen“, hörten sie ihn sagen, bevor er wieder weiterlief. Sie sahen ihn laufen. Denselben Weg wie zuvor. Sie schüttelten die Köpfe und ließen ihn gewähren.

„Ihr werdet nicht gewinnen!“, hörten die Götter Sisyphos rufen. „Ich werde euch zeigen, wie ich diesen verdammten Felsen auf den Gipfel rollen kann! Und wenn es das Letzte ist, was ich tue!“ Und hier war er wieder. Nach einem langen Weg hinunter ins Tal der Menschen stellte er sich kraftvoll hinter den Felsen. Ein lauter Kampfschrei, und schon bewegte sich der Fels

wieder. Der Schatten hinter ihm, der Sinn vor ihm. „Diesmal schaffe ich es“, sagte seine innere Stimme.

Der kleine Junge betrachtete sein Spielzeug, das er von seinem Großvater bekommen hatte. Es waren wunderschön geschnitzte Landschaften und Figuren. Der Zug mit der roten Lokomotive fuhr einen Kreis durch die Prärie. Er konnte den Zug durch malerische Landschaften steuern. Wenn er den Trafo anschaltete, konnte der Zug ewig seine Runden fahren. Wenn er genau hinsah, erblickte er die kleine Figur des Lokführers, die sich immer gleich bewegte. Mit seiner kleinen Schaufel schien er Kohle in den Kessel nachzufüllen, damit der Zug nicht stehenblieb. Nach jeder Runde fuhr er durch den Bahnhof und setzte zur nächsten Runde an.

In der Mitte der Landschaft sah er einen Läufer mit einer Fackel, der im Kreis lief. Er lief langsamer als der Zug, aber ebenso kraftvoll. Bei jeder Runde lief er an anderen kleinen Menschen vorbei. Immer und immer wieder. Am hinteren Teil der Landschaft befand sich ein mächtiger Berg. Ein steiler Weg führte hinauf zu seiner Spitze. Darauf war ein kleiner, muskulöser Mann zu sehen, der einen großen Styropor-Felsen den Berg hinaufrollte. Als er oben ankam, hob er die Hände, als hätte er sein Ziel erreicht, und stieß den Felsen dabei wieder hinab. Dieser rollte um den Berg herum wieder hinunter zum Ausgangspunkt. Durch ein mechanisches System wanderte der Mann den Berg hinab und rollte den Felsen erneut hinauf. Immer und immer wieder, genauso ewig wie der Läufer und der Lokomotivführer.

Sein Großvater legte behutsam den Arm um die Schulter seines Enkels. „Es wird langsam Zeit, schlafen zu gehen“, sagte er ihm mit beruhigender Stimme. Eine letzte Runde ließ der Junge die Kreisläufe ausführen. Noch ein letztes Mal fuhr der Zug seine Runde durch die Bahnstation. Noch ein letztes Mal lief der Marathonläufer seine immer wiederkehrende Runde. Noch ein letztes Mal rollte Sisyphos den Fels den Berg hinauf und sah ihm nach, als dieser wieder hinunterrollte. „Ich könnte ewig weiterspielen“, sagte sein Enkel, noch im Bann des Spiels. „Ich weiß“, lächelte sein Großvater ihn milde an. „Aber jedes Spiel hat auch einmal ein Ende. Und morgen ist ein neuer Tag.“ Der Enkel gähnte herzhaft und löste sich vom Spiel. Sie gingen aus der Tür hinaus. Der Großvater schaltete das Licht aus. Er lächelte wohlwollend zu den Figuren. Im Dunkeln der Nacht waren sie mit ihren Schatten vereint. Ruhig. Kein inneres Kind spielte mehr mit ihnen. Jedes Spiel hat auch einmal ein Ende. „Und morgen ist ein neuer Tag“, flüsterte er sanft in den Raum hinein.

## Das Spiel

(At the Ivy Gate, Brian Crain)

„Das ist alles nur ein Spiel!“, schrie er laut in die Menge. Die Leute waren schockiert. Warum schreit da jemand so laut? Sie hielten ihre Notizbücher in den Händen. Kaufen, verkaufen – so wenige Wörter wurden gebraucht. Alles sinnentleert, einem mathematischen Muster folgend, das sich an den Zufälligkeiten der Weltwirtschaft orientiert. „Seht ihr das denn nicht?“, schrie er weiter. Mit Tränen in den Augen. „Schaut doch hin! Ist das wirklich, was ihr wollt?“ Die Menschen – zumeist Männer – blickten auf die Monitore. Wie schnell sich die Zahlen bewegten. Jede Sekunde eine weitere Veränderung. Dopamin auf höchstem Niveau. Was wird in der nächsten Sekunde passieren? Was wird der nächste Kick sein?

Nach nur wenigen Sekunden Pause zog die sinnentleerte Masse der Zahlen und des Rausches das Bewusstsein der Anwesenden wieder an sich. Es ist wie ein magnetischer Sumpf, ein schwarzes Loch, das alles anzieht, in sich zieht, vereinnahmt, bündelt, zerquetscht und zermalmt, bis nur noch ein Minimum der möglichen *res extensa*, der physischen Ausdehnung, übrig bleibt. Schon das Wort selbst, „Ausdehnung“, spiegelt die Perversion des Erdenklichen wider. In einem schwarzen Loch dehnt sich nichts aus. Das Vorhandene wird von seiner zärtlichen Existenz auf ein Minimum reduziert. Die Menschen werden zu einer distanzlosen Masse zerquetscht, in der keine Freiheit mehr existieren kann, sondern nur noch die zusammengepresste Materie selbst. Die totale Reduktion des Menschseins auf eine willkürliche Abfolge von Zahlen.

„Wacht auf!“, schrie er weiter. Ihr Bewusstsein wurde erneut aus dem schwarzen Loch der Lappalien gerissen. Verwundert, überrascht, irritiert. Gibt es dort mehr Dopamin? Mehr für ihre Sucht, um wieder in den Routinen der Niveaulosigkeit einzuschlafen? Eine Flucht in die Ästhetik des Alltags, die wie Einheitsbrei über die Massen gezogen wird? „Schaut euch an!“, hörten sie wieder von ihm. Sie blickten sich verduzt gegenseitig an. Sie hatten sich am Morgen gut angezogen, geduscht, feine Parfüms verwendet, die Haare geglättet, die Wimpern getuscht, die Lippen gerötet, eine feine Schicht Make-up für die Illusion makelloser Haut aufgetragen, trugen Schuhe mit Absatz, um größer zu wirken, und Schulterpolster, um eine maskuline Stärke zu suggerieren. Sie setzten Brillen auf, die ihre Illusionen realer erscheinen ließen.

„Was macht ihr eigentlich?“, hörten sie wieder seine Stimme in ihr Bewusstsein dringen. Sie verstanden ihn nicht. Es ergab für sie keinen Sinn. Mitten im Spiel der Träume, in der verlorenen Welt des Seins, reduzierten sie die Komplexität und Paradoxie der Welt auf abstrakte Zahlen in Grün und Rot. Gewinne und Verluste, Gier und Angst, Glück und Unglück. Der ständige Versuch, das eine ohne das andere zu erhalten. Das Gute ohne dem Schlechten, das Licht ohne dem Schatten. Dafür spielten sie. Sie kauften die eine Aktie und verkauften die andere. Investieren und gewinnen oder verlieren. Je höher der Einsatz, desto höher die Möglichkeit zu gewinnen und zu verlieren. Dafür setzten sie ihr Leben ein. Ihr Bewusstsein, ihr Sein. Es ging nicht nur um Geld. Es ging nicht nur um finanzielles Kapital, das sie unbedingt erhöhen wollten. Sie bemerkten nicht, dass sie sich selbst investierten. Nur noch ein wenig mehr. Noch einmal. Und wenn sie es schafften, dann ... dann ... dann. Dann würde sich alles verändern. Aber im schwarzen Loch änderte sich nichts mehr.

Es ging weiter. Sie waren immer noch im Spiel. Im Spiel kann man nichts verändern. Solange man Karten spielt, spielt man Karten. Die Illusion, das Kartenspiel beenden zu können, wenn man nur gut genug spielt, ist eine Illusion. Je besser die Karten gespielt werden, desto geringer ist die Motivation, das Blatt hinzulegen und aufzublicken. Aufzublicken und zu bemerken, dass es nicht um die Karten ging. Ein gutes Blatt, das das Blatt endlich drehen wird, gibt es nicht. Es gibt kein Ende des Regenbogens. Er bleibt eine Oase, die nicht erreicht werden kann. Und da ist er. Ganz kurz. Der Blick eines Spielers, der nicht mehr nur auf die Spielkarten sieht. Ein plötzliches Gefühl, das ihm mitteilen will, dass es nur ein Spiel ist. Ein feiner Hinweis, dass diese wunderschönen, genialen, kreativen und sinnvollen Lebewesen ihr Leben auf ein

Kartenspiel in ihren Höhlen reduzieren. In der Mitte jedes Tisches steht eine Kerze. Sie flackert wissend und ruhig. Erst jetzt sieht der Spieler die Schatten der anderen, die an die Wand geworfen werden. Er blickt hinter sich und erkennt auch seinen eigenen Schatten an der Wand. Das Höhlengleichnis ging ihm durch den Kopf. Aber es geht nicht um die Schatten an der Wand. Die Schatten an der Wand sind nur Abbildungen der Spielenden.

Er starrt seinen Schatten an, obwohl er schon weiß, was er gleich sehen wird. Es geht nicht um die Schatten an der Wand. Langsam und vorsichtig dreht er seinen Kopf zum Kartenspiel zurück. Obwohl er schon längst weiß, was er sehen wird, erschrickt er. Da sind sie. Es sind keine Personen, die um die Tische sitzen. Es sind kartenspielende Schatten. Fratzen der Leere, die auf ihre versteckten Karten starren. Er spürt ihre Ängste, ihre Gier. Die Schatten an der Wand sind nur eine Verdeutlichung ihres Wesens. Wie eine Lupe. Es sind keine Menschen mehr. Sie sind bereits die Schatten. Schwarz, substanzlos, nur noch die Silhouetten von Wesen, die dem Spiel frönen. Tief in ihren schwarzen Löchern.

Plötzlich friert alles ein. Er sieht den erstarrten Spieler ihm gegenüber an, der vor Nervosität gerade an seinen Fingernägeln gekaut hatte. Er hatte gehofft, endlich das richtige Blatt zu haben. Diesmal würde sich alles ändern. Seine leeren Augen sind auf das Blatt gerichtet, das seine einzige Hoffnung auf ein echtes Leben darstellt. Neben diesem sitzt ein von Angst erfüllter Schatten. Mit diesem Blatt wird er wieder verlieren. Der Krampf in seinem Schattenbauch sitzt so tief und ist so schmerzhaft. Wie immer. Er wird es nie schaffen. Dieser tiefe Pessimismus sitzt direkt neben dem hoffnungsvollen Optimismus. Daneben sitzt noch weiterer Schatten. Der Durchschnitt. Er ist immer gut genug, aber nicht ausreichend. Er war schon immer da. Er sitzt da und schaut sich die Karten an. Es ist wie immer. Keine Hoffnung, keine Panik, keine Gefühle.

Sie alle sehen nicht, dass sie einfach nur Karten spielen. Sie sind Schatten ihrer selbst. Im Hintergrund, von der Kerze verstärkt, sind die noch größeren Schatten, die sie nicht loslassen. Doch der Mann steht auf. Ein Schattenwesen, das aufsteht? Die Kerze sieht ihn verwundert an. Hat er es etwa bemerkt? Er hält die Karten noch in der Hand. Es könnte ja doch noch ein gutes Spiel werden. Er spürt den Drang, sich wieder hinzusetzen. Noch eine Runde. Der letzte große Exit. Noch eine Runde, dann wird alles anders. Sein dahinterliegender Schatten drückt ihn hinunter. Noch eine Runde. Nur noch eine Runde. Noch ein Leben. Nur noch ein Leben. Und dann ... dann ... dann ...

Langsam setzt er sich wieder hin, stößt sich aber dann doch wieder vom Sessel ab. Der große Schatten hinter ihm wird nervös. Die Kerze lächelt kraftvoll, verführerisch, einladend. Es wird immer eine weitere Runde geben. Ein weiteres Leben, das wieder geführt wird, ohne aufzuwachen. Wenn er jetzt nur eine Runde weiterspielt, wird er wieder im Spiel versinken. Erst wenn er die Karten auf den Tisch legt, ist das Spiel zu Ende. Und tatsächlich. Langsam legt er sie verdeckt auf den Tisch, blickt um sich und steht selbstbewusst auf. Er geht einen Schritt vom Tisch zurück und lässt die Karten am Tisch liegen. Sie vermischen sich wie von Zauberhand wieder mit den anderen.

Die Spieler beginnen, weiterzuspielen. Sie bemerken nicht einmal, dass einer von ihnen gegangen ist. Sie haben ihn nie gesehen. Er war nicht da. So wie auch sie nicht da waren. So wie sie nicht da sind. Sie sind nur Schatten ihrer selbst und folgen den Regeln des Spiels. Der Optimist ist durch die zurückgelegten Karten noch hoffnungsvoller geworden, der Pessimist noch sorgenvoller und der Dritte bleibt im Mittelwert des Lebens: weder gut noch schlecht, weder hier noch da, aber insgesamt nicht vorhanden.

Der stehende Schatten löst sich vom Pokerspiel und erschauert, als er seine bisherigen Schattenmitspieler erkennt. Düstere Gestalten, ohne Wärme und Substanz. Er geht an den Rand des Raumes zu einem offenen Fenster und spürt, wie er sich in Körperlichkeit manifestiert. Seine schwarzen Hände beginnen Farbe zu gewinnen und die Löcher in seinem silhouettenhaften Kopf werden mit sehenden Augen gefüllt. Sein übermächtiger Schatten hinter ihm wird wieder sein treuer Begleiter am Boden der Realität. Er fühlt sich wieder.

Er blickt um sich. Und da sieht er ihn. Den Mann, farbig, real, körperlich. Wie laut und stark er schreit. „Fühlt ihr euch nicht?“, hört er ihn durch die Menge schreien. Und da erst sieht er sie. Die Menge der pokerspielenden Schatten. Tief vergraben in ihren Hoffnungen und Ängsten. Wie sie in kleinen Gruppen an ihren Tischen sitzen. Es sind Hunderte, Tausende. So viele Schatten, die in ihrem Spiel gefangen sind und es nicht einmal bemerken.

Er geht wieder langsam in den Raum hinein, zwischen den Tischen hindurch. Sie sehen ihn nicht. Sie sehen nur ihre Karten. Sie starren auf ihren nächsten Zug. Und dann beginnt die nächste Runde. In dieser Runde wird alles anders. Er hört ihre Gedanken. Nur noch eine Runde. Dann ... dann ... dann wird alles anders.

Aber sie sehen nichts. Sie sehen nur ihre Karten. Gefangen in ihren eigenen Gedanken. Sie spielen nicht. Sie werden von ihren Ängsten und Drängen gespielt. Auf jedem Tisch steht eine Kerze, die die Schatten hinter ihnen an den Wänden noch größer erscheinen lässt. Die Schatten der Schatten sind übermenschlich groß. Sie umschließen den Raum. Sie verstärken die bereits vorhandenen Schatten. Die kleinen Schatten werden von den großen nur noch weiter unterdrückt. Wie sollen sie jemals herauskommen, wenn die unbarmherzig große Schatten um sie walten. Anstatt ihre eigenen Schatten zu erkennen, blicken sie lieber auf ihre Karten. Denn in der nächsten Runde wird alles anders. Diesmal wird alles anders. Es gibt Gewinner und Verlierer im Spiel. Aber sie bleiben im Spiel. Sie bemerken nicht, dass die Gewinner die größten Verlierer sind. Je mehr sie gewinnen, desto tiefer versinken sie. Im Traum des Lebens. In der Illusion des Seins.

Plötzlich sieht er jemanden, der sich umdreht. So wie er zuvor. „Ja“, möchte er ihm sagen. Und er beginnt, ebenfalls zu schreien. „Schau hin! Ja, dort. Du kannst es sehen!“ Erschrocken sieht ihn das kleine Schattenwesen an. „Warum schreit er so laut?“ Dann blickt es auf den großen Schatten hinter sich. Wie mächtig er ist. Wie angsteinflößend. Er dreht sich schnell wieder um. Die Karten sind sein sicherer Hafen. Und schon ist er wieder im Spiel. Nur noch ein Spiel und dann ... dann ... dann.

Resigniert sah er sich um und erblickte den Mann, der so laut geschrien hatte. Dieser blickte ihn an. Mit vollkommener Güte. Mit tiefer Zufriedenheit. Als er ihn ansah, fühlte er sich auf einmal geborgen. Ruhig. Er ging näher zu ihm. Sie berührten sich nicht, aber ihre Herzen berührten sich. Erst jetzt bemerkte er, dass seine Schreie nur Aufmunterungen gewesen waren. Ruhig. Sanft. Wohlwollend. Unterstützend. Liebevoll. „Das ist nur ein Spiel. Schaut einmal hin. Ist das wirklich, was ihr wollt? Ihr könnt aufwachen.“ Mit ruhiger Stimme ermutigte er die Spieler, aufzublicken. Für die Schattenmenschen wirkte er jedoch aggressiv. Für sie war er laut und unbarmherzig. „Warum will er uns von unserem Spiel abhalten?“, schienen sie sich empört zu fragen. Seine ruhige Stimme klang für sie schmerzhaft, brutal und unangenehm. Wie groß war die Angst, aufzuwachen. Und so spielten sie weiter.

Der schreiende Mann wurde später von der Schattenpolizei abgeführt. Im Protokoll wurde „Störung der öffentlichen Ordnung“ vermerkt. „Vielleicht hatte er Verluste mit seinen Aktien gemacht und war deshalb so aggressiv geworden?“, mutmaßten einige Personen. Andere vermuteten, er habe sie ablenken wollen, um selbst schnell zu investieren. Es war nur eine Ablenkung gewesen, eine Täuschung. Und schon waren sie wieder in ihrem Spiel gefangen. Aber einer ist aufgewacht. Und das war schön. Gewonnen.

## Zerschnittener Wesenskern

(Gentle with myself, Karen Drucker)

Er hört Schritte vor der Tür. Gleich wird sie wieder hereinkommen. Zuerst der Schlüssel, der in das Schloss gesteckt wird. Dann das Geräusch, wenn der Schlüssel umgedreht wird und die anderen Schlüssel berührt. Die Türe, die langsam aufgeht. Ein Windhauch, der frischen Wind von draußen in das Zimmer trägt. Der Wind, der zwei Stimmungen vermischen wird. Die Stimmung von zu Hause und die Stimmung von draußen. Sie wird die Tür schließen. Ein Klacken, wenn sich die Tür nach außen hin versperrt.

Die Energie beginnt, durch das Haus zu strömen. Die Ungewissheit, welche Energie im Raum entstehen wird. Welche Emotionen sind gerade bei ihr präsent? Welche Gedanken kreisen ihr durch den Kopf? Was wird sie gleich sagen? Doch noch ist es nicht so weit. Sie beginnt, sich die Schuhe auszuziehen und sie zu den anderen zu stellen.

Hat er gerade ein Atemgeräusch gehört? Die Jacke wird geöffnet, ein Arm nach dem anderen schält sich heraus. Die Schlaufe an der Innenseite der Jacke wird für den nächsten Haken genutzt. Die Schlaufe und der Haken umarmen sich. Die Jacke strafft sich wieder und genießt bereits die kommende Entspannung. Auch die Schuhe haben es sich gemütlich gemacht. Sie spüren die Luft von zu Hause, die durch sie hindurchströmt. Sie fühlen sich wohl und heimelig neben den anderen Schuhen, Schlapfen und Stiefeln. Die Socken an ihren Füßen berühren wieder den Steinboden, der zur Toilette führt. Die Tür schließt sich und später wird die Spülung das gesammelte Wasser freilassen, damit es seinen vorgeplanten Weg weiterfließen kann. Der Wasserhahn lässt gutmütig und wie immer ein wenig stolz das frische Wasser durch sich hindurchlaufen, um die Hände zu spülen.

Nasse Hände haben eine ganz eigene Qualität. Die Wassertropfen hängen an den Händen und Fingern. Es lässt sich mittragen und nimmt mit Unterstützung der Seife den angesammelten Schmutz mit sich. Wenn das trockene Handtuch das restliche Wasser begrüßt, lässt es die Hände wieder los. Danach ist das Handtuch nasser als die Hände, das das Wasser in sich aufsaugt, als ob es das kühle Nass trinken würde.

Sie kommt in das Zimmer hinein und er spürt die Wellen neuer Energie. Doch diesmal vermischt sie sich nicht mit seiner Energie. Sie fließt durch ihn hindurch. Sie geht in die Küche und hebt einen Apfel aus der Obstschale heraus. In der freudigen Erwartung, gegessen zu werden, lässt er sich von ihren Händen durch die Luft tragen. Er blickt sie an, doch sie reagiert nicht. In Gedanken und Gefühlen verstrickt nimmt sie ein Holzbrett, um den Apfel zu zerteilen. Das Messer schneidet gekonnt durch die Schale, das Fruchtfleisch und die Kerne.

Ein Teil des zerschnittenen Kerns fällt auf den Teller. Er spürt den Schmerz des Schnitts, durch den er zerteilt wurde. Das, was zusammengehörte, liegt nun abgeschnitten neben ihm. So sicher hat er sich gefühlt. Eingehüllt mit den anderen Kernen, mitten im Apfel. Dunkel, wohligh warm und geschützt durch das Fruchtfleisch. Glänzend und pompös eingehüllt in einer straff gespannten Schale. Und plötzlich, ohne Vorwarnung, kam das scharfe Messer, das rücksichtslos gegenüber der natürlichen Entwicklung des Apfels alles auseinanderriss. Der Kern hört die Schreie der anderen Apfelsamen, die ebenfalls zerteilt um ihn herumliegen. Ein schriller, hoher Ton, als ob eine Bombe eingeschlagen wäre, überdeckt das Wehklagen. Der Apfel sieht an sich hinab und erblickt erschauernd sein Inneres, für immer zertrennt von seinem Ganzen.

Er hört, wie sie in den saftigen Apfel beißt und leise kaut, während sie sich ihm gegenüber auf den Küchentisch setzt. Eine Zeitung in der Hand öffnend, blättert sie durch die nichtssagenden Artikel. Bilder und Texte ohne Kontext oder Sinn. Ein Blatt nach dem anderen rauscht von einer Seite zur anderen. Wie ein Tanz mit Beugungen und Streckungen des Papierkörpers, der sich von einer Seite zur nächsten bewegt. Aber ihn sieht sie nicht.

Er blickt ihr direkt in die Augen. Sie hat ein schönes Gesicht. Fein gezeichnet, von den Haaren sanft umhüllt. Blickt sie ihn an oder durch ihn hindurch? Er spürt ihre Energie durch seine

durchfließen, an der Wand abprallen und sich weiter durch den Raum bewegen. Er schaut auf ihr Gesicht, bemerkt aber, durch sie hindurchsehen zu können. Durch sie hindurch, hinaus in den Garten, der ihn freundlich begrüßt.

Sie sieht so echt aus. Wie früher. Der Blick, die Bewegungen, alles wirkt so echt. Sie legt die Zeitung wieder weg, atmet tief durch und beginnt, den Teller, auf dem die Apfelstücke gelegen haben, wegzuräumen. Der zerschnittene Apfelkern liegt in seinen letzten Zügen, bereit sich zu verabschieden. Wie früher steht sie auf und legt den Teller in den Geschirrspüler. Ein schöner Hauch von Erinnerung. Und mit jedem Schritt wird sie transparenter.

Er spürt den Drang, sie aufzuhalten. Er will nicht, dass sie wieder verschwindet. Noch ein wenig länger. Nur noch ein paar Minuten länger möchte er, dass sie bei ihm bleibt. Wie früher. Er möchte ihr nur kurz zusehen, wie sie einen Apfel zubereitet. Oder wie sie ein paar Seiten umblättert. Nur ein paar. Er will sie nicht loslassen. Er will sie nicht gehen lassen. Ein paar Seiten, die sich biegen lassen und sinnlosen Text zeigen. Nur noch ein bisschen länger, auch wenn es quälende Gefühle erzeugt. Ein Hauch von Illusion. Ein letztes Mal ihre Hand berühren. Nur noch ein Mal. Während die Gedanken und Gefühle durch seinen Körper und seinen Geist rauschen, schwimmt sie mit ihrer Energie im Raum.

Sie löst sich auf, als wäre sie nie da gewesen. Wie lange ist es schon her, dass sie gestorben ist? Er blickt hinab auf seinen Wesenskern, der durchgeschnitten ist. Das Innerste sehend, die stechenden Schmerzen des Verlustes spürend, nicht ganz auf der Welt mehr zu sein. Warum hast du mich bloß verlassen? Und draußen hört er Schritte vor der Tür. Aber es sind nicht ihre Schritte. Irgendjemand geht an seiner Tür vorbei, ohne sie zu öffnen. Traurig blickt die Tür der Person nach. Wie schön wäre es gewesen, wenn sie von ihr geöffnet worden wäre. Wie schön wäre es gewesen, sie wieder hereinzulassen. Die Tür seufzt leise und bleibt geschlossen. Heute wird sie nicht mehr geöffnet werden. Und der zerschnittene Wesenskern bleibt zu Hause.

## Abschied

(My Immortal, Nazareno Aversa)

In seiner Hand befindet sich die Asche von ihr. Er steht direkt vor ihrem Grab. Er müsste seine Hand nur noch öffnen. Eine letzte Verabschiedung. So gut hat er sich darauf vorbereitet. Durchgedacht, vorgestellt und emotional abgeschlossen. Dacht er zumindest in seiner Vorstellung. Und jetzt steht er da. Eingefroren, bewegungsunfähig, mit trockenem Mund. Die Zeit aufhaltend, die er nicht vorbeigehen lassen will. Er spürt den leichten Wind, der durch seine Haare weht. Sanft möchte dieser ihm den Weg weisen, den er nicht gehen will. „Einfach loslassen“, hört er einen seiner Gedanken. „Einfach die Hand öffnen und sich verabschieden“. Er wollte sie nicht in einer Urne belassen. Er wollte in der Zukunft nicht vorbeikommen und eine Urne ansehen. Das hätte sie auch nicht gewollt. Sie wollte immer frei sein. In der Natur. Sie befindet sich in seinen Händen, schmiegt sich als Kohlenstoff an ihn. Er spürt ihre Liebe in seiner Hand. Die letzte Nähe zwischen den stofflichen Elementen, den Hüllen der Seelen.

Eine Träne fließt an seiner Wange hinunter. „Einfach loslassen“, schluchzt er leise in sich hinein. Ein tiefes, schwarzes Loch vor ihm. Es wartet, lädt ihn ein zur letzten Ruhe. Er fühlt den Drang einzuknicken, selbst mitzufallen. Sie nie lassend würde er in die Erde hineinfallen. Unten am Rücken liegend, hinaufsehen in den Himmel, der blau leuchtet. Die Asche in seiner Hand belassend, auf seine Brust haltend. Langsam warten, bis Stück für Stück die Lebensenergie aus seinem Körper entweicht, die Seele langsam aus seinem Körper entweicht. Ein letzter Hauch, der seinen Körper loslässt. Zwei restliche stoffliche Körper, die sich endlich vereinen können. Beisammen, einschlafend, von der Erde aufgesogen werden. Gemeinsam im Dunklen, im Leeren, im Unendlichen.

Doch er steht immer noch vor dem Grab. Der Wind ist stärker geworden und flüstert ihm leise ins Ohr. Plötzlich hört er ihn. Ganz leise, wohlwollend. Seine Augen weiten sich. Er blickt auf seine Hand, die sich wie von selbst öffnet. Sie wird nicht in die Erde fallen. Sie wird frei sein. Die Asche beginnt, sich von seiner Hand loszulösen. Ein Aschestückchen nach dem anderen beginnt in die Luft zu schweben, im wilden Tanz mit dem Wind. Frei und unvernünftig. Er öffnet die Hände weiter und lässt sie gehen. „Wohooo!“, beginnt er plötzlich zu schreien. „Fliege, mein Schatz, fliege!“ Die Tränen schießen ihm in die Augen. Seine Hände richten sich zum Himmel. Sie sieht nach unten und lächelt ihm zu, wie er unten auf der Erde einen wilden Tanz aufführt. „Ich liebe dich“, schickt sie ihm noch als Windhauch zurück. „So sehr“. Dann beginnt sie, weiter in der Luft zu tanzen, während er, durchgeschüttelt von all den Gefühlen gleichzeitig jubelt, schreit, wehklagt. Der letzte Tag der Verabschiedung.

Er fällt auf die Knie, in seinen Händen die letzten Reste der Asche, die er in sein von Tränen durchnässtes Gesicht hält. Es beginnt zu regnen. Teile der Asche in der Luft vermengen sich mit dem Wasser, das auf die Erde fällt und wieder neues Leben entstehen lässt. Teile der Asche fliegen weiter. Teile der Asche bleiben noch ein wenig auf seinem Gesicht hängen. Teile, viele Teile, die wieder zu einem Ganzen werden. „Teile“, geht durch seine Gedanken. „Teile sie mit der Natur“. Und er beginnt, selbst aufzugehen. Zu zerfließen. Er verliert seine Form, beginnt vom Wind getragen zu werden. Vom Regen auf die Erde zu fallen. In die Erde zu sinken und zu neuem Leben zu werden. Er lässt sich selbst los und wird von allem gefunden. Überall, nirgendwo und gleichzeitig. Und ganz ruhig beginnt sich die Erde weiterzudrehen. In dem ewig ruhenden Universum, das sich immer bewegt.

## Fluss des Lebens und Sterbens

(Love Letters to God, Nahko and Medicine for the people)

Er steht an ihrem Grab. Es sind so viele Gefühle gleichzeitig, dass er sich taub fühlt. Keines lässt sich aus der dichten und verwobenen Konsistenz herauschälen. Wie eine braune Farbe, die entsteht, wenn alle Malfarben gleichzeitig zusammengerrührt werden. Ein braunes Gefühl. Aus allen Farben bestehend, aber keine sehend. Ein schwerer Klumpen zieht seine Eingeweide hinunter. Es ist scheiße. Es ist einfach scheiße. Ein Klumpen Scheiße, die er in sich fühlt. Braun, der letzte Rest, der einfach gehen möchte. Ist diese Scheiße noch ein Teil von ihm? Oder muss er sie einfach herauslassen?

Plötzlich beginnt er, den Kopf in den Himmel gerichtet, laut aufzuschreien. „Neeeeiiiiin!“, schreit er noch einmal seinen tiefen Schmerz hinaus. Er schreit die ganze Scheiße aus sich heraus. Er fällt zu Boden, schluchzt aufgebracht, laut atmend. Seine Hände verkrampfen sich in der Erde. In tiefer, brauner Erde. Seine Hände verkrampfen sich so stark, dass er die Gräser über der Erde herausreißt. Sie beugen sich seiner Kraft, spüren, wie ihre Wurzeln aus der Erde gerissen werden, sie werden sterben. Langsam wird ihnen die Lebensenergie entweichen. Ein Grashalm, noch strotzend von grüner Lebensenergie, wird müder werden, langsam heller, gelber werden, bis er Schritt für Schritt auch zu brauner Erde transformiert. Werden Teile von ihm von Ameisen weggetragen werden? Werden ihn Würmer aufsammeln? Wird er Teil eines Vogelnestes? Oder wird er einfach liegenbleiben, in die Erde gezogen werden und vergehen? So liegt er da, der Mann, dem die Wurzeln entrissen wurden. Weinend vor Schmerz, der durch seine Tränen aus ihm hinausfließen möchte. Brennende Tränen, heiß vor Schmerz, fallen auf die Erde. „Nein“, weint er leise und erschöpft in den Boden hinein. Ein entwurzelter Mensch, dem seine Lebensenergie genommen wurde.

Doch plötzlich bemerkt er, dass er sich nicht von ihr verabschiedet. Es geht nicht um sie. Noch schluchzend, überrascht von diesem Gedanken, die Tränen noch auf seiner Wange spürend. Leise, unruhig atmend. Es geht nicht um sie. Seine Hände, die noch immer verkrampft versuchen die Erde festzuhalten, lösen sich langsam. Das Blut fließt wieder durch sie hindurch. Sein Kopf ist immer noch zu Boden gerichtet. Langsam öffnet er die Augen, als ob er beginnen würde, etwas zu sehen. Die Erde ist direkt vor ihm, eingeweicht von seinen Tränen. Es geht nicht um sie, spürt er in seinem Körper. Sein Herz klopft ihm in der Stirn. Kopfschmerzen, als ob die noch nicht verstandenen Gedanken ihm Schmerzen bereiten. Sie drängen sich in seinen Kopf und versuchen, in sein Bewusstsein zu dringen. „Worum geht es eigentlich?“, schwirrt es durch seinen Kopf. Er fühlt sich noch immer wie erschlagen. Seine Hände, sein Gesicht, sein ganzer Körper sind voller brauner Erde. Die ersten Regentropfen treffen seinen Rücken. Einer nach dem anderen dringt durch seine Kleidung, um seinen Körper zu erweichen. Er entspannt sich und lässt sein Gewicht auf die Erde sinken.

Während er auf dem Boden liegt, wird der Regen stärker. Sein Atem wird ruhiger. „Worum geht es eigentlich?“, fragt er sich wieder, während er in der Frage bereits die Antwort erfühlen kann. Der Regen wird stärker, beginnt unter ihm einen kleinen Fluss zu bilden, der die Oberfläche der Erde mitnimmt. Er sieht, seinen Kopf zur Seite neigend, den braunen Fluss an ihm vorbeirinnen. „Was möchte gehen?“ fragt er sich, die Antwort schon längst fühlend. Taube Angst paart sich mit tiefer Weisheit. Er spürt den immer größer werdenden Fluss um sich und den leichten Sog ins Grab. Freundlich, aber bestimmt lädt ihn der Fluss des Lebens ein, zu sterben. Ohne Worte. Ohne Gedanken. Der Grashalm, dem die Wurzeln entzogen wurden. Er lässt los. Er fühlt die Erde durch das Wasser an seinen Händen vorbeiziehen, als würde er am Strand Sand in seinen Händen halten, den die Wellen Sandkorn für Sandkorn wegfließen lassen. Ein Finger bewegt sich, die Hand folgt ihm und schließlich der ganze Arm. Er entspannt sich und spürt, wie auch sein anderer Arm dem Fluss folgt. Wie von Tausenden Ameisen zärtlich getragen, beginnt sein Körper, sich zu bewegen. Er schließt die Augen und lässt es zu.

Der ausgerissene Grashalm, der an der Wasseroberfläche vom Fluss getragen wird. Zunächst spürt er die Hände, die schwerelos über dem offenen Grab schweben. Das Wasser, das sich noch an den Händen anhält, um dann berauschend wie eine Wasserfall loslassen und sich fallen lassen. Als sein Kopf über den Abgrund wandert, blickt er noch einmal in den Himmel. So viele Regentropfen, so viele Teile, die ihm den Weg weisen. Ein müdes, dankendes Lächeln. Er atmet ruhig aus, bevor er den Blick wieder hinunter in das Grab richtet. „Ich bin bereit“, hört er seine Gedanken sagen. Ein letztes Einatmen, als würde er in das Meer springen. Die Augen schließend, fühlt er, wie auch der restliche Körper über die Schwelle getragen wird. Ein brauner Körper, voller Gefühle, ohne eines fühlen zu können, der bereit ist zu gehen. Ein unendlicher Fall. Ein schwereloser Fall, der ihn in die ewige Dunkelheit einweicht.

Er sieht sich von oben hinunterfallen. Während er am Rand des Grabes kniet, sieht er sich wie einen der Regentropfen in die ewige Dunkelheit fallen. Mitgerissen von dem Sog zu seiner Frau. Ein Teil von ihm, der sterben musste. Der Grashalm, der mit seiner Frau verwurzelt war. So fest waren sie verwurzelt. Und mit ihr musste auch der Grashalm sterben. Ruhig schreiend. Loslassen, was losgelassen werden musste. Er blickt hinunter. Die ersten Sonnenstrahlen beginnen, über seinen Rücken hinweg in das Loch zu scheinen. Sie spiegeln sich in den fallenden Regentropfen wider. Jeder einzelne lächelt ihm für einen kurzen Moment in Regenbogenfarben zu. Da sind sie wieder. Die Farben des Lebens. Er blinzelt mit den Augen, ruhig, aufmerksam. Es sind so viele. Sie streicheln ihm zärtlich über das Gesicht und verschwinden dann in der Dunkelheit. Ohne den Kopf zu heben, spürt er den Regenbogen vor sich. Alle Farben dieser Welt erstrahlen und tanzen gemeinsam ihren Tanz. Die Verbindung von Wasser und Sonne, die jedes Gefühl in seinem Herzen öffnet. Es ist nicht mehr eine braune Masse an Gefühlen, sondern ein unendliches Aufwachen des Lebens. Eine Träne des Glücks bahnt sich einen Weg aus seinem Gesicht, fällt von seiner Nasenspitze in die Luft und durchlebt dort kurz einen eigenen kleinen Regenbogen.

Es war Zeit, seine Wurzeln zu seiner Frau loszulassen. Es gab nichts mehr zu sagen, zu fühlen oder zu verstehen. Erschöpft und befreit stand er langsam auf. An seinen Füßen fließt der braune Fluss weiter ins Grab. All das abgestorbene Gras mitnehmend, es verabschiedend. Das Grab füllt sich mit all den abgestorbenen Teilen, wäscht den Boden der Natur, und lasst gehen, was bereits gegangen ist.

Nur die grünen Grashalme bleiben bestehen. Fest verwurzelt in der Erde, lassen sie das Wasser und die gestorbenen Freunde, die entwurzelten Freunde, an ihnen vorbeifließen. Sie wünschen ihnen eine gute Reise und bleiben selbst standhaft. Sie werden weiterwachsen, bis ihre Zeit gekommen ist. Es entsteht Platz für Neues.

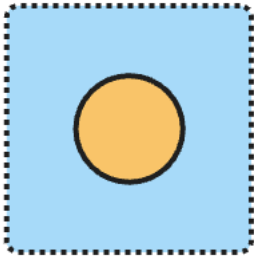
Der Mann sieht verabschiedend auf das gefüllte Grab. Es ist kein Grab mehr. Das Loch in der Erde wurde geheilt. Mit jeder Regenträne, mit jedem abgestorbenen Teil, mit all der braunen Erde konnte es wie eine offene Wunde mit Blut geheilt werden. Bis die Kruste abfällt und nur noch ein Stück Erde zu sehen ist, das bereit ist, Neues wachsen zu lassen. Er sieht bereits, wie die neuen Samen aufbrechen, an die Erdoberfläche drängen und erstmals die Sonne spüren. Sie werden sich aufrichten. Sie werden in die Höhe streben. Sie werden sich zum Himmel strecken, der Sonne entgegen. Sie werden stark sein. Genährt von der ewigen Erfahrung ihrer früheren Generationen werden sie wieder erblühen. Auf dem Boden der Traurigkeit und des Gestorbenen wird neues Leben entstehen. Groß, bunt, kraftvoll. Bereit zu erblühen und wieder zu vergehen. Ein tiefer Atemzug öffnet die Lungen des Mannes. Er ist bereit, weiterzuwachsen. Er spürt, wie sich das Leben in ihm erneuert und langsam an die Erdoberfläche drängt. Kitzeln bereits die ersten Ideen an seinem Bewusstsein? Er dreht sich vom Grab weg und geht in die andere Richtung. Er zieht seine Füße aus dem nährenden Schlamm. Langsam. Ohne Hast. Hinter ihm strahlt der Regenbogen weiterhin in allen Farben. Umschließen sie ihn?

Ein Grashalm schaut ihm stolz nach. So geknickt, wie er ihn zum Grab gehen sah, so aufgerichtet sieht er ihn jetzt davonschreiten. Er sieht die neuen Wurzeln des Mannes, wie sie durch seine Füße wachsen. Nicht mehr mit seiner Frau verwoben, sondern mit der Erde.

Verwurzelt mit der Erde, aufgerichtet zur Sonne, dem Fluss des Lebens folgend und die Farben der Gefühle mitnehmend. Und mit ihm verblasst der Regenbogen langsam wieder, doch mit der Gewissheit des Wiedersehens.

# Die Entstehung des Neuen

Nach inneren Werten leben  
Schrittweise erwachen  
Den Wandel zulassen  
Das Neue beginnen



## Das Ziel

Konzentriert blickte er zu Boden. Er spürte die glühende Hitze auf seinem Rücken. Seine Hände ruhten auf dem Boden, neben ihm verliefen die Linien seiner Laufspur. Die kleinen roten Sandkügelchen lagen still und würden auch nach dem Start noch an derselben Stelle verharren. Aber rundherum toste es. Zehntausende Menschen waren gekommen, um den 400-Meter-Sprint der Olympischen Spiele zu erleben. In dem heißen Land stand die Menge auf den Beinen, jubelte, applaudierte und skandierte Parolen für ihre Läufer. Er atmete tief und gleichmäßig ein und aus. Seine Lungen waren trainiert, sein Herz jung und stark. Jede Muskelfaser wusste, was sie nach dem Startschuss zu tun hatte. Es würde sein letzter Lauf sein, der über alles entscheiden würde. All die Jahre des Trainings, all die Entbehrungen – er hatte all das nur auf sich genommen, um diesen einen Traum wahr werden zu lassen. „Ich muss es schaffen“, ging es ihm durch den Kopf, und er spürte all die Menschen, die ihn auf seinem harten Weg begleitet hatten. Sein alter Coach, der ihn immer wieder antrieb und schon seit seiner Jugend gespürt hatte, was in ihm steckte. Seine Eltern, die immer stolz auf ihren Jungen gewesen waren. Er, der schon als Kind in ihrem Dorf sportlich herausgestochen war. „Aus dir wird einmal etwas ganz Großes“, hörte er seinen Vater direkt hinter sich flüstern. Seine Frau, die er viel zu wenig sah, um sich voll auf das Laufen konzentrieren zu können. Und sein kleiner Sohn, der neben der Laufstrecke sitzen würde. Er trug ein viel zu großes T-Shirt, auf dem sein Vater mit der zukünftigen Goldmedaille abgebildet war.

Heute war der Tag, an dem alles entschieden werden würde. Heute. Jetzt. Da merkte er, wie die Welt um ihn herum verstummte und seine ganze Aufmerksamkeit sich auf diesen einen Moment richtete. Plötzlich ließ sein Körper wie von selbst all seine Energie frei, noch bevor er den Startschuss bewusst hören konnte. Seine Beine stießen sich kraftvoll von der Startrampe ab, seine Armmuskeln zogen seinen Körper in die Höhe und er flog regelrecht auf die Laufbahn. Sein Körper wusste, was zu tun war. Mit all seiner Kraft drückte er sich mit jedem Schritt explosiv vom Boden weg, landete weich wie eine Raubkatze und lenkte seine Energie gleich darauf wieder auf den nächsten Schritt. Er spürte, dass es sein schnellster Lauf werden würde. Wie eine nicht aufzuhaltende Lokomotive stieß er in einem schnellen Rhythmus die Luft aus und sog sie wieder ein. Seine Arme zogen ihn wie eine Pleuelstange immer weiter. Sein Blick war nach vorne gerichtet, während die Menge wie im Rausch jubelte, schrie und klatschte.

Und schon sah er das Ziel vor Augen. Durch die Schweißtropfen, die ihm in die Augen flossen, war es leicht verschwommen, aber so klar wie nie zuvor. Einige Zentimeter vor seinen Mitläufern pulsierte sein Körper voller Energie nach vorne. Kurz vor dem Ziel sah er seinen Sohn, der ihm die Daumen hielt und ihn anblickte. Doch plötzlich spürte er, wie etwas seinen Körper durchzuckte. In seinen Augenwinkeln bemerkte er etwas Brennendes neben seinem Sohn. Das Bild schoss in sein Gehirn, ohne dass er es begreifen konnte. Er verstand noch nicht, dass jemand aus dem Publikum einen Feuerwerkskörper in seine Richtung geschossen hatte. Er sah nur die brennende Lunte, die leise zischend in die rote Stange hineinkroch. Es war wie die Ruhe vor dem Sturm, als würde man auf den Knall warten und sich darauf vorbereiten. Mit einer kurzen Augenbewegung blickte der Läufer zu seinem Sohn, der verwundert nach dem Knallkörper griff.

Der Athlet hörte sich selbst schreien. Sein „Nein“ durchdrang die tosende Menge und diente seinem Körper als neuer Startschuss. Mit panischen Laufschritten verließ er seine Bahn und rannte zu seinem Sohn. Nichts konnte ihn aufhalten. Die Bruchteile einer Sekunde schienen sich in qualvolle Ewigkeiten zu verlangsamen. Wie in Zeitlupe sprang er an den Kameramännern und Securities vorbei zu seinem Sohn und riss ihm den Feuerwerkskörper aus der Hand. Während sein Körper noch über den Boden rollte, spürte er die Detonation in seiner Hand, die ihm die Finger wegriss. Das pulsierende Blut strömte aus seinem Körper. Er hörte sich schreien, als er am Boden liegend wieder zu sich kam.

Das Publikum blickte entsetzt auf ihn, während die anderen Läufer das Ziel erreichten. Er richtete sich taumelnd auf, hörte einen lauten Ton in seinem Ohr, war verwirrt und suchte mit

seinen Blicken seinen Sohn. Er stürmte an den Securities vorbei, die auf ihn zustürzten, und lief zu seinem Sohn. Endlich erreichte er ihn, nahm ihn in die Arme und drückte ihn fest, während das Blut des Vaters langsam über den Rücken des Kindes lief. Zitternd und weinend umschloss er ihn. Das gesamte Stadion war wie erstarrt. Selbst die anderen Läufer blickten erschrocken auf das Geschehen. Nur die Sanitäter liefen herbei, um zu helfen. Die Securities versuchten, schaulustige Fotografen von dem Kind und dem Vater fernzuhalten. Er stand mit seinem Sohn im Arm auf. Langsam und tief atmend. Tränen, durchsetzt von Schweiß, flossen über sein Gesicht. Er bemerkte nicht, wie die Sanitäter begannen, seine Wunde zu verarzten. Er stand nur da, ganz ruhig, seinen Sohn haltend. Weit im Hintergrund hörte er die Menschenmenge, die den Vorfall schockiert beobachtet hatte. Nach einer Phase der Totenstille begann das Rauschen eines Applauses, das langsam immer lauter wurde. Es war ganz anders als zuvor. Er klang unterstützend, erleichternd und liebevoll. Schließlich applaudierten alle im Stadion dem Athleten. Sie jubelten dem Menschen zu, der sich für das richtige Ziel entschieden hatte.

## Der Traum des Vaters

Er befand sich auf hoher See. Vor ihm spielten die Wellen einen dramatischen Tanz, angeheizt vom aufkommenden Sturm. Am Horizont waren dunkle Wolken zu sehen, die bedrohlich näherkamen. Der Wind fegte durch seinen gekräuselten Vollbart und zwang ihn, die Augen zu schmalen Schlitzern zu verengen. Er war hochkonzentriert, während die Gischt auf sein Schiff schlug und sich der Sprühregen über sein Gesicht verteilte. Die nächsten Stunden würden hart werden, aber er war bereit für das Abenteuer. Wie viele Jahre war er wohl schon mit seinem Schiff über die Meere gefahren? Er kannte es gut. Es war zu einer Erweiterung seines Körpers geworden. Er konnte jede kleine Bewegung spüren und lenkte das Schiff immer rechtzeitig in die passende Richtung. Es waren automatisierte Handlungen, die tief in seinem Körper verankert waren, wenn er kurzfristig auf eine Böe reagieren, das Segel einholen oder über die nächste Welle fahren musste. Mitten im Meer befand er sich, allein, aber verbunden mit dem Schiff, dem Wind und dem Wasser. Die Narben an seinen Händen und seine eingegerbte Haut erzählten seine Seemannsgeschichten.

Irgendwann kam er wieder in einem Hafen an, vertäute sein Schiff und wankte in die Stadt hinein. In den ersten Stunden fühlte es sich für ihn immer so an, als würde der Boden schwanken. Er war es gewohnt, die unruhige See zu spüren und nicht einen festen Boden unter den Füßen zu haben. Die transportierte Ware verkaufte er auf dem Markt. Der Verdienst reichte zumeist für ein Nachtlager, ein warmes Essen und eine Flasche Rum. Viel brauchte er nicht, aber diesmal benötigte er für einige Zeit etwas mehr Geld, um sein Schiff nach dem letzten Sturm reparieren zu können. Er nahm den erstbesten Job an, den er fand – in einem Schiffsmuseum. Die Wände waren aus altem Holz, und dicke Taue verkleideten den Innenraum. Es fühlte sich an wie auf einem Schiff und auch der Geruch erinnerte ihn an die vielen Jahre auf See. Anstatt den Boden zu schrubben, reinigte er die ausgestellten Exponate und verkaufte Tickets an die täglichen Besucher. Am Eingang befand sich ein großer Schiffsanker, alte Fässer säumten den Weg hinein und mächtige Gemälde stellten das Leben auf See dar. In diesem Raum fühlte er sich tatsächlich wie auf See.

Wie jeden Tag blickte er durch die Vitrine in der Mitte des Raumes auf das Miniaturschiff, das ihn so sehr an sein eigenes erinnerte. Es war wunderschön und schaukelte auf der gemalten Meeresoberfläche. Er hatte das Gefühl, selbst wieder an Deck des Schiffes zu stehen. Gekonnt balancierte er sein Gewicht so, dass er trotz des Schaukelns geradeaus gehen konnte. Er spürte den Wind durch seine Barthaare wehen und die Sonne seine Haut verbrennen.

Während er noch an die See sinnierte, erblickte er plötzlich zwei Kinderaugen auf der anderen Seite der Vitrine. „Was ist das?“, fragte das Kind, ohne den Blick vom Schiff abzuwenden. „Das Gefühl von Freiheit“, antwortete er, wieder in Gedanken versunken. „Es gibt nichts Schöneres, als durch die Weltmeere zu fahren.“ Es verging eine Weile, als ob die Worte erst verdaut werden mussten. „Und warum sind Sie dann hier?“, fragte das Kind unschuldig weiter. Der Kapitän lachte kurz auf. „Ich muss nur noch etwas Geld verdienen, um mein Schiff zu reparieren.“ Er richtete sich auf. Wie lange arbeitete er eigentlich schon im Museum? Es fühlte sich so vertraut an. Alles erinnerte ihn an sein Schiff. Die Wände aus dunklem Holz, die Fässer am Boden, der Geruch des salzigen Meeres. Doch es war nur eine Erinnerung daran, nicht seine Realität. Das Schiff in der Vitrine war nur eine Abbildung der hohen See, die er schon so lange nicht mehr erlebt hatte. Wie oft hatte er davon erzählt und sich gefühlt, als wäre er gerade dort gewesen, obwohl er in Wirklichkeit bereits selbst zu einem Exponat des Museums geworden war. Ein weiteres Ausstellungsstück. Der schrullige Mann, der seine Geschichten von der hohen See erzählte. Wie viel davon wahr war und wie viel Seemannsgarn, spielte für die Besucher kaum eine Rolle. Doch es war auch für ihn nur noch eine Vorstellung, die er lebte, ein Relikt früherer Zeiten. Er blickte auf den Boden. Nichts bewegte sich, alles war starr geworden. „Und wann werden Sie wieder in See stechen?“, fragte der Junge weiter. Der Mann blickte dem Kind

direkt in die Augen, gewann seine Selbstsicherheit zurück und verabschiedete sich mit dem Wort „Jetzt“.

In den ersten Tagen fühlte es sich herrlich an, endlich wieder auf einem echten Schiff zu leben. Er sah das Wellenspiel vor sich, spürte den Wind in den Haaren und den Sprühregen, der ihm sanft über das Gesicht strich. Wie lange war es her, dass sich der Boden unter ihm bewegt hatte. Es fühlte sich richtig an, wieder auf See zu sein. Er strahlte, aber irgendwie war auch alles anders geworden. Er konnte dieses Gefühl noch nicht einordnen. Die Tage vergingen und er transportierte die Waren wie früher von einem Hafen zum nächsten. Aber irgendetwas war anders geworden. Er fühlte sich, als spiele er eine Theaterszene. Eines Tages blickte er sich wieder um. Es war, als wollte er kontrollieren, ob er sich noch in dem Museum befand. Doch es war wirklich sein echtes Schiff und keine Vorstellung. Das Schaukeln war echt, wie damals. Die salzige Luft und der Duft nach Freiheit waren wie früher. Und doch war etwas anders. Er hatte das Gefühl, sich auf dem Schiff in der Vitrine zu befinden und zum ersten Mal durch die Glasscheibe hindurchblicken zu wollen. War er nur eine Figur in einer Szenerie?

Irgendwann kamen die Fragen, die er sich selbst nie stellen wollte. Wie war er eigentlich auf die Idee gekommen, Kapitän zu werden? Eine Gedankenwelle nach der anderen schlug auf sein Schiff ein, sprühte weitere Fragen in seinen Kopf und ließ Erinnerungen an seine Kindheit wach werden. Er wuchs in einem Leuchtturm auf. Wie oft war er mit seinem Vater hinaufgestiegen, hatte die Lampen angedreht und gemeinsam mit ihm auf das Meer geblickt. Sie strahlten Licht in die See, um Schiffen das Festland anzuzeigen und zu verhindern, dass sie an den Klippen zerschellten. Wie oft hatte er seinem Vater dabei zugesehen, wie dieser hinaus auf die See blickte?

Sein Vater war Kapitän gewesen, ein guter Kapitän. Manche seiner Freunde meinten sogar, er sei der beste überhaupt gewesen. Doch während eines Landgangs änderte sich sein Leben. Die Frau, mit der er die Nacht verbracht hatte, wurde schwanger. Seine erste Reaktion war die Flucht. Er war für die See geboren und wollte nicht als Landratte zugrunde gehen. Doch auf See zog es ihn zurück zum Hafen, zu seinem kommenden Kind. Der Sog zum Land wurde stärker, und er konnte seinen Sohn in der Neuen Welt begrüßen. Die Mutter verstarb am nächsten Tag und er musste sich ein neues Leben mit seinem Neugeborenen aufbauen. Er entschloss sich, Leuchtturmwärter zu werden, um zumindest weiterhin die See beobachten zu können. Dort, nahe an der See aber doch am Land, zog er seinen Sohn auf.

Der Sohn verbrachte eine schöne Kindheit, doch er spürte die Sehnsucht seines Vaters nach der See. Jeder seiner Blicke verriet seine tiefe Liebe zu den unendlichen Wellen und zur Bewegung auf den Weltmeeren. Als junger Erwachsener heuerte der Sohn auf einem Schiff an und wurde im Laufe der Jahre selbst Kapitän. Und hier stand er nun, der Kapitän, auf seinem Schiff. Er dachte, dass dies schon immer sein Traum gewesen sei. Doch nun spürte er es. Es war nicht sein Traum, sondern der seines Vaters. Er spürte den sehnsüchtigen Blick seines Vaters vom Leuchtturm und den Drang, auf die hohe See zu fahren – den Traum seines Vaters, den er zu erfüllen suchte. Wie lange hatte er seinen Vater schon nicht mehr gesehen? Es mussten Jahre gewesen sein. „Wann werde ich ihn wohl wieder sehen?“, hörte er sich noch denken, doch sein Geist antwortete bereits: „Jetzt.“

Er klopfte an die alte Tür des Leuchtturms. Sie hatte sich über die Jahre kaum verändert und er fühlte sich wieder wie ein Kind. Als sein Vater die Tür öffnete, sah er dessen strahlenden Blick. Er war alt geworden. Tiefe Falten verzierten sein Gesicht, seine letzten Haare waren weiß geworden und sein krummer Rücken ließ ihn nur noch langsam und gebückt gehen. „Komm doch herein“, hörte er ihn herzlich sagen.

Sie führten lange Gespräche. Es gab viel zu erzählen, und jedes Mal, wenn der Sohn von seinen Abenteuern auf See berichtete, leuchteten die Augen seines Vaters. Irgendwann blickte der Sohn seinem Vater in die Augen. „Es tut mir unglaublich leid, dass du nur wegen mir nicht mehr auf See fahren konntest.“ Sein Vater blickte ihn überrascht, wohlwollend und gerührt an.

„Ach weißt du, ich hatte eine wunderschöne Zeit auf See“, antwortete dieser ihm. „Aber das Leben hatte etwas anderes mit mir vor.“

„Es war meine Entscheidung. Es hat sich alles geändert, als ich dich das erste Mal in den Armen gehalten habe. Ich habe mich zum ersten Mal richtig zu Hause gefühlt. Es war wunderschön, dich aufwachsen zu sehen. Ich wollte an keinem anderen Ort der Welt sein. Das hätte ich selbst nicht erwartet. Immerhin war ich ja immer der Kapitän gewesen. Aber das hat sich geändert. Und so war es.“ Sie schwiegen einige Zeit, bis er wieder fortfuhr. „Du hast recht, dass ich oft auf die See geschaut habe. Aber ich hatte keine Sehnsucht, wegzufahren. Ich habe einfach die schönen Erinnerungen von damals genossen. Aber meine Heimat war mit dir am Leuchtturm. Ich war glücklich und bin geblieben, auch nachdem du gegangen bist.“ An diesem Abend umarmten sie sich so herzlich wie noch nie zuvor. Mit der Zeit wurde der Vater immer schwächer. Sein Zustand verschlechterte sich, als ob er nur darauf gewartet hätte, seinen Sohn noch einmal sehen zu dürfen. „Ich wünsche dir ein weiteres schönes Leben. Dein Leben“, waren die letzten Worte, die der Sohn hören durfte. Bei der Beerdigung waren alle Dorfbewohner anwesend, die den alten Leuchtturmwärter liebgewonnen hatten. Es wurden nur gute Worte über ihn verloren. „Wie stolz er auf dich war“, hörte der Sohn noch vom Pfarrer.

Er verkaufte sein Schiff und zog in den Leuchtturm. Es war nicht mehr seine Bestimmung, hinaus auf die See zu fahren. Wie lange hatte er geglaubt, den Traum seines Vaters erfüllen zu müssen? Wie sehr hatte er sich schuldig gefühlt, dass sein Vater nicht mehr Kapitän sein konnte? Und das nur wegen ihm. Er wollte sich dafür entschuldigen, dass er seinem Vater seinen Traum gestohlen hatte. Er wollte Kapitän werden, um den Traum seines Vaters weiterzuführen. Doch nun spürte er, dass dieser Traum vorbei war. Es war nicht sein eigener Traum. Es war nicht sein eigenes Leben.

Er ging hinauf auf den Leuchtturm, so wie früher als Kind, und blickte hinunter zur See. Er sah sich selbst dort oben stehen, so wie sein Vater damals. Er konnte sich bereits vorstellen, wie er den Rest seines Lebens im Leuchtturm verbringen würde – genau wie sein Vater. „Genau so hätte er es gewollt“, hörte er sich sagen. Und da wachte er zum dritten Mal auf. Wie zuvor im Museum und auf dem Schiff. Er lachte laut auf. „Nein, so hätte er es für sich selbst gewollt.“ Er schüttelte den Kopf. Fast hätte er den nächsten Traum seines Vaters gelebt.

Am nächsten Tag verkaufte er auch den Leuchtturm. Das Schiff war verkauft, der Leuchtturm war verkauft. Er hatte sich von seinem Vater, dessen Träumen und dessen Leben verabschiedet. Langsam schloss er die alte Holztür des Leuchtturms. Er atmete tief ein, drehte sich um und ging los. Er wusste nicht, wohin er ging. Aber es war das erste Mal, dass er sich richtig frei fühlte. Es war an der Zeit, sein eigenes Leben zu beginnen.

## Robotermagnete

(Lifetime, Eelke Kleijn)

„Er braucht sie nicht mehr“, ging ihm durch den Kopf. Er erinnerte sich daran, wie er mit seinem Magneten vor ihr gestanden hatte. Er spürte diese unglaubliche Anziehung. Wenn er nichts unternahm, wurde er von ihr magisch, automatisch, magnetisch angezogen. Es war schwierig, Abstand zu gewinnen. Wenn er weggehen wollte, wurde er wieder zu ihr gezogen. Er erinnerte sich daran, dass es nicht immer so gewesen war. Am Anfang war diese Anziehung schwächer, aber dennoch prickelnd. Die stärkere Anziehung entstand erst mit der Zeit. Die Zeit heilt alle Wunden, kann aber auch die Anziehung verstärken.

Doch jetzt ... Jetzt blickte er verwundert auf seinen Bauch hinunter. Dort spürte er immer die Magie, den Magneten. Doch er zog ihn nicht mehr zu ihr. Er blickte sie an. Sie stand wie immer vor ihm. Ein leichtes Prickeln durchzog seinen Körper, aber er fühlte keine starke Anziehung mehr. Als ob ein Wackelkontakt bei ihm vorhanden wäre. Er klopfte auf seinen Bauch. Am liebsten hätte er im Befehlstone gesagt: „Magnet einschalten.“

Zwei Roboter, die sich gegenüberstanden. Er klopfte noch einige Male auf seinen Bauch. Dann blickte er sie an, hob die Schultern und zeigte sein verwundertes Gesicht. Auch sie hob ihre Roboterschultern. „Komisch“ zeigten beide mit ihren Gesichtern. „Eigenartig“ war die nächste Emotion in seinem mechanischen Gesicht. Wenn sein Magnet nicht funktionierte, dann könnte ja vielleicht ihrer funktionieren. Er blickte sie an. Sie wurde rot. „Warum wirst du rot?“, fragte er verwundert. „Mein Magnet funktioniert schon länger nicht mehr“, antwortete sie. Stille. Sein Mund öffnete sich. Schloss sich wieder. „Dein Magnet funktioniert schon länger nicht mehr?“, fragte er nach. „Ja“, sagte sie und ihr Blick senkte sich. „Aber ...“, begann er nach einiger Zeit wieder. „... du hast gar nichts gesagt ...“, sagte er verwundert. Stille. „Nein“, vernahm er leise von ihr. Sein Mund öffnete sich. Und schloss sich wieder. „Aber ...“, versuchte er ein weiteres Mal etwas zu verbalisieren. Sie standen sich gegenüber. Er wollte eine neue Frage formulieren. Aber er fand keine Worte. Stille.

In den Tiefen seines Roboterherzens entstand ein neuer Gedanke. Die magnetische Anziehung, die er gespürt hatte, hatte sie nicht wie er gespürt. Er blickte auf seinen Bauchmagneten. Die Anziehung war nur von ihm ausgegangen. Ein Magnet wird von Eisen angezogen. Aber Eisen muss gar nicht magnetisch sein. „Hast du überhaupt einen Magneten?“, fragte er endlich. Sie schaute hinunter. „Weiß nicht“, kam als Antwort. „Dachte eigentlich schon“, versuchte sie zu antworten. Aber irgendwie war sie sich selbst nicht mehr sicher. Hat sie jemals echte Anziehung gefühlt? Oder hat sie sich immer nur zu Magneten hingezogen gefühlt, war aber selbst nur aus Eisen?

„Schade“, sagte er. „Ja“, sagte sie. „Zumindest wissen wir es jetzt“, meinte er sachlich. „Ja“, sagte sie. „Ich schaue mal, ob mein Magnet sich bei jemand anderem wieder aktiviert“, sagte er und drehte sich um. „Okay“, sagte sie, während er wegrollte. Nach einiger Zeit kam er wieder zurück. „Er scheint zu funktionieren“, meinte er zuversichtlich. „Okay“, sagte sie. „Noch nicht so stark wie bei dir früher, aber ich spüre ihn.“ „Gut“, meinte sie. „Es fühlt sich ziemlich gut an, wenn jemand nicht nur aus Eisen ist, sondern auch einen Magneten hat. Ist stärker.“ „Verstehe“, sagte sie. „Und du?“, fragte er. Sie blickte ihn kurz an, drehte sich um und rollte davon. Nach einiger Zeit kam sie wieder zurück. „Ich bin wirklich aus Eisen. Läuft aber ziemlich gut mit anderen Magneten“, sagte sie stolz. „Okay“, meinte er. Stille.

Sie betrachteten sich selbst, jeder für sich. Nicht die Beziehung zueinander. Nicht die Beziehung zu anderen. Nur sich selbst. „Ich finde mich gerade selbst sehr anziehend“, kicherte er plötzlich leise. „Schön“, meinte sie. Und sie sahen, wie sich andere Roboter in ihre Nähe begaben. Verwundert blickten sie sich um. „Ich glaube, wenn ich mich selbst anziehe, verstärkt das die Anziehung auch für andere“, staunte er. „Ja“, sagte sie, „ich finde dich jetzt auch wieder anziehender.“ Während er die anderen Roboter beobachtete, drehte er langsam den Kopf zu ihr.

Erst jetzt bemerkte er, dass sein Magnet sich wieder aktiviert hatte. Dadurch, dass er sich selbst wieder anziehend fand, war wieder ein Magnetfeld zwischen ihnen entstanden.

„Spannend“, meinte er. „Ja“, sagte sie und kam ihm wieder näher. Sie zogen sich an. Doch diesmal war es anders. „Weißt du, ich brauche dich gar nicht mehr, um diese Anziehung zu spüren. Ich ziehe mich selbst an und eben auch dich“, fasste er seine Beobachtungen zusammen. „Okay“, sagte sie. „Ich brauche dich also nicht mehr“, sagte er zu ihr, unschuldig. „Aber ich finde es schön, wenn du an meiner Seite bist.“ „Okay“, sagte sie. Und sie begann, auch wieder ein Prickeln zu spüren. „Bei mir prickelt es auch wieder“, meinte sie, nachdem sie auf ihren Bauch geschaut hatte. „Ich glaube, das Prickeln kommt jetzt auch mehr von mir als von dir.“ „Okay“, sagte er. Dann sah sie ihn an und meinte: „Ich mag mein Prickeln.“ Er lächelte. Ihr Prickeln zog ihn nicht direkt an. Aber er fand es anziehend, sie dabei zu beobachten, wie sie es genoss. „Ich glaube, ich brauche dich auch nicht“, gestand sie ihm. „Das freut mich“, antwortete er gutmütig. „Okay, rollen wir jetzt weiter“, fragte er sie. „Ja“, antwortete sie.

Irgendwie sahen sie aus wie früher. Aber trotzdem so anders. Sie zogen sich innerlich an. Sie brauchten sich selbst, aber nicht den anderen. Doch es fühlte sich gut an, mit dem anderen zusammen zu sein. Einfach so. „Ich mag dich“, meinte er. „Ich mag dich auch“, meinte sie. Und sie rollten weiter.

## Die Flamme

(Enter One, Sol Seppy)

Er schreibt an dem Report. Er kann es gut. Ein weiterer Bericht, genaue Analysen und eine klare Struktur. Das ist seine Rolle. Deswegen ist er hier. Die Feder in die Tinte steckend, mit präzisen Handgriffen. Die Feder streicht über das Pergament. Das leise Kratzen zwischen den Materialien, die schwarze Tinte, die sich mit dem Papier vermengt. Er atmet ruhig, aber oberflächlich. Er wirkt leicht gestresst. Aber er dient dem Herzog gut. Er wird zufrieden sein. Wie so oft. Er möchte ihn nicht enttäuschen. Er möchte sich selbst nicht enttäuschen. Es ist richtig, was er macht. So war es ausgemacht. Die Kerze neben ihm brennt. Dafür ist sie da. Eine Kerze ist da, um Licht zu erzeugen. Sie flackert leise durch die Nacht und erhellt den Raum in gelblichem Licht. Sie ermöglicht den Augen, alles wahrzunehmen. Dafür ist sie da. So war es ausgemacht. Während Bruchstücke dieser Gedanken durch seinen Kopf geistern, beginnt er, sie anzusehen. Das Flackern der Flamme spiegelt sich in seinen Augen wider. Es ist ihre Aufgabe, zu brennen. So wie es seine Aufgabe ist, den Report zu schreiben. Kollegiale Gefühle steigen in ihm auf. Die Kerze ist sein Verbündeter, sie wissen wofür sie da sind. Er lächelt. „Ja, dafür bin ich da. Ja, dafür bin ich da.“

Mit jedem Satz hofft er, mehr Gewissheit zu erlangen. Dafür ist er da. „Und dafür bist du da“, sagt er plötzlich etwas lauter zur Kerze. „Dafür bist du da“. Seine Miene hat sich jedoch bereits verändert. Das Lächeln ist verschwunden. Es hängt nur noch wie eine blasse Erinnerung in seinem Gesicht. „Dafür bist du doch da“, wiederholt er zur Flamme. Hoffend, dass sie ihm ein Zeichen gibt. Ein Nicken der Flamme würde ihm genügen. Ein Tintentropfen löst sich von der Feder über dem Pergament. Er fällt schwerelos auf das Pergament, explodiert in einer Vielzahl kleiner weiterer Tropfen. Nach einem kurzen Flug krachen sie auf das Schreibpapier, das die Farbe gierig aufsaugt. „Dafür bist du doch da!“, schreit er die Flamme an. „Das ist deine verdamnte Aufgabe!“ Die Flamme, die vom Wind der Stimme weggedrückt wurde, findet wieder ihre Balance. Die Schallwellen pulsieren durch den Raum, bis sie von ihm in der dunklen Stille verschluckt werden.

Eine Träne löst sich aus seinen wutentbrannten Augen. Sie rinnt langsam und würdevoll über seine Wange, bis sie sich schließlich von seinem Körper löst. Durch die Stille fällt sie auf das Pergament und lässt sich von ihm einsaugen. „Dafür bist du doch da! Nur dafür bist du da!“, schreit er immer frustrierter die Flamme weiter an, die in ihrer Ruhe weiterbrennt. Wissend. Zulassend.

Tränen rinnen aus seinen Augen und fließen auf das Pergament. Sie vermengen sich mit der eingetrockneten Tinte. Das Pergament lässt sie wieder los und entspannt die starre Schrift. „Wofür bist du sonst da?“, hört er sich selbst, schon viel leiser, fragen. Den Kopf senkend, bitterlich weinend. „Wofür bin ich sonst da?“ bricht endlich die eigentliche Frage aus seinem Mund heraus.

Sein Körper vibriert und schüttelt sich, während sich die Tränen weiter mit der Tinte vermischen und zu tanzen beginnen. „Schreibe mit Tränen und Blut!“, schießt es ihm durch den Kopf. Seine Finger ziehen die verflüssigte Farbe über das Pergament. Wie in Trance lässt er es zu. Der Bericht ist nicht mehr relevant. Dafür ist er nicht da. Leise gleiten seine Finger liebevoll über das Pergament. Sie lassen die eingetrocknete Farbe wieder frei. Seine Tränen haben die starre Vorstellung gelöst. Die Schrift verflüssigt sich und lässt sich malen und träumen. Während er Kreise und Formen entstehen lässt, sieht er verschwommen durch seine feuchten Augen, wie seine Finger ein Bild malen. Über die exakte und schöne Schrift hinweg. Vermengt durch Tränen lässt er die oberflächlichen Worte verschwimmen. Sie schwimmen über den See der Tränen in eine neue Realität. In eine dahinterliegende Welt, in die Tiefe der Gefühle und der Liebe. Leise zitternd, als würde er einem neugeborenen Baby sanft über die Wangen streichen, beobachtet er sich selbst. Die Berührung mit dem Pergament ist liebevoll, zärtlich

und wohlwollend. Er malt seine Gefühle auf das Pergament. Jede Bewegung ist richtig. Er fühlt sich verbunden. Mit sich selbst und mit jeder seiner Handlungen.

Und da beginnt sein Herz langsam wieder zu schlagen. Sein Atem wird fast unmerklich tiefsinniger. In ihm beginnt eine kleine Flamme zu brennen. Zunächst ist sie kaum spürbar, vorsichtig und fragil. Doch mit jedem Atemzug beginnt sie in seinem Herzen etwas kraftvoller zu brennen. Die ersten Lichtstrahlen entstehen. Sie erleuchten den dunklen Raum in seinem Herzen. Ein tiefer Atemzug lässt sie noch weiter erleuchten. Die Flamme in seiner Brust beginnt, Wärme zu erzeugen, und er spürt, wie sein vereistes Herz langsam auftaut. Das Licht und die Wärme bewegen sich tanzend durch seinen Hals hinauf zu seinem Kopf. Ein Muskelzucken um seinen Mund herum verrät ihr Ankommen. Und er spürt, wie das wärmende Licht ein Lächeln auf sein Gesicht zaubert. Es ist zärtlich und ruhig, aber echt und kraftvoll. Es ist nicht mehr aufgesetzt, nicht mehr gewollt, sondern erlösend.

Er versucht nicht zu lächeln, sondern versucht nur es nicht zu verhindern. Er lässt es zu, und seine Augen beginnen zu strahlen. Neue Tränen bilden sich. Es sind warme Tränen des Glücks, genährt von der tiefen Flamme in seinem Herzen. Sie rinnen über sein Gesicht hinunter, den Hals entlang, vorsichtig, aber wissend, über seinen Arm bis hin zu seiner Hand. Die Feder, das Werkzeug für andere, liegt schon längst auf der Seite, noch etwas missmutig, weil sie nicht mehr für ihren geplanten Zweck dienlich ist. Doch dann erinnert sie sich an ihren eigentlichen Sinn. War sie nicht Teil eines wunderschönen Vogels gewesen? Plötzlich erinnert sie sich wieder an das Fliegen, umgeben von all den anderen Federn. Wie sie auf kräftigen Flügeln über das Land gleitet und den Wind der Freiheit spürt. Sie vergisst die Tinte in sich und fühlt sich wieder verbunden mit dem echten Leben, tief verwurzelt im eigenen Körper. Die Tränen des Mannes fließen weiter über die Finger, vermengen sich mit dem Pergament und tanzen ein neues Bild. Anstelle der schwarzen Tinte von außen flammt das innere Herz auf und lässt liebende Tränen das Bild des Lebens entstehen.

Es war der Beginn des Erwachens, erinnert er sich noch Jahre später, als er seine eigenen Bilder malte. Mit den Farben seines Herzens. Er steht vor einem riesigen Bild. Sanft malt er einen Strich nach dem anderen. Jeder Strich drückt seine Liebe aus. Jede Bewegung entsteht aus seinem Herzen, vorsichtig und ruhig, wie eine kleine Flamme, die mutig Licht und Wärme durch seinen Körper pulsieren lässt. Seine Hände folgen dem inneren Licht, das sich in seinen Bildern ausdrückt. Sein ganzer Körper vibriert, denn jeder Strich entstammt seinem liebenden Herzen. Es fließt durch ihn hindurch in die Welt. Als er sich zu seinen Farbpaletten dreht, treffen seine strahlenden Augen die Flamme seiner alten Kerze. Sie lächeln sich an. Die innere und äußere Flamme begegnen sich. Sie tanzen liebevoll miteinander. „Dafür sind wir da“, hört er sich sagen, dreht sich zurück zum Bild und malt einen weiteren Strich. „Es wird wunderschön“, hört er hinter sich von seiner Kerze flüstern.

## Der leise Windhauch

Er las das Buch zu Ende. Er blätterte die letzte Seite um, legte seine Hände auf den Buchdeckel, atmete tief ein und aus. Mit geschlossenen Augen ging er noch einmal die Reisen durch, die er erlebt hatte. Er erinnerte sich daran, wie ihn schon die ersten Seiten in den Bann gezogen hatten. Das Buch hatte sich direkt an ihn gerichtet. Es hatte ihn im Innersten angesprochen, als sei es für ihn geschrieben worden.

Er erinnerte sich daran, wie er durch ein Buchgeschäft gegangen war, was er eigentlich nie tat. Doch sein nächster Termin war erst in einer Stunde, also schlenderte er durch die verschiedenen Geschäfte. Irgendetwas zog ihn in dieses Buchgeschäft. Es war ein kleines, etwas heruntergekommenes Geschäft. „Das Geschäftsmodell dieses Betriebs würde mich interessieren“, überlegte er leise, während er verträumt durch die Reihen der Bücher ging. So viele Bücher, die vielleicht nie jemand lesen würde. Er selbst las keine Bücher. Am ehesten noch Zeitungen, aber selbst da überflog er nur die Haupttitel. Eine Leseratte war er nie gewesen. Für ihn waren diese Romane immer nur Erfindungen. „Warum sollte ich Erfindungen von anderen Menschen lesen?“, ging es ihm durch den Kopf, während er die unterschiedlichsten Rückseiten der Bücher überflog. Titel und Autor, gelb, rot, grün, große Schrift, verschnörkelte Schrift, dickes kleines Buch, großes dünnes Buch. Wer sollte das alles lesen?

Doch dann sah er eines, das ihn in seinen Bann zog. Es war relativ klein und unscheinbar. Der Titel lautete: „Ein normales Buch“. Eine eigenartige, aber auch irgendwie humorvolle Bezeichnung. Als er es aus dem Regal nahm, sah er, dass der Name des Autors fehlte. Er las die erste Seite und seine Augen weiteten sich. Er fühlte sich direkt angesprochen. Als ob es um ihn ginge. Es waren genau seine Gedanken, die hier verbalisiert wurden. Gedanken, die er sich im Alltag nicht einmal selbst zugestehen wollte. Die Frage nach dem inneren Zusammenhang des Seins, wenn man es philosophisch ausdrücken wollte. Der tiefere Sinn des ganzen Lebens. Es waren Fragen, die immer wieder in sein Bewusstsein drangen. Leise. Unscheinbar. Wie ein Hauch von Wind, wenn man auf der Terrasse eines Restaurants sitzt. Er unterhielt sich gerade mit einem Freund, den er schon lange nicht gesehen hatte. Nach einem köstlichen Abendessen bestellten beide Cocktails, prosteten sich zu und zeigten mit ihrer Mimik, wie gut sie schmeckten. Mitten im Gespräch über Cocktails und frühere Erinnerungen, bei denen sie ähnliche Geschmackserlebnisse in anderen Restaurants gehabt hatten, schwebte ein Windhauch um sie. Von außen wäre er kaum wahrnehmbar gewesen. Vielleicht bewegten sich einige Haare des Freundes, die Serviette drehte sich um einige Millimeter zur Seite und die kleinen Härchen auf der Haut spürten kaum, dass sie sich wie Algen im Wasser mitbewegten.

Die Freunde hatten den Windhauch nicht bemerkt, so vertieft waren sie in ihr Gespräch. Nur wenn sie kurz inne gehalten und ihre Aufmerksamkeit auf ihr tatsächliches Erleben fokussiert hätten, hätten sie ihn wahrgenommen. Aber selbst dann wäre es nur ein Windhauch gewesen. Ohne tiefere Bedeutung. Es war ein Rauschen, kein Signal. Es war kein Hinweis darauf, dass ein Gewitter käme. Es war keine Warnung vor einem Sturm, der sich bereits mit großen Wolken ankündigte. Es war nur ein kurzer, sanfter Hauch des Windes, der sie freundlich streichelte. Er war so sanft und zart, dass er ihn selbst nicht bewusst bemerkte. Ein kurzer Windhauch am Morgen vor dem Aufstehen. Ein Windhauch während eines Kundentermins. Ein Windhauch, als er sich gerade Popcorn bestellte, bevor er ins Kino ging. Ein kurzes Öffnen des Bewusstseins, das etwas wahrnahm, das er noch nicht bewusst wahrnahm.

Als ob er träumte. Tief in seinem Traum, in dem er mit seinen alltäglichen Handlungen beschäftigt war. Es war ein Familienfest, und er erzählte von seiner letzten Reise nach Italien. Eloquent schilderte er seinen Verwandten den Gondoliere, der lauthals sang, während sie durch den Canal Grande fuhren. Während er weiter ausführte, wie sie etwas verschämt versuchten, mitzusingen, kam wieder dieser Windhauch. Es war die Verwunderung in den Blicken seiner Verwandten. Irgendetwas war anders als sonst. Er sah, dass sie ihm nicht richtig zuhörten. Er sah, dass sie eigentlich an etwas völlig anderes dachten. Sie lauschten nur vordergründig seinen Erzählungen. Er spürte, dass sie im Grunde nicht präsent waren.

Hinter ihnen sah er eine Uhr. Der Sekundenzeiger sprang vor, dann aber wieder zurück. Er steckte fest. Immer wieder sprang er einen Schritt weiter, um die richtige Zeit anzuzeigen. Gut trainiert und kompetent verrichtete er schon seit Millionen von Sekunden seine Arbeit. Doch aktuell zog es ihn immer und immer wieder zurück. Es war ihm peinlich, dass die Leute ihn entdecken könnten. Auch das Geräusch war nur teilweise richtig. Das Tick war gut zu hören, das Tack kam nicht mehr. Das Tick versuchte zu zeigen, dass alles normal sei. Aber jedes Mal zog es ihn vor dem erwarteten Tack wieder zurück, als ob es keine Zeit gäbe.

In seinem Traum sah er den Uhrzeiger. Und irgendetwas verwunderte ihn. Es war dieser Hauch der Absurdität. Die stille Einladung, zu bemerken, dass er selbst gerade träumte. Dass er in seinem Traum von seiner Reise nach Italien erzählte, obwohl er im echten Leben noch nie in Italien gewesen war. Es war nur eine Vorstellung. Aber eine so reale. Und dass alle Verwandten nur in seinem Traum existierten. Sie waren nur eine Vorstellung. Aber eine so reale. Er hätte bemerkt, dass sein Großvater, der am Ende des Tisches saß, eigentlich schon längst gestorben war. Wie hätte er an dem Tisch sitzen können, wenn er doch eigentlich schon beerdigt worden war? Der Sekundenzeiger zeigte ihm, dass etwas anders war. In dem Haus seiner Eltern, in dem er sich in seinem Traum befand, gab es nur digitale Uhren. Und die hatten bekanntlich keine Sekundenzeiger. Aber es war nur eine leise Verwunderung. Der Windhauch, der vorbeizog, während er mit seinem Freund über Cocktails sprach und sie gerade Nüsse und ein Glas Wasser vom Kellner bestellten. Der Hauch, der ihn in den Buchladen eingeladen hatte.

Er war so gefesselt von dem Buch, dass er es kaufte, seinen bevorstehenden Termin absagte, und nach Hause fuhr. „Was bist du für ein Buch?“, fragte er es und drehte es in alle Richtungen. Es hatte einen schwarzen Ledereinband und ein kleines schwarzes Lesezeichen. Außer dem Titel war auf der Außenseite nichts zu sehen. Ein weißer Faden verzierte den Rand, schlicht, kaum sichtbar, wie ein Windhauch. Er öffnete das Buch und spürte, dass sich etwas verändern würde. Zum ersten Mal kam es ihm so vor, als ob ihn jemand sah. Nicht als Person, als Kunde, als Verkäufer, als Freund oder als Fahrgast in einem Taxi, sondern als er selbst. Seinen tatsächlichen Wesenskern. Er war versucht, „Seele“ zu sagen, wenn er an so etwas glauben würde. Etwas ganz tief in ihm, das er selbst noch nicht sah. Ein Echo, das er noch nie gehört hatte. Die Vorstellung, dass, wenn er zu sich selbst sprach, ein Widerhall käme. Dass das Außen ein Abbild seines Inneren war. Als gäbe es das Außen nicht, sondern nur die Projektion des Inneren.

Wie in seinem Traum, in dem er das Außen so deutlich sah, als wäre es das Innere. Sein geträumter Großvater mit seinem dichten grauen Bart, bei dem jedes Haar eigenwillig in eine andere Richtung zeigte. Seine leuchtend blauen Augen, die seine Familie wohlwollend umarmten. Das Lachen, das aus Stimmbändern kam, die über achtzig Jahre lang gute Dienste geleistet hatten und seine Glückseligkeit in dieser Situation auditiv zum Ausdruck brachten. Seine feingliedrigen Finger, die geschickt mit Messer und Gabel die Gräten des angerichteten Fisches auf die Seite schoben, als wäre er ein Fischer gewesen, der nie etwas anderes gegessen hätte. Die Kommentare, die er zum Gondolieri abgab, die der Träumende nicht vorhersagen konnte, obwohl es doch sein eigener Traum war. So viele Details, so viel im Außen, das eigentlich in seinem ursprünglichen Inneren schlummerte. Wenn all das im Traum so real war, wieso dann nicht auch sein aktuelles Leben? Und schon prasselten die Gegenargumente seines rationalen Verstandes ein. Hirnfrequenzen von wachen und schlafenden Zuständen, Wellen, Vorstellungen, Konstruktivismus, Realität, bla hier, bla da. Doch der Gefühlszustand blieb.

Er fühlte sich zum ersten Mal gesehen. Von einem Buch ohne Autor. Er bemerkte, dass er die Sätze nicht logisch lesen konnte. Es war weder ein Roman noch ein Fachbuch. Bei einem Roman hätte er erwartet, dass eine Geschichte beginnt, eine Erzählung, ein Kontext, eine Situation aus einer Welt, die sich gedanklich öffnet. Und bei einem Fachbuch gäbe es einen Index, eine Übersicht der Kapitel, eine Einleitung und zumindest ein Thema, das dann Stück für Stück mit logischen Argumenten und Hinweisen auf andere Referenzen erläutert würde. Doch in diesem „normalen Buch“ war das nicht der Fall. Es waren einfach Sätze und weitere

Sätze ohne Strukturierung, ohne Einleitung und ohne logischen, sinnerfassenden Kontext. Außerdem bemerkte er, dass er sich nicht daran erinnern konnte, was auf den bereits gelesenen Seiten geschrieben stand. Wie bei einem tiefen Gespräch mit einem Freund, bei dem man sein Herz auf der Zunge trägt und seine Seele für tiefsinnige Gedanken und Gefühle öffnet. Würde man nach dem Gespräch um eine Zusammenfassung bitten, könnte man diese nicht wiedergeben. Es waren gedankliche Farbtupfer und gefühlte Muster, die kein kohärentes Bild ergaben. Es wäre kein Kinderbuch mit Bildern gewesen, wo ein kleines Häschen seine Mutter verlor und sie nach einer kurzen Reise wiederfand. Es gäbe keine klassische Geschichte, sondern eher ein Gefühl von Vertrautheit, die ohne Logik und Prozessablauf existent waren. Er las die Sätze wie einen eigenen inneren Monolog. Er las das Echo, das ohne Ursprungsgeräusch wiederhallte. Wie konnte es ein Echo geben, das nicht von jemandem ausgelöst wurde? Oder hatte er den Anfang einfach nicht gehört? Es war der Windhauch, den er plötzlich spürte. Den Windhauch, der ihn ständig begleitete. Als ob ihm plötzlich die Schuppen von den Augen fielen, sah er etwas, das er noch nie so bewusst wahrgenommen hatte. Er erinnerte sich plötzlich an den Windhauch, während er mit seinem Freund Cocktails trank. Er erinnerte sich an den Windhauch in seinem Traum, als der Sekundenzeiger nicht weitersprang. Es ergab überhaupt keinen logischen Sinn. Ein Windhauch? Eine kurze Brise? Verwirbelungen von Luft aufgrund unterschiedlicher Temperaturen? Sein logisches Hirn schaffte es nicht, einen Sinn zu erfassen. Es gab keine logische Erklärung, keinen Verstand, der zu einem Schluss kam. Es gab nichts zu verstehen. Es war eine Paradoxie, wie ein Echo ohne Ursprung. Ein gelebter Koan.

Und dennoch nahm er das Echo wahr. Eine tiefere Welt, die ihm leise zuflüsterte. Das Buch flüsterte ihm zu. Oder flüsterte er sich selbst zu? Er las die Worte über Verbundenheit, Existenz, über innere Fragen und dem Erkennen der Gegenwärtigkeit. Es war jedoch weder religiös noch spirituell, weder fachlich noch literarisch zu verorten. Es war unzusammenhängend. Es war unmöglich, es sinnerfassend zu lesen. Es war wild und sanft wie das Leben selbst. Wenn ein Baby auf die Welt kommt, sieht es noch keine Formen, Kategorien und Muster, wie sie Erwachsene wahrnehmen. Es nimmt Farben, Geräusche, Gefühle und Berührungen wahr, die keinen größeren Sinn ergeben. Eine präverbale Phase, die eine chaotische und eine sich ständig ändernde Welt präsentiert. In dieser Phase gibt es noch keine verbalen Gedanken, sondern nur reine Wahrnehmung. Und so las er das Buch. Es war reine Wahrnehmung dessen, was jetzt gerade ist.

Irgendwann in der Nacht blätterte er die letzte Seite um, legte die Hände auf den Buchdeckel, atmete tief ein und wieder aus. Es war der tiefste Blick in sein Inneres, das ihn kognitiv erschütterte und intuitiv wärmend in den Armen hielt. Er weinte plötzlich sanft. Eine ihm umarmende Träne wärmte seine Wangen. Ein angenehmes Gefühl entstand in seinem Bauch. Es war, als hätte er eine Wärmeflasche geschluckt. Eine tiefe Entspannung breitete sich in ihm aus. Wie oft hatte er etwas im Außen gesucht. Wie vielen Terminen lief er täglich nach. Wie viele Gespräche suchte er. Was er alles im Außen versuchte, um im Inneren glücklich zu werden. Und plötzlich erinnerte er sich nicht nur an alle Hinweise, sondern er spürte sie auch. Der Windhauch war sein ständiger Begleiter gewesen. Es waren keine kurzen Momente. Der Wind umhüllte ihn ständig wie eine unsichtbare Decke. Aber es gab nur kurze bewusste Momente, in denen er ihn wahrnehmen konnte. Paradoxerweise war es ein ständiger Wind, der ihn umhüllte.

Er fühlte sich in diesen unsichtbaren Schleier hinein. Er war nicht sichtbar oder hörbar, nur fühlbar. Er strahlte, als er sich der warmen Winddecke gewahr wurde, die ihn umhüllte. Er fühlte sich so geborgen wie ein Embryo im Mutterleib, das im Urvertrauen tiefer Verbundenheit schwebt. Gedankenlos, als existierender Sinn ohne Außen. Die Welt um ihn herum schmolz. Seine Gedanken, Aufgaben, Vorstellungen und selbst die Zeit schmolzen. Der Sekundenzeiger atmete erschöpft aus und entspannte sich, ohne ein weiteres Tack. Der Großvater lehnte sich wissend zurück und nickte seinem Enkel wohlwollend zu, als ob dieser endlich verstanden

hätte, was es nicht zu verstehen gab. Es gab nichts zu verstehen. Und endlich konnte er loslassen. Er fühlte sich geborgen. Gehalten vom warmen Wind, seinem ständigen Begleiter. Ohne etwas zu verstehen, hatte sich sein Leben gerade vollständig verändert. Er hörte das leise Echo ohne Ursprung. Den Widerhall des Lebens ohne Anfang oder Ende. Einen leisen Windhauch.

## Luzides Leben

(Hey Ma, Sari Seramor)

Er wacht in seinem Traum auf. Er war mitten in seinem nächtlichen Schlaf, den fortlaufenden Gedanken und Gefühlen. Doch dann wunderte er sich. Er blickte sein Gegenüber im Restaurant an. Eigentlich war alles normal. Er hatte seinen Freund schon lange nicht mehr gesehen. Es war ein angenehmes, vertrautes Gefühl, mit ihm an einem Tisch zu sitzen. Schon nach kurzer Zeit fühlte er sich mit ihm verbunden und besprach mit ihm auf einer tieferen Ebene, wie er sein Leben führt, was ihm widerfahren ist und was er in der Zukunft vorhat. Aber im Traum ist die Zeit anders. Vor allem war es das grundlegende Gefühl, das ihn verwunderte. Das Restaurant wirkte vertraut, obwohl er noch nie dort gewesen war. Die Speisekarte war nur ein dünnes Blatt, eine transparente Folie, durch die man hindurchblicken konnte. Er hatte schon viele Jahre lang geübt, in seinen Träumen aufzuwachen und zu erkennen, dass er träumte. Und hier waren die subtilen Hinweise, auf die er achtete. Er blickte auf die digitale Uhr an der Wand, schloss die Augen und öffnete sie wieder. Die Zeit, 13:24 Uhr, hatte sich in 14:18 Uhr verändert. Reality-Checks. Im Traum gab es keine Objektkonsistenz. Imaginierte Objekte änderten sich, wenn man kurz die Augen schloss und wieder öffnete – vor allem digitale Medien. Und so erwachte er in seinem Traum. Sein luzider Traum begann.

Er hatte dieses Erwachen schon oft erlebt. Als er zum ersten Mal erwachte, probierte er alles aus, was einem in „wilden Träumen“ zuerst in den Sinn kommt. Er rannte durch Wände, die zerbrachen, sprang von Hochhäusern, ohne sich zu verletzen, flog über Städte und erlebte sexuelle Fantasien mit imaginierten Frauen. Erst später wuchs seine Neugier über die konkreten sinnlichen Erfahrungen und die filmische Vorstellung. Er begann, die Traumwelt zu erforschen. Wie echt alles wirkte. Sie wirkte wie ein Computerspiel, aber mit lebensechter Grafik. Es war tatsächlich die visuelle und auditive Wahrnehmung, die er auch im echten Leben empfand. Es wirkte alles unglaublich echt, obwohl ihm bewusst war, dass er eigentlich in seinem Bett lag.

Er ging lange eine Straße entlang. Währenddessen öffnete er alle seine imaginativen Sinne. Er roch die neblige Luft und hörte jedes Geräusch um sich herum. Wie deutlich er das Auto wahrnahm, das an ihm langsam vorbeirauschte. Seine Finger glitten an einer Hauswand entlang und er spürte jedes kleine Stück der Fassade, das über seine Finger strich. Ihm wurde der Schatten seines Körpers bewusst, der ihn mit langen Schritten verfolgte. Er nahm eine Zeitung, die mit chinesischen Schriftzeichen bedruckt war. In seinem luziden Traum konnte er sie lesen, obwohl er wusste, dass er die chinesischen Schriftzeichen nicht kannte. Es war ein ganz eigenes Gefühl, Chinesisch zu verstehen, ohne es wirklich verstehen zu können. Gefühls Wissen.

Und hier war er nun. Im Restaurant mit seinem Freund. Alles war wieder so deutlich und klar wie immer. Er bemerkte, wie sein Unterbewusstsein wieder versuchte, ihm einzureden, dass der Traum real und kein Traum war. Das versuchte es immer. Der Gedanke, dass die Uhr vielleicht nur einen Defekt hatte. Oder dass das Restaurant aus Nachhaltigkeitsgründen andere Speisekarten nutzte. Die imaginierten Personen, die sich völlig normal verhielten. Warum das Unbewusste versuchte, dem Bewusstsein einzureden, dass es kein Traum sei, hatte er bisher noch nicht herausgefunden. Er sah seinen Freund an, der völlig normal wirkte. Eigentlich müsste er doch wissen, was sein Freund ihm gleich sagen würde. Immerhin war es seine eigene Vorstellung. Er konzentrierte sich und versuchte, sich in ihn hineinzusetzen. „Warum schaust du so nachdenklich?“, fragte dieser ihn. Diese Frage hatte er nicht antizipieren können. „Ich habe versucht, deine Gedanken zu lesen“, antwortete er ihm. Sein Freund lachte. „Warum solltest du das können? Bist du jetzt Gedankenleser geworden?“ Und da war er wieder. Der Versuch seines Unbewussten, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, in dem er wieder in den unbewussten Traum eintauchte. Aber er ließ sich nicht beirren. Er wollte bewusst und wach bleiben.

Als das Essen serviert wurde, kostete er es. Es schmeckte hervorragend, ohne dass er einen tatsächlichen Geschmack identifizieren konnte. Er hatte das Gefühl oder die Vorstellung eines

guten Geschmacks, aber nicht die eigentliche sinnliche Erfahrung. Er atmete tief ein und aus. Ob er in echt wohl auch gerade ein- und ausatmen würde? Ohne eine konkrete Vorüberlegung stellte er sich spontan auf seinen Stuhl. Sein Freund schaute ihn verdutzt an. „Was machst du da?“, fragte er ihn verwundert. Auch die anderen Gäste begannen, ihn anzusehen. Er spürte, wie Scham in ihm aufstieg. Er war sich bewusst, dass er träumte. Er wusste, dass er sich in seinem eigenen Traum, seiner eigenen Fantasie befand, und doch fühlte er Scham wie im echten Leben. Er stellte sich mit der Fußspitze auf die Stuhllehne, drehte sich einmal um die eigene Achse und vollführte einen Rückwärtssalto hinunter. Die anderen Gäste waren überrascht, manche öffneten ihren Mund vor Erstaunen, einige klatschten, eine junge Kellnerin lächelte ihn an. Er gab ihr einen kurzen Kuss auf den Mund und setzte sich wieder hin. „Ich wusste gar nicht, dass du so akrobatisch bist“, sagte sein Freund begeistert. Es war seine eigene Fantasie und doch war sie eingebettet in seine alltägliche Vorstellung und Erfahrung. Seine Imagination von Erfolg, Bewunderung, Attraktion und freundschaftlicher Nähe. „Ich habe mir einfach vorgestellt, dass ich es kann“, entgegnete er seinem Freund. Als er begann sich zu erklären, holte ihn sein Unbewusstes wieder in seinen Traum zurück und er schlief weiter. Es war geschickt.

Erst als er am Morgen in dem Bistro unter seiner Wohnung den ersten Schluck Kaffee trank, erinnerte er sich wieder an seinen luziden Traum. Er lächelte. Es war ein intensiver Traum. Er erinnerte sich an das Gefühl der Leichtigkeit. Er hielt Ausschau nach einer digitalen Uhr, um einen Reality-Check durchzuführen. Vielleicht war er wieder in einem Traum. In luziden Träumen wacht man manchmal im nächsten Traum auf. Er nahm das Handy aus seiner Tasche. Es zeigte 7:43 Uhr. Er schloss die Augen, öffnete sie wieder: 7:44 Uhr. Er grinste. Liebes Unbewusstes, das warst diesmal nicht du. Er schloss die Augen, öffnete sie wieder und es war immer noch 7:44 Uhr. Kein luzider Traum. Es war reiner Zufall, dass genau in diesem Moment die nächste Minute begann. Er versuchte, seinen Finger durch den Handballen zu bewegen, ein weiterer Reality-Check, aber es gelang ihm nicht. Wirklich kein Traum. Diesmal würde er nicht auf den Stuhl steigen und die Kellnerin küssen.

Er bestellte sich ein weiteres Croissant. Während er es unbewusst kaute, kehrte sein Bewusstsein zurück. Wie schmeckte eigentlich ein Croissant? Mit voller Aufmerksamkeit schmeckte er es. Und plötzlich geschah etwas. Es war nicht wirklich beschreibbar. Es war eine völlig neue Geschmacksqualität. Sein Gedanke sagte ihm: „Croissant“ im „Bistro“. Doch hinter diesen Wörtern erspürte er etwas völlig Neues. Es war pur und direkt. Es war ein Gefühl hinter der Sprache. Es war un-be-schreib-lich. Seine Gedanken kreisten um diese Erkenntnis, ohne dass er sie fassen konnte. Er schmeckte das Croissant, ohne an den Begriff „Croissant“ zu denken. Nicht einmal „Geschmack“ dachte er mehr in seinem Kopf. Es war das direkte Erleben, als ob er mit jeder einzelnen Geschmacksknospe wahrnehmen konnte.

Das Feuern aller Neuronen ließ ihn diese Qualia erspüren. Wie Adrenalin spürte er den kalten Schauer, der ihm vom Kopf über den Nacken und den Rücken glitt. Seine Hände zitterten. Er spürte den Schweiß auf seinen Händen. Die Gänsehaut auf seinen Unterarmen. Es ging nicht um das Geschmackserlebnis. Seine Sinne öffneten sich, als ob sie zum ersten Mal erwachten. Seine Pupillen weiteten sich und plötzlich sah er die Welt um sich herum. Die Farben zeigten sich in unglaublicher Schönheit vor ihm, in Formen und Gestalten. Wie in seinem Traum, als er vor dieser Computergrafik staunte, sah er sie nun. Es eröffnete sich ihm die Welt von Neuem. Alles war so klar und deutlich wie noch nie zuvor. Und dann hörte er die Geräusche. Die Stimmen der Menschen, die vor dem Restaurant entlanggingen, das Fahrrad, das freundlich klingelte, um vorbeizukommen, das Schnüffeln des kleinen Hundes neben der offenen Tür und der Wind, der sanft durch den Raum zog. „Das luzide Leben“, ging ihm plötzlich durch den Kopf. Mit offenen Augen und Mund spürte er, wie alle Sinneseindrücke ihn beeindruckten. Sie strahlten in ihn hinein. Lichtdurchflutet.

Es war, als würde er zum ersten Mal das Fenster in einer düsteren, dunklen, verstaubten Wohnung öffnen. Die grellen Lichtstrahlen und der frische Wind, der den Staub herumwirbelte,

als er das knarrende Fenster öffnete. Der Duft von Leben drang in die muffige Wohnung ein und durchflutete den Raum wie frühlingshafte Musik. Die Staubkörner, die grantig erwachten. Mit dem Blick auf das grelle Licht und den störenden Wind, der ihre Winterdepression störte. Und dann das Entsetzen, dass ihr Winterschlaf vorüber war. Ein weiterer Windstoß katapultierte das Staubkorn aus der Wohnung, mitten hinein in den ewigen Wind, weit weg von der so liebgewonnenen, traurigen Wohnung. Mit einer letzten Träne verabschiedete sich das Staubkorn und machte sich auf die Suche nach der nächsten verstorbenen Wohnung. Die alte Wohnung veränderte sich. Staubsauger, Wischmopps, frisches Wasser mit Seifenlauge, Fensterreiniger. Die oberste Schicht des Parkettbodens wird weggerieben, das Alte zerstört, damit das Neue zum Vorschein kommt. Die alten Möbel werden entfernt. Die alten Bilder vom Leben abgehängt. Eine neue Tür mit neuem Schlüssel wird eingebaut. Die Leitungen neu verlegt, um auch in der Nacht Licht zu erhalten. Der Rost von den Wasserleitungen entfernt. Eine neue Küche, um Nahrung zu kochen. Eine völlig neue Wohnung, lichtdurchflutet, frisch, bereit für neues Leben. Vielleicht zieht eine junge Familie ein. Mit Kindern und einem Hund.

„Möchten Sie noch einen Kaffee?“, fragte ihn die junge Kellnerin. Er blickte sie an und spürte eine tiefe, berührende Emotion in sich aufsteigen. „Darf ich Sie kurz umarmen?“, fragte er sie, ohne zu überlegen, wie sie diese Frage aufnehmen würde. Sie wirkte verdutzt. Doch in seiner Stimme klang so viel Wärme und Freundlichkeit mit, dass sie nur lautlos mit dem Kopf nickte. Er stand auf und nahm sie behutsam in den Arm. Wie warm sich ihr Körper anfühlte. Sie umarmte ihn ebenfalls und musste plötzlich leise weinen. Er hielt sie. Emotional. Nach einer Weile ließ er sie wieder los. Sie wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. Ohne ihn anzublicken, sagte sie leise „Danke“ und ging zurück in die Küche. Er stand da. Mitten im Bistro. Er schüttelte langsam den Kopf, als ihm sein nächster Gedanke bewusst wurde. Er stellte sich wie im Traum auf den Stuhl. Er atmete tief ein und aus. Eine Mutter mit ihrer Tochter, die in einer Ecke saßen, sahen ihn verwundert an. Das Kind lächelte und wollte sich ebenfalls auf den Stuhl stellen, doch seine Mutter verbot es ihm. Er fühlte keine Scham. Anstatt einen Rückwärtssalto zu versuchen, stieg er wieder vom Stuhl, bezahlte und verließ das Restaurant.

Er ging lange eine Straße entlang. Währenddessen öffnete er alle seine imaginativen Sinne. Er roch die neblige Luft und hörte jedes Geräusch um sich herum. Wie deutlich er das Auto wahrnahm, das an ihm langsam vorbeirauschte. Seine Finger glitten an einer Hauswand entlang und er spürte jedes kleine Stück der Fassade, das über seine Finger strich. Ihm wurde der Schatten seines Körpers bewusst, der ihn mit langen Schritten verfolgte.

Er betrat einen Park und setzte sich auf eine Parkbank. Mit offenem Mund nahm er sich und seine Umwelt wahr. Es war, als ob er das erste Mal tatsächlich aufgewacht wäre. Er spürte, wie sein Unbewusstes ihn wieder in das normale Leben zurückführen wollte. Doch er wollte erwacht bleiben. Er ließ die Gedanken an sich vorbeirauschen und blieb im Staunen über das Leben. Es war einfach wunderschön. Es war wunderschön, ohne das Konstrukt "wunderschön" zu denken, was es sei, was es nicht sei und wie es für andere Menschen zu beschreiben sei. Er spürte das an sich "Wunderschöne" des Lebens. Immer wieder versuchten seine Gedanken, seine Aufmerksamkeit zu erlangen. Sie waren grandiose Verführungskünstler. Satori kam als Wort in seine Gedanken. Hier und Jetzt. Doch sie verdampften wie Wasser, das zu nahe an die glühende Sonne kam. Zuerst war es noch Wasserdampf, doch kurze Zeit später war es nicht mehr vorhanden. Die Wahrheit der Sonnenstrahlen durchdrang alles. So wie seine Wahrnehmung, die durch seine Gedanken hindurch in sein Erleben einfluss. Es war kein bewusster Prozess, kein Versuch einer Meditation, sondern direktes Erleben. Alle seine Fenster und Türen waren geöffnet und ließen alles herein, ohne dass es anklopfen musste. Er war offen für das Sein und erspürte es, ohne daraus einen Blog schreiben zu wollen.

In seinen Träumen durchwanderte er oft seine Traumwelt, um sie zu erforschen. In seinem luziden Leben spürte er jedoch keinen Drang, etwas Zusätzliches erfahren zu müssen. Er saß einfach nur auf der Parkbank. Und das erfüllte ihn bereits in vollen Zügen. Wie der Fluss von Siddharta? Es war so viel und so intensiv, dass er nur strahlen konnte. Irgendwann schlossen

sich seine Augen. Er atmete tief ein und aus. Nicht, weil er es wollte, sondern weil es sich ergab. Es atmete ihn ein und aus. Er spürte sich als Lebe-Wesen. Seine Lunge, die Luft in den Körper sog. Sein Herz, das unaufhörlich pumpte und Lebensenergie erzeugte. Doch er dachte nicht an die biologisch-medizinischen Konzepte. Er ging nicht sein Fachwissen durch, wie er lebte. Er spürte die Luft in sich. Er spürte das Blut in sich fließen. Er spürte, wie jede Zelle in seinem Körper lebte, sich bewegte, wie seine Haare wuchsen, wie sein Körper sich selbst regulierte, verdaute, balancierte, Emotionen erzeugte und mit sich selbst und allem verbunden war. Er war völlig in sich selbst und in der Welt eingebettet. Wie in seinem luziden Traum, in dem er seine Welt und die Welt er war, spürte er diese Eingebundenheit auf der nächsten Ebene seines Lebens. Alles war seine Wahrnehmung und Sein, und gleichzeitig war es nie sein Eigen. Das Erleben war zeitlos.

Als er wieder die Augen öffnete, saß er gegenüber von seinem Freunde in einem Restaurant. Er hatte seinen Freund schon lange nicht mehr gesehen. Es war ein angenehmes, vertrautes Gefühl, mit ihm an einem Tisch zu sitzen. War er in seinem Traum? War er in seinem Leben? War er luzid? Er konnte nicht anders, als zu strahlen. Innerlich. Er war tief verbunden mit sich selbst und mit der Welt. Mit dem Traum und mit dem Leben. Schon nach kurzer Zeit fühlte er sich mit ihm verbunden und besprach mit ihm auf einer tieferen Ebene, wie er sein Leben führt, was ihm widerfahren ist und was er in der Zukunft vorhat. Es hatte sich nichts verändert und doch alles.

## Native American

(Sound of Silence, Guus Dielissen)

Lev wachte in seinem Tipi auf. Er kroch hinaus und spürte, wie die Sonne seine Nase kitzelte. Nachdem er sich einmal gestreckt hatte, sah er das Dorf vor sich. Bevor er sich selbst wirklich wahrnehmen konnte, bemerkte er, dass seine Mutter ihm bereits ein Fell um den Körper band. „Es ist kühl“, hauchte sie ihm liebevoll ins Ohr. Ihre Berührung dauerte etwas zu lange. Gerade so, dass es ihm schon wieder unangenehm wurde. Er war bereits ein junger Erwachsener und empfand die Nähe bereits als unangebracht. Er wusch sein Gesicht bei einem Bach und ging an den anderen Tipis vorbei. Er genoss das Leben im Indianerdorf. Es war im Vergleich zu den anderen Dörfern durchaus modern aufgebaut. Händler kamen immer wieder vorbei. Sie besaßen Gewehre. Es ging ihnen gut. Sein Vater war ein ruhiger Häuptling, dessen Rang man ihm nicht ansah. Er war immer da, aber nicht hier.

Lev setzte sich zu ihm und erntete ein „Guten Morgen“. Wie so oft fragte er sich, wie er einmal das Dorf führen würde. Würde er es so ruhig und bedacht gestalten wie sein Vater oder einen neuen Weg einschlagen? Er erinnerte sich noch daran, wie er als Kleinkind beschrieben wurde. Noch nicht da und staunend. Einer der Händler hatte ihm damals den Namen Lev gegeben, den ihm seine Eltern geschenkt hatten. Der Löwe. Und diese Rolle wollte er auch erfüllen. Der starke Krieger. Das war seine Aufgabe und er übte seit Anbeginn zu kämpfen, zu jagen und zeigte Stärke und Mut.

„Du bist ein starker Krieger geworden“, hörte er den Medizinmann hinter sich sagen. „Und du wirst noch viel Stärke brauchen“, flüsterte er, als er sich schon wieder abwandte. Lev wollte nachfragen, was er damit meinte, aber die Jagd begann bereits.

Er wachte in seinem Tipi auf. Seine Squaw und seine beiden kleinen Kinder lagen neben ihm. Er küsste sie sanft auf die Bäuche. Er kroch hinaus und spürte, wie die Sonne seine Nase kitzelte. Vor ihm lag sein Dorf. Wie es sich im Laufe der Zeit gewandelt hatte, seit er Häuptling geworden war. Seine Frau legte ihm das Fell über die Schultern. Er spürte das Fell, aber nicht ihre Berührung, die er vermisste. Wie immer wusch er sein Gesicht und beobachtete dann das Treiben seines Volkes. Sein Vater war alt geworden. Er legte seine kräftigen Hände auf die alten Schultern und bemerkte, dass er nun vollständig seine Rolle übernahm. So wie er, aber nicht er.

„Lev heißt du?“, hatte ihn vor einigen Wochen ein Händler gefragt. „Das bedeutet doch Herz, oder?“ Es war ein kurzer, unbedeutender Moment. Und doch vibrierte er in ihm nach. Im ganzen Dorf wurde er als Löwe angesehen, der seine Stärke für sein Volk einsetzte. Mit seiner Kraft baute er es weiter auf und war stolz auf sich und sein Dorf. Es war genau so, wie er es sich immer gewünscht hatte. Und doch fehlte etwas. Als ihn seine Mutter in diesem Moment leicht berührte, verspürte er wieder den leisen Drang, wegzugehen. Doch dann begann die Jagd, und sein Dorf brauchte Nahrung.

Er wachte in seinem Tipi auf. Allein. Es war sehr leise. Die Wunden des Kampfes hatten tiefe Spuren in seiner Haut hinterlassen. Die ersten Bewegungen weckten auch seine Schmerzen auf. Er stöhnte erschöpft und kroch hinaus. Die Sonne versteckte sich hinter schweren Wolken, die weinten. Er ging zum Bach und wusch sein noch immer blutverschmiertes Gesicht. Als er die Augen öffnete, musste er erkennen, dass sein Dorf in Asche lag. Wie in einem Alptraum kamen die Erinnerungsfetzen wieder an die Oberfläche. Wie der andere Stamm sie angriff. Wie er seine Waffen nahm und kämpfte. Wie seine Männer mit ihm in den Kampf zogen. So viele Verletzte und Tote. Freunde, Mitbewohner und sogar seine Eltern starben. Doch er war der starke Löwe, der nie aufgab. Bis ihn schließlich ein Pfeil knapp neben dem Herzen traf. Er schwor, niemals aufzugeben, und riss schreiend den Pfeil aus seiner Brust. Es sollte der letzte und finale Kampf werden. Verletzt, aber voller Kampfgeist, blieb er im Sattel. Er blickte zu den Feinden und war bereit, zu gewinnen oder zu sterben. Er wollte seinen Stamm gegen die Feinde führen. Doch in diesem Moment musste er erkennen, dass er der Einzige war, der noch

Kampfgeist zeigte. Die anderen blickten erschöpft und teilnahmslos zu Boden. Es wurde nicht gesprochen. Vollkommene Stille. Bestürzt sah er zu, wie sie ihre Zelte Schritt für Schritt abbauten. Sie ließen Dorf langsam hinter sich und zogen zum anderen Stamm. Zusammen mit seiner Squaw und seinen Kindern, die ihn ebenfalls verließen.

Er wollte schreien, toben. Doch er spürte, dass sie nie wirklich hier gewesen waren. Wie Schatten einer Erinnerung lösten sie sich auf. Der Wind wehte einen Funken vom Feuer auf ein Tipi. Die letzten Reste des Dorfes gingen in Flamme auf. Lev starrte auf das immer größer werdende Feuer. Er spürte die Hitze des Vergehens auf seinem erstarrten Gesicht, während die Einwohner hinter ihm nur noch am Horizont sichtbar waren. Stundenlang saß er auf seinem Pferd und starb zusammen mit jedem abbrennenden Tipi, bis zuletzt auch sein eigenes brannte. Er stand inmitten der Asche, einsam und allein. Nur der Bach floss leise weiter.

Lev erwachte unter dem Sternenhimmel. Es war eine kühle Nacht. Nur das kleine Lagerfeuer wärmte ihn sanft. Er setzte sich auf und blickte in die Flammen. Im Feuer sah er sein Leben verbrennen. Wie sehr wollte er wie sein Vater leben. Mit seiner Familie und seinem Stamm. Er weinte ohne Tränen. Still und leise. Als er wieder in das Feuer blickte, fühlte er den Mediziner in seiner Nähe. Lächelte er sanft? Das Knistern des Feuers schien mit ihm zu sprechen. Je mehr das Dorf vor ihm verbrannte, desto klarer wurde sein Blick.

Er sah tiefer in das Feuer hinein, das ihm so viel Schmerz und Leid bereitet hatte. Die Hitze brannte in seinem Gesicht, eröffnete ihm aber einen noch klareren Blick. Er dachte nicht mehr an seine Vergangenheit, sondern fühlte sich in sie hinein. Er sah sich als Kind im Dorf. Seine Eltern und die anderen Einwohner gingen schlafend durch das Dorf. Nur er hatte die Augen geöffnet und fühlte sich allein. Er sehnte sich nach Nähe, die er nicht spürte. Wie traurig dieses Kind war, ohne es zu bemerken. Und dann sah er sich als junger Häuptling. Von außen stark und kraftvoll, doch innen einsam und leer. Er floh vor der Leere, und wuchs nur im Außen. Wie schön das Dorf aussah und doch keine Heimat für sein Herz bot.

Er wollte von den Flammen wegsehen, zu schwer wurde sein Herz. Doch plötzlich hörte er einen Adlerschrei hinter sich. Als er sich umdrehte, stürzte ein Adler mitten durch die Nacht auf ihn zu und stieß ihn mit voller Wucht ins Feuer. „Nein!“, schrie Lev in Todesangst. Seine Haare fingen an zu brennen, seine Felle, seine Haut, wie zuvor sein Dorf. „Nein, nein!“, schrie er weiter, konnte das Feuer aber mitten in den Flammen stehend nicht mehr löschen. Und plötzlich wurde er ganz ruhig. Durch den Schmerz hindurch fühlte er tiefe Ruhe. Er hörte sein Herz pochen. Gleichmäßig, ruhig. Seine äußere Welt verbrannte mit ihm. Das Feuer wusch ihn wie früher das Wasser seine Augen. Doch er sah nicht mehr mit den Augen, sondern mit dem Herzen. Er spürte plötzlich die tiefe Einsamkeit in seinem früheren Dorf. Während er selbst brannte, fühlte er, dass das Dorf nie aus seinem Herzen errichtet wurde. Es war eine Konstruktion, so wie er es sehen wollte. Wie er gesehen werden wollte. Wie er von seinen Eltern gesehen wurde. Doch es hielt nicht zusammen. Es lebte nicht. Es musste brennen. Es waren nur trockene Äste, die auf das Feuer warteten.

Erst jetzt spürte er sich selbst. Das Feuer erlosch und er blickte zu seinen Füßen hinunter. Er stand inmitten seiner eigenen Asche. Aber er lebte. Sein Herz klopfte freier als je zuvor. Seine äußere Hülle verbrannte. Doch die warme, blutgetränkte Asche war der nährstoffreiche Boden für ein neues Leben. Verbrannt und neu geboren setzte er sich neben die Feuerstelle. Es waren keine Flammen mehr zu sehen, aber er spürte eine tiefe Wärme. Doch diese Wärme kam nicht von der Asche vor ihm. Sie kam tief aus seinem Herzen. Ruhig, kraftvoll und lebendig. Er schloss die Augen und sah zum ersten Mal. Sein Körper durchströmte ihn mit tiefer Wärme. Es war das Gefühl von Heimat. Wie lange hatte er sich danach gesehnt. Wie oft hatte er versucht, seinen Eltern seine Stärke zu beweisen, um ihre Liebe zu spüren. Wie viel er gejagt hatte, um die Liebe seiner Frau zu gewinnen. Wie sehr er sich bemühte, das Dorf aufzubauen, um eine Heimat zu finden. Doch alles musste verbrennen, um endlich die Heimat in ihm selbst zu erkennen.

Er erwachte aus einer endlosen Nacht. Die Sonne wärmte ihn, bevor er die Augen öffnete. In dieser Nacht waren seine schwarzen Haare weiß geworden wie Asche. Er verbrannte einsam und allein. Und er erwachte in tiefer Verbindung. Er hörte den Adler über sich schreien. „Jetzt bist du stark geworden“, hörte er den Medizinmann durch den Wind flüstern. Zum ersten Mal lief eine Träne leise und warm über seine Wange und verband sich mit der Erde. Er öffnete die Augen und richtete sich auf. Er wurde zum Native American. Einheimisch in sich selbst, verbunden mit seinem Ursprung. Zu seiner eigenen Heimat. Seine Hüllen mussten verbrennen, um aus seiner eigenen Asche neu geboren zu werden. Seitdem wurde er „der mit seinem Herzen verbunden ist“ genannt.

## Das richtige Leben

(End of the world, Kadmium)

Er hatte alles richtig gemacht. Schon als Jugendlicher hatte er seinen Perfektionismus bemerkt, als er selbst eine ethische Abhandlung über das richtige Leben schrieb. Fast jeden Tag nahm er sich Zeit, um an seiner Schreibmaschine sein Pamphlet zu verfassen. Es klang sehr moralisch, idealistisch, beinahe ritterlich. Er schrieb es für sich. In sich drinnen war er haltlos. Die Abhandlung sollte ihm Halt geben. Ihm fehlte ein klarer Nordstern. Sein Vater war Alkoholiker und er musste früh erkennen, dass er von ihm nichts lernen konnte. Im Gegenteil, genau dieses Leben wollte er nicht führen. Seine Mutter war depressiv. Das war ihre Art, mit dieser Beziehung umzugehen. Wenn ihr Mann nicht Herr seiner Sinne war, dann katapultierte sie ihre Psyche in ein schwarzes Loch. Das sah man nicht, aber es zog alles in sich hinein. Jedes Licht. Als er das erste Mal erfuhr, was „Depressionen“ waren, verstand er plötzlich, womit er es bei seiner Mutter zu tun hatte. Völlige Antriebslosigkeit, kein Gegenüber, nichts, das etwas vom Leben genießen konnte. Eine ständige Leere, übertüncht von täglicher Schminke. „Es muss ja nicht jeder sehen, wie es in mir drinnen aussieht“, hörte er sie einmal vor dem Spiegel sagen. Sein Vater war morgens immer sehr müde, rasierte sich und wusch sich. Doch seine Sorgen konnte er nicht abwaschen. Am Morgen konnte man noch mit ihm reden. Nichts Tiefgreifendes, aber zumindest konnte er klare Sätze formulieren. Am Abend klang er eher wie klebriger Brei. Er arbeitete bei der Post und sortierte im Lager verschiedene Pakete. Am Abend war er müde und versank auf seiner Couch. Meistens kam er schon angetrunken nach Hause, nachdem er noch seine Freunde in der Bar getroffen hatte. Vielleicht trank er auch während der Arbeit; sein Flachmann war sein treuer Begleiter. Zuhause konnte man die leeren Bierflaschen zählen. Statt einer Sonnenuhr gab es bei ihm eine Bieruhr. Als er noch ein Kind war, hatte sein Vater die leeren Flaschen versteckt. Man konnte immer nur das eine Bier sehen, das er gerade trank, und konnte nicht erahnen, welchen Verlauf der Abend nahm. Später war ihm nicht einmal mehr der Schein wichtig, und die leeren Flaschen stapelten sich neben seiner Couch. Am Anfang stritten seine Eltern zumindest noch. Später konnte er nur noch den Fernseher hören. Er schaute Fußballspiele, sie wischte ständig auf ihrem Handy herum. Was hätten sie wohl ohne Fernseher und Handy gemacht?

Er entwarf seine eigene Lebensphilosophie. Das Negativbeispiel konnte er täglich beobachten. Seine Eltern waren nicht diejenigen, die ihm sagten, er solle lernen, da er sonst nichts im Leben erreichen würde. Sie lebten ihm den Worst Case vor. Aus dieser Perspektive war das eine durchaus sinnvolle Kindererziehung. Sie lebten ihm vor, was passiert, wenn man sich gehen lässt, sich aufgibt. Er war genau anders. Gut in der Schule, modisch angezogen, freundlich zu seinen Mitmenschen, Alkohol oder Drogen hatte er nie genommen. Irgendwann hörte er, dass der psychologische Begriff „Resilienz“ aus einer Studie entstand, in der Kinder beobachtet wurden, die trotz schwieriger Verhältnisse gesund blieben. Ja, das war sein Leben. Resilienz. Gesund trotz oder genau wegen seiner Familie. Er studierte Jura, zog früh aus, um der Betäubungsmaschine und dem trägen schwarzen Loch zu entkommen, lebte in einer kleinen Wohnung, sparte sein Geld langfristig, lernte eine Frau kennen, zog mit ihr zusammen und sie wurde schwanger. Er überlegte immer, welche Entscheidung die richtige wäre, basierend auf seinen grundlegenden Werten und seiner ethischen Verantwortung gegenüber der Umwelt. Er aß meistens vegan, machte regelmäßig Sport und traf sich jeden Samstagmorgen mit Freunden zum Joggen und anschließendem Brunch. Er war Mitglied einer Partei in seiner Stadt, spendete jährlich für karitative Zwecke und postete einmal wöchentlich neue Einblicke auf seinem Instagram-Kanal „good.life“. Er hatte ein gutes Leben. Er hatte sich richtig entschieden.

Er musste zweimal nachfragen, als die Ärztin ihm die Krebsdiagnose mitteilte. Er verstand das Wort „Endstadium“ nicht. „Das Ende wovon?“, fragte er zweimal nach. Die Ärztin blickte ihn dabei empathisch und sehr einfühlsam an. Nach einer langen Zeit sagte sie, dass jedes Leben zu Ende geht. „Manche früher als geplant.“ Er verstand dieses Ende jedoch nicht. „Aber ich

habe nie geraucht. Ich habe keinen Alkohol getrunken. Ich bin sportlich. Ich esse gesund. Ich arbeite auch nicht zu viel. Ich habe viele Freunde. Mein Beruf macht mir Spaß und ich finde ihn auch sinnvoll." Aber die Ärztin nickte nur verständnisvoll. „Sie scheinen sehr genau gewusst zu haben, wie Sie Ihr Leben gestalten wollten“, antwortete sie sanft. Da war wieder das Unverständnis. „Wollten“. „Ich will es weiterhin“, sagte er zu sich selbst und verließ ohne weiteren Kommentar das Krankenhaus. Es hätte nur eine Routineuntersuchung sein sollen. Die Autos zogen an ihm vorbei, die Menschen gingen an ihm vorbei, er ging ziellos an sich vorbei. Immer geradeaus. Was ist jetzt das Richtige?

Am nächsten Morgen sah er sich in den Spiegel. Er sah gesund aus. Er streckte die Zunge heraus und betrachtete sie. Er wusste nicht genau, wie er seine Zunge diagnostizieren sollte, doch sie sah aus wie immer. Da stand er also und zeigte sich selbst die Zunge. Das Spiegelbild, das ihm die Zunge zeigte. „Warum zeigst du mir die Zunge?“, fragte er verärgert sein Spiegelbild. „Warum du mir die Zunge zeigst, habe ich gefragt!“ Er blickte sich selbst wütend in die Augen. Der sanftmütige Mann veränderte sich. Ein Schatten kam hervor, den er so lange nicht hatte sehen können. „Da hast du jetzt dein richtiges Leben, du Idiot“, hörte er ihn sagen. „Willst du jetzt auch noch richtig sterben? Willst du deinem noch nicht einmal geborenen Sohn einen Brief schreiben und ihm sagen, dass er ein gutes Leben führen soll? Du wirst sterben. Hast du das noch immer nicht begriffen?“ Stille. Eine Ewigkeit lang Stille. Dann ein Schrei und ein so heftiger Schlag gegen den Spiegel, dass dieser zerbrach. Seine Faust war aufgeschlagen, ein Stück Glas steckte darin. Verwirrt ließ er Wasser über seine Hand fließen und entfernte den Splitter. Im kleinen Glasstück sah er erneut seinen Schatten. „Du kannst mich nicht mehr verdrängen. Jetzt nicht mehr“, vernahm er ihn unhörbar, und er erschauerte.

Er zog seine Joggingschuhe an und ging laufen. Er brauchte jetzt wieder Halt unter den Füßen. Routinen. Klarheit. Jeder Schritt beruhigte ihn. Doch dann vernahm er das Geräusch. Bei jedem Laufschrift. Jedesmal, wenn er den Boden berührte, ächzte ein Wort nach dem anderen in sein Bewusstsein. „Du ... wirst ... sterben. Du ... kannst ... nicht davonlaufen.“ Er schrie wutentbrannt auf, steckte sich die Kopfhörer in die Ohren und drehte die Musik laut auf. Normalerweise hörte er nie auf die Liedtexte, doch diesmal war es anders. Sie brannten sich in sein Bewusstsein. „it starts with an earthquake ... eye of a hurricane, listen to yourself churn ... It's the end of the world as we know it ...“ Er lief zurück in die Wohnung, in die Dusche, drehte das Wasser heiß auf und atmete tief ein und aus. Tief einatmen, tief ausatmen. Und plötzlich konnte er es nicht mehr zurückhalten. Sein Körper begann zu zittern. Die ganze verdrängte Angst vor einem schlechten Leben brach in sein Bewusstsein ein. Er klappte zusammen, kniete sich in der Badewanne auf den Boden, schrie, weinte, übergab sich und sah zu, wie all das, was er so lange vor sich selbst versteckt hatte, aus ihm herauskam. Er schlug seine Fäuste gegen den Badewannenboden, schrie, bis er nicht mehr konnte, und gab schließlich vor Überanstrengung auf. Sein Hals brannte, sein Bauch schmerzte. Er blickte mit seinem Gesicht hinauf in den Wasserstrahl. Er hörte nichts mehr. Nur noch das Rauschen des Wassers. Weißes Rauschen. Keine inneren Stimmen mehr.

Während er ins Wasser blickte, begann er plötzlich zu lachen. Unvermutet. Laut und heiser vom Schreien lachte er, noch mit verkrampten Gliedmaßen. Er lachte. Es war anfangs ein verrücktes, irrsinniges Lachen. Ein Lachen, vor dem man Angst bekommen würde. Der Schatten, der den Körper übernahm. Eine Transformation. Ein schmerzvolles Gebären lang verdrängter Tiefe, die endlich hinauswollte. Ein völlig neues Lebensgefühl. Als er die Augen öffnete, sah er seine Spiegelung im Wasserhahn. Ein tiefer, neuer Blick. Langsam stand er auf. Ruhig und klar. Er drehte das Wasser ab, nahm ein Handtuch und wusch sein altes Leben ab. Die feuchte Luft fühlte sich frisch und lebendig an. Das erste Mal in seinem Leben.

Er zog sein elegantestes Hemd und seinen teuersten schwarzen Anzug an. Seine Haare frisierete er glatt nach hinten. Tür auf ins neue Leben. Tür zu vom alten Leben. Ohne nachzudenken betrat er seine Firma. Mitten hinein in das Büro seines Chefs. „Friedrich, haben wir heute einen Termin?“ Er ging zu ihm und schlug ihm mit voller Wucht ins Gesicht. Sein Chef schrie auf

und hielt sich die blutige Nase. „Bist du vollkommen verrückt geworden?“, schrie dieser ihn an. „Das ist dafür, dass du meine Frau geschwängert hast“, flüsterte er eiskalt. Angsterfüllt sah ihn sein Chef an, bevor er einen Tritt zwischen die Beine erhielt. Sein Körper wurde nach hinten geworfen. Er schrie schmerzerfüllt auf. „Und das ist dafür, dass du mich ständig abgewertet hast.“ Er ließ ihn gekrümmt vor Schmerzen am Boden liegen, drehte sich um und verließ die Firma.

Er klingelte an dem Haus seiner Eltern. Sein Vater sperrte die Türe auf, er war schon lange Pensionist. „Friedrich?“, fragte er ihn. Er ging hinein. „Papa, du bist ein Säufer.“ Sein Vater sah ihn wütend an. „Wie kannst du es wagen, so mit mir ...“ Aber sein Sohn drückte ihn kraftvoll zurück auf das Sofa, auf dem er sich ständig versteckte. Die vier leeren Flaschen auf dem Tisch wackelten und fielen dann eine nach der anderen zu Boden. „Du hast dein Leben weggeworfen. Durch dein ständiges Saufen. Und damit hast du auch mein Leben weggeworfen. Du warst nie für mich da. Und jetzt ist es zu spät.“ Wollte sein Vater weinen? Nein, er hielt sich zurück. Er wollte sich nicht einmal in dieser Situation der unerträglichen Wahrheit stellen. Er blickte ihn nur starr an. Seine Mutter kam langsam in ihrem Bademantel ins Zimmer. Zersauste Haare, müde, depressiv. „Friedrich?“, fragte sie schwächlich. Er ging zu ihr und sah ihr in die Augen. „Du hast dich aufgegeben. Du hast mich aufgegeben. Und jetzt ist es zu spät.“ Erschrocken nahm die Mutter ihre Hände vor das Gesicht, als ob sie das Offensichtliche verstecken könnte. Er ging zur Tür. „Ich wollte mich eigentlich bei euch verabschieden. Aber ich habe mich schon als Kind von euch verabschiedet.“ Er öffnete die Tür und verließ seine Familie endgültig. Er schloss die Tür. Abschluss. Er spürte keine Traurigkeit. Er hatte sie schon lange hinter sich gelassen. Es war nur noch der Punkt eines Satzes, der schon längst geschrieben war.

Er ging hinauf. Die Bergstraße entlang. Zu dem Aussichtspunkt, an dem er seine Freundin zum ersten Mal geküsst hatte. Er stellte sich auf die kleine Mauer. Wie tief es hinunterging. Von hier sah er alles. Alle seine Illusionen. Alle seine Wünsche. Den Wunsch des Jungen, eine Familie zu haben. Der Wunsch nach Nähe und Geborgenheit. Nach Unterstützung und Orientierung. Nichts davon hatte er je erfahren dürfen. Eine Mutter, die ihm die Lebensenergie raubte. Ein Vater, der sich selbst aus dem Leben katapultierte. Zwei entseelte Zombies als Vorbilder. Und er wollte anders sein. Ganz anders. Richtig leben. Doch er bemerkte nicht, wie er selbst zum Zombie wurde. Das Gleiche in Grün. Ein Zombie, der sich seine eigene Welt erschuf. Anstatt sich in Depressionen und Drogen zu verlieren, erschuf er sich eine heile Welt. Mit klaren Regeln und ethischen Vorgaben. Statt zu leben, folgte er seinen eigenen maßgeschneiderten Gesetzen. Er gestaltete sein Leben nach seinen Vorstellungen und verdrängte alles, was nicht dazu passte. So wurde sein Leben zum perfekten Roman. Genau so, wie es sein sollte. Der resiliente Junge aus schwierigen Verhältnissen, der sein Schicksal überwand. Er bemerkte jedoch nicht, dass er dadurch selbst zum seelenlosen Zombie wurde. Gutaussehend, intelligent, sozial ... , aber ein Zombie.

Während seine Eltern fernsahen, inszenierte er seinen eigenen Film. Den perfekten Film, der genau so gespielt werden musste. Mit einer steilen Karriere und einer schönen Frau. Er wusste, dass sein Beruf ihn nicht erfüllte. Aber er passte in seinen Lebensfilm. Er wusste, dass seine Freundin ihn betrog und dass das Kind nicht von ihm war. Aber von außen passte eine Familie in seinen Lebensfilm. Und dieser durfte nicht vom Schatten gestört werden. Wie lange wusste er eigentlich schon, dass er Krebs hatte? Die anonymen Bluttests. Die Hinweise der Ärzte im Ausland. Doch das passte nicht in seinen Lebensfilm. Er hatte es einfach verdrängt. Bis zum Ende. Bis zum bitteren Ende des Films.

Er atmete tief ein und aus. Er war zu seinem eigenen Schatten geworden. Und dieser musste niemandem mehr gefallen. Er hatte keine Rolle in dem Film. Der Schatten erscheint, wenn der Film vorbei ist. Im Endstadium. Im Epilog. Wenn sich der Schauspieler noch ein letztes Mal verbeugt und plötzlich nicht mehr die Rolle, sondern der Mensch ist. Der Mensch hinter der Rolle. Der Mensch, den man nicht sehen sollte. Erst mit dem letzten Satz, nach dem Punkt, wird wieder der Mensch gesehen. Jetzt erst erkennt man die ganze Schminke auf seinem Gesicht.

Jetzt erst wird einem das Kostüm bewusst, das er die ganze Zeit trug. Jetzt wird das Saallicht angeschaltet und man erkennt das Spiel vor dem Publikum. Die Show. Die Inszenierung. Die Requisite, die nie lebendig war. Hier steht er nun. Das Ende ist wie der Beginn.

Er nahm sich selbst behutsam in den Arm und streichelte sich. Vielleicht bemerkte er dabei zum ersten Mal, dass er sich selbst vergaß. Er hätte sich selbst Nähe und Geborgenheit schenken können. Er hätte für sich selbst da sein können. Und da merkte er es. Es ist noch nicht zu spät. Es ist noch nicht zu spät, für sich selbst da zu sein. Seine ganze Last, sein Spiel, seine Masken fielen ab, schmolzen in der Abendsonne und zum ersten Mal begann er, zärtlich zu weinen. Nicht aus Angst, sondern aus Zuneigung zu sich selbst. Der Schauspieler, der sich selbst erkennt und liebevoll in die Arme nimmt. Er hat sein Leben immer als Komödie gesehen, so leicht und schön, wie es war. Erst jetzt sah er seine eigene Tragödie. Wie sehr er sein Leben richtig leben wollte. Wie absurd dieser Wunsch gewesen war. Das verstand er plötzlich. Er akzeptierte es und nickte sich mitfühlend zu. Er stand knapp vor dem Abgrund und blickte in die Tiefe. „Du hast dich wirklich redlich bemüht“, flüsterte er sich selbst leise zu.

Er stieg auf die Brüstung und blickte in die Abendsonne. Unter sich sah er das Publikum. Es klatschte ihm Beifall. „Bravo! Bravo!“, hörte er sie rufen. Er hatte ein perfektes Stück gespielt. Er verbeugte sich tief. Endlich ohne Maske. Endlich außerhalb seiner Rolle. Er sah sich zum ersten Mal selbst. Unter ihm sah er seine Eltern. Sie klatschten ihm stolz zu. „Das ist mein Sohn“, hörte er seinen Vater einem Nachbarn sagen. „Mein Sohn“, hörte er auch seine Mutter sagen, die ihn freudestrahlend anblickte. „Mein geliebter Mann“, las er von den Lippen seiner wunderschönen, schwangeren Frau in der ersten Reihe. Er hörte die begeisterten Pfiffe seiner Freunde, die ihm zujubelten. Sein Chef verbeugte sich respektvoll vor ihm. „Chapeau“, hörte er ihn mit tiefer Stimme rufen.

Sie alle waren noch in ihren Rollen, ohne es zu wissen. Er genoss diesen letzten Moment, zog sich aber bereits seine Perücke und Maske aus. Er zog sich aus. Sein schönstes Gewand legte er behutsam neben sich. Das Stück ist zu Ende. Jetzt hätte er springen können. Doch dann besann er sich. Er wollte kein dramatisches Ende inszenieren. Er wollte ein authentisches Ende leben. Mit all dem innewohnenden Schmerz und der beseelten Freude des Lebens. Eine leise Träne rann ihm über das Gesicht. Nackt, unperfekt und undramatisch verließ er die Bühne und stieg von der Brüstung hinunter. Was würde ihn erwarten? Eine Frau, von der er sich trennen würde. Eine Firma, die ihm wahrscheinlich bereits gekündigt hatte. Eltern, die ihn vielleicht nicht mehr sehen wollten. Und der Krebs, der ihn langsam in den Tod führen würde. All das akzeptierte er. Er akzeptierte sein Leben. Sein Schicksal. Seine Verantwortung. Sein Versuch, aus seinem Leben auszubrechen. „Es wird nicht das richtige Leben sein“, sagte er zu sich selbst. „Aber es wird mein Leben sein.“ Und so ging er wieder den Berg hinab. Nackt. In der Abendsonne. Mit seinem Schatten, der ihn begleitete. Hinein in sein eigenes Leben. Das Theaterstück war vorbei. Das echte Leben begann.

## Der Weltenwanderer

(The Sound of Silence, Disturbed)

Er ging auf dem schmalen Grat zwischen den Welten. Erschöpft. Einen Schritt nach dem anderen. Die Hitze von der einen Seite, die Kälte auf der anderen Seite spürend. Er blickte auf seine rechte Hand. Wie viele Wunden er sah. Dunkle Asche, die seine zweite Haut geworden war. Darunter verbrannte und geschundene Haut. Lebendig, aber verletzt. Zerfetzt. Und seine linke Hand? Fein, gesund. Keine Narben, aber auch keine Geschichten. Er ging weiter. Schritt für Schritt. Die Hitze auf der rechten Seite seines Gesichtes fühlend. Die warme Träne, die hinunterfloss, die er mit Stolz trug. Der Rebell, der kämpfte. Auf der linken Seite die starre Kälte. Eisiger Wind der Schönheit. Eine kalte Sonne, die über die Industrielandschaft schien.

Er ging weiter. Humpelte er? Er hatte einen geraden Blick. Ein starker Rücken, der ihn trug. Bevor er den Blick nach rechts richtete, wusste er bereits, dass sich sein Kopf bewegen würde. Er hatte nur Angst, alles wiederzusehen. Eine zerstörte Stadt. Eingestürzte Häuser. Ruinen einer schönen Vergangenheit. „Wie viele Bomben sind wohl eingeschlagen“, fragte er sich leise. Er konnte sie noch hören. Er konnte sich noch daran erinnern, wie er mit seinen Freunden in der Straße gespielt hatte. Sie kamen so leise. Ein kaum hörbares Rauschen, das durch den Wind zog. Ein Windhauch. Ein Windhauch, der die Samen der Pusteblume in die Höhe begleitete, zusammen mit dem Lachen der Kinder. Wie oft sie ihnen hinterhergelaufen waren. Den fliegenden kleinen Schirmchen. Vielleicht war es der evolutionäre Grund der Pusteblume, den Kindern ein Lächeln zu schenken. „Jedes Mal, wenn sie meine Samen in die Welt verteilen“, dachte sie sich, „werden sich die Kinder darüber freuen“.

Vielleicht war ihr primärer Grund, nicht als Spezies weiterzuexistieren. Vielleicht war sie vor allem für das Lächeln entstanden. Ein lebenslanges Warten als Blume, bis endlich der Windhauch der Kinder kam. Zunächst war es für sie etwas irritierend, dass dieser Wind so viel stärker war als die Winde zuvor. Am Anfang noch etwas zögerlich, die lang herangereiften Samen wirklich loszulassen. Alle potenziellen eigenen Kinder fliegen zu lassen. Aber dann, in die großen Augen der Kinder blickend, die angestrengt ihre Luft auf die Blume bliesen, gab sie nach. Sie ließ sie ihre Samen liebevoll gehen, ließ sie fliegen, in die Ungewissheit des Lebens. „Guten Flug“, rief sie ihrer nächsten Generation nach. Ein Gefühl unendlicher Glückseligkeit durchströmte sie, als sich die Gesichter der Kinder veränderten. Von angestrengtem Pusten zu erlösendem Lachen und dem Hinterherlaufen der Samen. Ein Flug in eine neue Zukunft.

Doch der Windhauch der fliegenden Bomben hatte ein anderes Ziel. Der Kopf der Kinder drehte sich noch gen Himmel, als sie den brutalen Stahlkörper erschrocken erblickten. Und dann kam die Explosion. Das gleißende Licht, das Menschen erblinden ließ. Die Schallwellen, die sämtliche Körper wegschleuderten. Die verstummten Schreie im Augenblick der Verwüstung. Das Brechen der Glasscheiben. Die scharfen Splitter am Boden. Die Betonwände, die im selben Moment des Einschlags aufgaben. Einstürzten. Zusammenbrachen. Und dann, für einen kurzen Moment, diese fürchterliche Stille. Bis die zerstörte Welt wieder die Augen öffnete. In diesem Augenblick nahm sie den tiefen Schmerz wahr. Die zerfetzten Gliedmaßen. Die zerbrochenen Herzen. Die zerstörten Häuser. Der unendliche Schmerz beim Aufwachen in den Alptraum der Realität. Und der plötzliche Schwenk in die Taubheit. So viel Schmerz, dass Gefühllosigkeit wie Balsam wirken wollte. Suchende Blicke in der Orientierungslosigkeit. Verzweiflung angesichts der schrittweisen Erkenntnis des Verlusts. Verlust von sich selbst. Von anderen Menschen. Von dem gerade noch vorhandenen Leben. Der erste Einschlag ist der schlimmste, heißt es. Er befördert dich in eine andere Welt. In die Welt des Krieges. Die Tage, Wochen, Monate und Jahre danach waren die Fortsetzung dieses ersten Einschlags. Sie hatten ihn irgendwie erwartet, aber sie konnten ihn sich nicht vorstellen.

Wie einsam er als Kind war. Manche Kriege schweißen Menschen zusammen. Andere reißen sie auseinander. Er wurde zerrissen. So wie seine Haut in Fetzen an ihm herunterhing, so hing auch sein Leben in Fetzen. Offene Wunden, die nicht mehr heilen wollten. Er war der Schatten

seiner selbst. Gesichter, die zu Fratzen wurden. Es war das Chaos, das jeden Zusammenhang auseinanderriß. Keine Zusammenhänge mehr. Tohuwabohu. Eine wüste, leere, formlose und öde Welt. Chaos. Ein formloser und leerer Raum.

All das gestaltete Leben wurde auseinandergerissen. Das Feuer, das zuvor für wärmende Gemütlichkeit gesorgt hatte, wurde zu einer vernichtenden und zerstörenden Energie. Seine Kleidung war zerrissen. Seine Schuhe, die seine Füße schützen sollten, waren zerfetzt. Er schleifte nur noch eine halbe Sohle nach. Eine Welt, die zerstört wurde. Zerrissen und substanzlos. Er fühlte seine Teile in der Stadt verstreut. Sie war kein sozialer Organismus mehr. Düstere Leere. Und der tägliche Versuch, irgendwo etwas Essbares oder Trinkbares zu finden. Untote, die durch die gestorbene Stadt hausten, um ihr Leben noch einen weiteren Tag zu verlängern. Neben so vielen Leichen. Neben so viel Zerstörung, an die man sich irgendwann gewöhnte. Taub wurde. Eine weitere verwesende Leiche, die von Raben gefressen wurde. Er sah seine eigene Zukunft in diesen materiellen Resten von anderen Menschen. „Und irgendwann werden auch mich die Raben und Hunde fressen“, dachte er und ging erschöpft weiter. Willenlos. Dem Überlebensinstinkt seines Körpers folgend.

Langsam wandte er seinen Blick von der rechten Seite wieder ab. Traurig. Sein Bein war noch immer gezeichnet von dieser Vergangenheit. Wie lange er dort gelebt hatte. Seine gesamte Kindheit. Er sah sich noch, wie er als junger Erwachsener die ersten Schritte aus diesem Chaos unternahm. Irgendetwas zog ihn aus der zerstörten Stadt heraus. Es war kein klarer Gedanke. Vielleicht waren es einfach die Sonnenstrahlen, die er am Horizont sah. Die Hoffnung, dass es ein anderes Leben gab. Wie viel Anstrengung er aufbrachte. Es war ein ewiger Weg. Aber er hatte auch nichts zu verlieren. Wenn man sich selbst verloren hat, verliert man auch die Angst um das eigene Leben. Irgendwann kam er an genau diesen Weg, auf dem er jetzt ging. Er blickte hinunter. Der Scheideweg zwischen den Welten.

Er atmete auf. Auch damals atmete er nach einer Ewigkeit wieder auf und spürte einen Windhauch. Er spürte die tiefe Schwere, aber nach langer Zeit auch wieder einen Hoffnungsschimmer. Er sah auf der anderen Seite des Weges die neue Stadt vor sich. Sauber. So unglaublich sauber. Gab es hier überhaupt Staubkörner? Er humpelte hinein. Hochhäuser aus Stahlbeton und Glas ragten in den Himmel. Glänzend, klar. Bäume, die ästhetisch auf den Seiten der Straßen angepflanzt worden waren, säumten die Promenaden. Die Menschen gingen aufrecht. Sie trugen frisch gebügelte Kleidung. Ihre Augen waren nach vorne gerichtet. Gerade, stramm. Irgendwie gingen alle etwa gleich schnell. Schön, auf ihre ganz eigene Art und Weise. Er erinnerte sich an den ersten Windhauch, als er diese neue Welt betrat. Alles war so anders. Es gab keine Pustebumen. Er spürte lediglich einen leichten, stetigen Wind. Nicht einmal einen Hauch. Es war der Wind, der eine neue Phase in seinem Leben einläutete.

Ein rhythmischer, kontrollierter Wind. Angenehm, klar, strukturiert. Er war genau so stark, dass die Fahnen vor den Hochhäusern stramm in der Luft standen. Aber nicht so stark, dass die Frisuren der Damen und Herren verweht wurden. Es war genau der richtige Wind. So, wie man es sich vorstellen würde, wenn man an Wind denkt. Es war eine gedachte, vorgestellte Welt. Séder. Eine klare Ordnung und Struktur. Harmonie. Er hörte aus einem Fenster einen Dreiklang von einem Klavier. Kosmos. Eine schöne, ordentliche und wohlgeordnete Welt. Er sah die schönen Frauen in ihren Blusen und Röcken. Die Männer in ihren Anzügen und Krawatten. Die Autos waren frisch poliert und stolz. Ein roter Porsche mit einem gewinnenden Lächeln. Er wusste, dass er auffiel. Er sonnte sich in seinem eigenen Glanz. Seine Felgen waren hochglanzpoliert. Selbst der Ruß am Auspuff wirkte erhaben.

Er selbst fiel nicht auf. Niemand wunderte sich über sein Aussehen. Sie sahen einen von ihnen. Sie konnten sein Leid nicht einmal wahrnehmen. Es war eine andere Welt, die sie nicht kannten. Und sie sahen nicht, was sie nicht kannten. Es war ein Mensch wie sie. Es dauerte nicht lange und er humpelte nicht mehr, sondern ging so gerade wie alle anderen. Irgendwann besorgte er sich frische Kleidung. Hier hatte jeder Geld. Es war nicht denkbar, keines zu haben. Irgendwann lebte er in einer Wohnung. Sie war geputzt, sauber, schick. Als er in einen Spiegel blickte,

schiene seine Narben verheilt zu sein. Statt herunterhängender Haut, sah er nun eine glatt polierte Haut. Rein und sauber wie der rote Porsche. Er musste nichts tun, die Welt veränderte ihn von allein. Hier gab es kein Leid. Eine Welt, in der es kein Leid gab, konnte auch kein Leid wahrnehmen. Als ob er als leidender Mensch in einen Zeichentrickfilm kam. Eine gezeichnete Figur hatte kein Blut mehr. Die Hühnerkeule bestand aus reinem Fleisch und einem sauberen Knochen. Wie wenn schmerzende Worte in ein Bild fallen würden. Wenn es keine Worte gibt, werden auch keine Worte wahrgenommen. Das „W“ wird zu einer Zickzacklinie, das „o“ zu einem Kreis, das „r“ sah als Bild wie ein Wasserhahn aus. Die schweren Worte werden zu fliegenden Bildern.

Und so lebte er in der heilen Welt. Er arbeitete wie jeder andere auch. Sogar noch etwas besser. Irgendwann hatte er eine Freundin, traf sich mit Freunden, ging abends zu Dinners und fuhr mit seinem Porsche durch die Stadt. Es war eine schöne Welt. Alles war in Ordnung. Aber er fühlte sich leer. Wie konnte er sich leer fühlen, obwohl er das volle Leben in vollen Zügen auskostete? Irgendwann versuchte er, die Hühnerkeule auf seinem Teller zu schmecken. Sie schmeckte nach der Vorstellung einer Hühnerkeule. Eine geschmacklose Vorstellung. Er berührte mit seiner Hand die Glasscheibe in seinem Büro. Sie fühlte sich kalt an. Ein wunderschöner Blick über die Stadt, aber das Gefühl von Einsamkeit. Seine Freundin, mit Bluse und Rock wie alle anderen Frauen in dieser Welt, holte ihn ab. Küsschen links, Küsschen rechts, mit dem Aufzug hinuntergefahren und hinaus auf die Straßen, auf denen der gleichmäßige Wind blies.

Die Fahnen wehten. Gerade und ordentlich wie immer. Die Sonne schien wie jeden Tag. Doch erst jetzt wurde ihm bewusst, dass er die Sonne zwar sah, aber nicht spürte. Er blieb stehen und schloss die Augen. Schockiert stellte er fest, dass er die Sonnenstrahlen nicht spürte. Die Sonne schien. Sie sah aus wie die Sonne. Auf all den Selfies mit seiner Freundin hatten sie die Sonne hinter sich. Die aufgehende Sonne, die Mittagssonne, die untergehende Sonne. Aber er spürte die Sonne nicht. Existiert die Sonne, wenn man sie nicht spürt? „Komm schon“, drängelte seine Freundin, die zur Ausstellung gehen wollte. Zu weiteren Fassaden des Lebens. Hüllen, die sich mit Hüllen unterhielten. Nach Jahren, oder waren es Jahrzehnte, blickte er wieder auf die andere Seite. Auf die Seite der zerstörten Stadt seiner Kindheit. Er hatte sie vollkommen vergessen. Verdrängt. In dem hochglanzpolierten Magazin des Lebens war der Schmerz von früher nicht mehr präsent. Wie angenehm das war. Wie erleichternd. Wie schön war diese Vorstellung von Perfektion und einem wohlgeformten Leben. Und doch war es eine Vorstellung, die sich leer anfühlte.

Er verabschiedete sich nicht von seiner Freundin, sondern ging einfach. Vielleicht hatte es nie eine echte Verbindung gegeben. Sie drehte sich um, war kurz traurig und lernte bei der Ausstellung einen neuen Mann kennen. Und schon war sie glücklicher als je zuvor. Das Leben der Hüllen kannte keine echten Probleme. Verstört und orientierungslos ging er wieder in Richtung der zerstörten Stadt. Mit jedem Schritt bemerkte er, wie er sich veränderte. Der Wind war nicht mehr so kontinuierlich, es kamen eine kurze Böen, die seine Haare aus ihrer Ordnung brachten. Seine Kleidung wirkte nicht mehr straff und frisch gebügelt. Seine Haut ließ wieder seine Narben sichtbar werden. „Will ich wirklich weitergehen“, fragte er sich nachdenklich. Er warf einen kurzen Blick zurück zum Kosmos, zur wohlgeformten Welt. Doch es war nur ein Blick. Seine Füße gingen weiter. Wie damals, als sie aus dem Chaos gegangen waren.

Er ging den Weg hinauf. Vor ihm lag wieder die zerstörte Stadt. Heiß, zerrissen, verbrannt. Hinter ihm lag die kalte Ordnung, wohlgeformt und leer. Er drehte sich. Es war das erste Mal, dass er beide Welten gleichzeitig wahrnahm. Er kannte sie beide. Wie viele Jahrzehnte er in diesen unterschiedlichen Welten gelebt hatte. Wie unvorstellbar die jeweils andere war, während er sich in der einen befand. Er spürte, dass er in keiner der beiden Welten mehr leben wollte. Dass er in keiner von ihnen mehr leben konnte. Und doch waren sie ein Teil von ihm. Er blickte nach vorne. Er atmete tief ein und aus. Das falsche Lächeln auf seiner linken Gesichtshälfte entspannte sich langsam. Die brennende Träne auf seiner rechten Wange versiegte. Und er ging los. Schritt für Schritt. Er ging auf dem schmalen Grat zwischen den

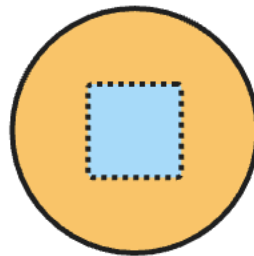
Welten. Erschöpft. Einen Schritt nach dem anderen. Er spürte die Hitze auf der einen und die Kälte auf der anderen Seite. Beide hatten ihn geformt. Beide kannte er. Nur sich selbst kannte er noch nicht. Auf diesem Grat war er weder das eine noch das andere und gleichzeitig auch beides.

Es war das Gefühl von Ungewissheit. Manchmal verspürte er den Drang, in das Chaos oder den Kosmos zu fliehen. Doch er ahnte, dass etwas Neues entstehen wollte. Er wusste nur noch nicht, was. Er blickte auf die rechte Seite. Er erinnerte sich an all die Qualen, die er durchleben musste. Wie tief seine Traurigkeit und Einsamkeit in seiner Kindheit gewesen waren. Er blickte auf die linke Seite. Wie wenig er dort an Zerrissenheit litt. Aber wie wenig er sich selbst dort spürte. Wie kalt die Vorstellung der Sonne war.

Und er ging weiter. Vor ihm sah er die neue Sonne. Sie war angenehm. Sie brannte nicht wie die rechte Sonne, war aber auch nicht so kalt wie die vorgestellte linke Sonne. Er schloss die Augen und ging weiter. Er folgte seinem Gefühl. Es prickelte leicht in seinem Bauch. Es war ein neues Gefühl. Weder Schmerz noch Taubheit. Ein Kribbeln. Ein kleiner Samen der Pusteblume, der losflog. Er flog los, hinein in die Ungewissheit. Wo würde er wohl landen? Und zum ersten Mal in seinem Leben lächelte er. Wie die Kinder, die lächelnd auf die Pusteblume bliesen. Ein Lächeln, das ihn in eine neue Welt entsandte. Frei fliegend in eine ungewisse Zukunft.

# Das Alte sterben lassen

Die Illusion der Hüllen erkennen  
Den Tod akzeptieren  
Das innere Leben aufblühen lassen  
Das Lachen erlauben



## Der Sekundenzeiger

(Sacred Cacao, Sari Seramor)

Der Wecker läutete wie immer um 7 Uhr. Es war Montag. Die letzte Woche war wieder einmal sehr intensiv. Es waren so viele Meetings angesetzt, dass er währenddessen aß und trank und technische Probleme vortäuschte, um kurz auf die Toilette gehen zu können. Auch der letzte Monat war intensiv. Eigentlich das gesamte Jahr. Oder waren es bereits Jahre? Sobald er in das Büro fuhr ergab das eine das andere. Dann gab es nur noch den Tunnelblick mit der Hoffnung nach dem Licht am Ende des Tunnels.

Am Ende einer Woche fragte ihn einmal seine Mutter, was er in dieser Woche getan hatte. Er konnte seine Tätigkeiten nicht benennen. „Ich hatte wirklich viele Meetings wegen des Mergers“, antwortete er ihr. Dann blickte er in seinen Kalender. Erst dann konnte er beginnen, seine Woche nachzuerzählen. „Am Montag war der deutsche Vorstand bei uns, und wir haben ihm unseren Standort gezeigt. Am Dienstag hatten wir mehrere Gespräche mit dem Betriebsrat, weil einige Mitarbeitende ihren Arbeitsplatz wechseln müssen. Und am Mittwoch ...“, aber er stockte. Seine Mutter sah ihn wohlwollend an. Wollte sie wirklich eine chronologische Aufzählung seiner Tätigkeiten hören? „Und wie geht es dir damit?“, fragte sie ihn vorsichtig. Sein erster Blick fiel auf den Kalender. Doch all diese Termine verriet ihm nicht, wie es ihm ging. „Wie es mir geht?“, fragte er etwas orientierungslos zurück. Er bemerkte einen weiteren hastigen Blick zum Kalender, als ob er dort die Antwort finden könnte. Er spürte in seinen Körper hinein, doch er spürte nichts Erzählenswertes. „Eh gut, danke. Und dir?“

Es war immer so viel gleichzeitig. Immer erst kurz vor dem nächsten Meeting bereitete er sich genau darauf vor. Und dann wurde es durchgeführt, meistens überdurchschnittlich gut. Seine Mitarbeitenden waren froh, dass er die Koordination des Mergers übernahm. Er hatte einen klaren, analytischen Blick und verlor nie das Lächeln. Den anderen zuhörend, Entscheidungen treffend, das nächste Meeting mitbedenkend.

Wenn er am Wochenende joggen ging, fluteten die Gedanken sein Gehirn, die er Schritt für Schritt weiterbearbeitete. Er schwitzte sie hinaus. Bei jedem Laufschrift wurde der Kopf zuerst in die Höhe und dann wieder hinunter auf die Erde bewegt. Bei jedem Stoß wurden seine Gedanken neu durchgeschüttelt. Wie bei einer Sandburg begannen die instabilen Teile langsam abzubröckeln. Er ließ die Sandburg auseinanderfallen, bis nur noch flacher Sand zu sehen war. Und dann begann er, die nächste Sandburg für die nächste Woche zu erbauen. Mit demselben Sand, aber einer neuen Konstruktion. Die neue Sandburg skizzierte er am Montagmorgen im ersten Call, um die Woche durchzugehen. Bis sie am Ende der Woche wieder zerbröckeln würde. Wie damals im Urlaub. Wie lange war sein letzter Urlaub her? Damals baute er mit seinem Neffen eine wunderschöne Sandburg. Es hatte Spaß gemacht, alles aufzubauen. Als sie am nächsten Tag zum Strand kamen, war sie verschwunden. Die Flut hatte sie zerstört. Nun war nur noch der flache Strand zu sehen, über den die Wellen immer wieder hereinbrachen. Er konnte noch immer die tiefe Enttäuschung seines Neffen spüren. „Eine Burg aus Sand zu errichten, ist nicht besonders nachhaltig“, sagte er damals spontan. Sie bauten eine neue, die am nächsten Tag wieder verschwunden war.

So vergingen die Wochen. Er baute eine Sandburg nach der anderen, die am Wochenende wieder von der Flut weggespült wurden. Was er denn getan habe, fragte ihn seine Mutter. Er sah auf den Strand. Er war flach, die Wellen kamen und gingen. Alles war flach. Eine Möwe ging hastig über den Strand und hinterließ ihre Spuren im noch feuchten Sand. Doch kurze Zeit später wurden auch diese weggespült. Die Möwe breitete die Flügel aus und flog weiter. Sie wollte nicht auch von der Flut weggespült werden.

Hat er seiner Mutter gerade jeden Tag erzählt, welche Sandburg er gebaut hatte? Die Sandburg am Montag, die Sandburg am Dienstag, die Sandburg diese Woche. Er hat geschwitzt, sein Bestes gegeben, one extra mile more, one extra mile more. Hat er Fotos von den Sandburgen gemacht? Konnte er sie noch zeigen? Doch eigentlich hat er nur die Sandkörner in eine neue

Form gebracht, die wieder in ihre alte Form zurückgegangen sind. Er hat etwas aufgebaut und neu geformt, das dann wieder von der Flut der Zeit seine Gestalt verlor. Schön ist es am Strand, sagen sie. Ruhig, idyllisch, frei. Er konnte diese Gefühle vor diesem Hintergrund nicht nachempfinden. Er fühlte sich eher wie in einer Sanduhr, deren einziger Zweck darin bestand, die Zeit vergehen zu lassen. Endlich angekommen, wird sie nur wieder umgedreht und das Spiel beginnt von vorne.

7:30 Uhr. In seinen Gedanken versunken, stand er nicht auf. Zu dieser Zeit hatte er sonst bereits seine Morgenroutine absolviert. Dehn- und Muskelübungen, Rasieren, einen gesunden Smoothie trinken, Duschen, ein frisches Hemd anziehen. Er hatte diese Routine perfektioniert. Um 7.30 Uhr stieg er in sein E-Auto mit frisch gefüllten Batterien. Um 7:55 Uhr kam er am Firmenparkplatz an, begrüßte die Damen der Rezeption freundlich, charmant flirtend und um 8 Uhr begann er mit den ersten Meetings. Ein weiterer 12- bis 14-stündiger Marathon, am Abend noch einige Runden im Fitness-Center schwimmen, nach Hause fahren, vielleicht noch ein Anruf im Auto führen und dann schlafen gehen.

Doch heute war es anders. Er lag noch immer im Bett. Nein, ein Burnout war es nicht. Wie oft hatten seine Freunde ihn schon davor gewarnt. Aber das wäre zu einfach gewesen. Es war etwas anderes. Es war die grundlegende Frage, was passieren würde, wenn er nicht aufstehen würde. Was wäre, wenn ...?

Er genoss es, unter seiner Decke zu liegen. Sie lag schwer und noch verschlafen auf ihm. Seine Decke schlief immer. Sie war ständig müde und lag den ganzen Tag nur herum. Sie wachte nur kurz auf, wenn sie bewegt wurde. Dann öffnete sie verschlafen ihre Augen, war etwas orientierungslos, „Was ist denn los?“, sah dann, dass sie bewegt wurde, „Achso, es passt eh alles“, und schlief wieder ein. Sie genoss es, auf ihm zu liegen. Er atmete so ruhig und tief, was sie noch besser schlafen ließ. Seine Polster waren anders. Sie liebten es, ihn zu umarmen. Tagsüber warteten sie ungeduldig darauf, dass er endlich nach Hause kam. Wären sie Hunde gewesen, hätten sie mit dem Schwanz gewedelt und aufgereggt gebellt. Sie waren dicke, weiche Polster der Firma Hugme. Sehr bezeichnend für diese Charaktereigenschaften. Sobald sie ihn an der Tür hörten, richteten sie sich innerlich bereits auf. Meistens dauerte es ihnen zu lange, bis er endlich ins Bett kam. Wenn er dann endlich im Bett war, die Decke zur Seite schob und sich auf sie legte, umarmten sie seinen schweren Kopf mit ihren Polsterenden. Da ging ihr Herz auf. Die ganze restliche Nacht streichelten sie ihn leise und blieben in der Umarmung, bis er am Morgen wieder aufstand.

Doch nicht heute. Sie kuschelten einfach weiter mit ihm. Er sah die ersten Anrufe auf seinem Handy, nahm sie aber nicht an. Zu dieser Zeit hätte er bereits im ersten Meeting sein müssen. Er hätte einen Blick in den Kalender werfen können, um zu sehen, welches Meeting gerade begonnen hätte. Er tat es aber nicht. Er hätte auch schreiben können, dass er krank sei. Dann hätten sie eine Erklärung für sein Fernbleiben gehabt. Er wollte aber nicht lügen. Er war nicht krank. Im Gegenteil, er fühlte sich äußerst gesund. Er schaltete das Handy vollständig ab. Es ging nicht darum, was in der äußeren Welt passierte.

Er atmete tief ein und aus. Irgendwie fühlte er sich rebellisch. Wie in seiner Studienzeit, als er meistens irgendetwas ausprobieren wollte, was die anderen nicht machten. Bei einem Studienausflug sprang er beispielsweise noch angezogen von einer Klippe in das Meer hinein. Es war dieser plötzliche Impuls, aus der Routine auszubrechen zu wollen. In der Luft fühlte er die absolute Freiheit. Wie in Zeitlupe. Der Wind, der an seinen Ohren vorbeirauschte, und dann das Eintauchen in das wilde und freie Wasser. Tief hinein in das Meer. Er erinnerte sich noch daran, wie er unter Wasser gestrahlt hatte. Wie er aufjauchzte, als er wieder an die Oberfläche kam. Den restlichen Ausflug war er nass. Sein Professor tadelte ihn, da er sich hätte verletzen können. Seine Kollegen fanden es lustig oder töricht. Und er genoss es. Mit seinem nassen Gewand gingen sie weiter durch die Stadt. Die kleine Studierendengruppe hinterließ eine nasse Spur. Eine nasse Fußspur an diesem lauen Sommernachmittag. Nach einiger Zeit verdunstete die Spur durch die Hitze und es war nichts mehr zu sehen. Wie bei der Möwe.

Er wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war. Es war ein zeitloser Vormittag. Irgendwann ging er auf die Toilette und dann wieder zurück ins Bett. Er blickte aus dem Fenster. Er sah die Sonne, die ihn verwundert begrüßte. Um diese Zeit sah sie meist nur das leere Zimmer. Endlich wurde die schöne Wohnung auch einmal belebt, dachte sie und schickte einige wärmende Sonnenstrahlen hinein. Irgendwann meldete sich auch sein Magen, da er seit Langem nichts mehr zu sich genommen hatte. Auch seine Zunge wurde trocken. Aber immerhin spürte er sich. Irgendjemand läutete an seiner Tür. Wahrscheinlich war es die Post. Um diese Zeit war er doch nie da. Läuteten sie trotzdem wirklich immer, obwohl niemand das Klingeln hören würde? Wenn ein Baum im Wald umfällt und niemand ist da, um es zu hören – ist dann trotzdem ein Geräusch zu hören?

Irgendwann war es Nacht. Was würde er seiner Mutter erzählen, wenn sie ihn fragte, was er heute gemacht hatte? Zumindest hätte er ihr nicht aus seinem Kalender vorgelesen. Er hatte taggeträumt. Er hatte keine weitere Sandburg aufgebaut, die am nächsten Tag von den Fluten der Zeit wieder zerstört worden wäre. Nein, er sah sich selbst am Strand sitzen. Er tat nichts offensichtlich Produktives mit den Sandkörnern. Er saß einfach nur da.

Er hörte die Wellen rauschen. Nicht als Bedrohung für seine Bauprojekte, sondern als stilles Ticken der natürlichen Zeit. Es war kein Sekundenzeiger, der von einer Batterie angetrieben wurde, die immer wieder neu aufgeladen werden musste. Sie waren nicht mechanisch. Nicht so gleich und monoton. Jede Sekunde glich der anderen. Es war immer dasselbe Ticken. Irgendwann hörte er einmal einer Uhr zu. Er dachte, er könne ein Tick-Tack hören. Aber es war immer nur ein Tick nach dem anderen Tick. Es gab keinen Unterschied. „Tick-Tick“, müsste man sagen. Damit würde man eine mechanische, sich wiederholende Zeit benennen, die keinen Unterschied machte. Jeder Tag dasselbe. Würde die Uhr nach sieben Ticks, was sie in den letzten sieben Ticks tat? Wohl kaum. Es gab keine Differenz. Wie seine Tage, Wochen und Monate. Warum man wohl sein eigenes Leben in ein so mechanisches Zeitverständnis presste? Die Wellen waren völlig anders. Keine glich der anderen. Sie waren nie gleich lang, gleich groß oder gleich intensiv. Deshalb wurde das Meer wohl auch nicht als Rausch-Rausch beschrieben, so wie das Tick-Tack der Uhr, weil es immer abwechslungsreich war. Es spülte immer etwas anderes an den Strand und nahm wieder etwas mit. Ohne Plan, ohne Ablauf. Es gab auch keine Batterie. Die Wellen des Meeres waren nicht programmiert. Würde man bei einer Uhr lange genug warten, wäre irgendwann die Batterie leer und es gäbe kein Tick-Tack oder eben Tick-Tick mehr. Vielleicht würde der Sekundenzeiger noch letzte Zuckungen zeigen, aber nicht mehr bis zur nächsten Schwelle, dem nächsten Tick, kommen. Vielleicht nur noch ein Ti. Oder T. Und irgendwann würde auch der Sekundenzeiger erstarren. Dann würde er keine Sekunden mehr anzeigen. Er würde einfach stehenbleiben. Sich entspannen, ohne Geräusch, ohne fortlaufender Zeit.

Vielleicht würde er auch im Bett liegen bleiben. Nicht, weil er erschöpft war, sondern weil seine Batterien einfach leer waren. Das war nichts Schlechtes oder Schädliches. Es war einfach der natürliche Zustand über eine bestimmte Zeit hinweg. „Der Limes eines Sekundenzeigers ist ein stehengebliebener Sekundenzeiger“, formulierte er es sinnierend mathematisch. Was ist der Limes von Wellen? Seit es ein Meer und den Mond gibt, gibt es Wellen. Und solange es ein Meer gibt, wird es auch Wellen geben. Der Limes von Wellen bleibt Wellen. Sie entstehen auf natürliche Weise. Sie benötigten keine Batterien. Zumindest solange man die Erdrotation und den Mond nicht in die Gleichung einbezog.

Er sah, wie der Mond in sein Zimmer schien. Auch er wunderte sich, warum er noch wach war. Um diese Zeit schlief er sonst immer. Am nächsten Tag erwachte er von allein. Ohne Wecker. Er wusste nicht, wie viel Uhr es war. Er fühlte sich ausgeruht. Aber er war hungrig und durstig. Sein Körper verlangte wieder nach Energie. Doch irgendwie wusste er auch bereits, was sein Limes war. Seine Gedanken liefen weiter. Er beobachtete eine Fliege, die in seinem Zimmer von einer Ecke zur anderen flog. Irgendwie gefiel ihm das surrende Geräusch.

Er sah wieder, wie die Sonne aufging. Seine Decke schlief weiter. Seine Kissen waren glücklich, ihn zu umarmen. Es gab keine Zeit mehr. Er lag da, atmete ein und aus. Ein weiterer Tag verging. Nicht in Stunden, Minuten oder Sekunden. Er nahm lediglich die natürliche Veränderung des Lichts wahr. Er war vollkommen ruhig. Seine Gedanken streiften durch die Welten. Manchmal läutete es an der Tür. Manchmal hörte er ein Auto hupen. Manchmal Vögel zwitschern. Es wurde dunkel und wieder hell. Es verging viel Zeit in Ereignissen, die nicht beschreibbar waren.

Irgendwann schlief er ein. Er schlief ein. Sein Körper schlief ein. Sein Herz. Seine Lunge. Irgendwann auch sein Gehirn. Die Sonne verabschiedete sich von ihm. Der Mond verabschiedete sich von ihm. Die Decke blieb liegen und schlief weiter – so lange hatte sie noch nie geschlafen. Seine Polster waren glücklich – so lange hatten sie seinen Kopf noch nie umarmt. „Was habe ich in dieser Woche getan?“, fragte sich sein bereits einschlafendes Gehirn. „Ich habe gelebt“, sagte es zufrieden. „Und ich bin gestorben“, sagte es wissend. „Ich war ein Sekundenzeiger. Ich habe getickt. Ich habe lange getickt. Bis meine Batterie leer war. Aber am Schluss bin ich zum Meer geworden. Ich habe meine Wellen gespürt. Ich habe das Rauschen gelebt. Das ewige Rauschen. Früher war ich jeden Tag eine neue Sandburg. Ich war immer glücklich, wenn ich eine Sandburg war. Und ich war unglücklich, wenn ich keine mehr war. Jetzt bin ich zum Strand geworden. Ich bin zum Meer geworden. Ich bin zu den ewigen Wellen geworden.“ Die ewigen Wellen waren die letzten Gedanken dieses Gehirns, bevor es einschlief. Die Sandburg eines Menschen, der zum Strand wurde. Die Welle, die wieder zum Meer wurde.

## Dolce Vita

(Fyrsta, Ólafur Arnalds)

Er blickte auf seine großen, starken Arme. Muskulöse Unterarme, übersät mit dunkelgrünen Tattoos auf seiner dunklen Haut. Narben, eine andere Form von Tattoos, die ebenfalls für immer bleiben. Selten beabsichtigt oder geplant, aber jede eine Geschichte erzählend. Es war ein düsteres Gefängnis, kalt und nass. Wie in einem Film Noir. Die Kamera fährt den Gang entlang. Links und rechts Gitterstäbe, nur einzelne Lichtblicke dringen durch die Fenster. Ein kalter Betonboden. Die Bilder sind in Schwarz-Weiß, um die düstere Atmosphäre des Todestrakts einzufangen. Die Kamera bewegt sich langsam, gemächlich. Obwohl das Ende hier so nahe ist, dehnt sich die Zeit in diesen letzten Stunden zu einer Ewigkeit aus. Es gibt nichts mehr zu tun, nichts mehr zu sagen. Was getan werden konnte, war getan. Was gesagt werden konnte, war gesagt. Die Träume von einer bevorstehenden Zukunft waren vergangen.

Wie oft sich Menschen eine farbenfrohere Zukunft vorstellten. Wie viel sie für die Zukunft planten, taten, nach Höherem und Größerem strebten. Welches Kind würde an diesem Tag eine Klavierstunde nehmen, wenn es wüsste, dass es kein Morgen gäbe? „Und irgendwann einmal wirst du vielleicht ein Jazz-Pianist“, hörte er seine Mutter sagen. Es war damals eine schöne Vorstellung für ihn. Ein kleiner schwarzer Junge, der auf einer Bühne in einer Bar Musik spielte. Wenn er sich einfach der Musik hingibt, spielen lässt, was gespielt werden möchte. Wie untypisch das aussehen würde. Er war schon immer muskulös gewesen, athletisch gebaut. Ein großer, schwarzer Mann, der den Raum mit Musik erfüllt. Wer hat Angst vor dem schwarzen Mann? Niemand. Und wenn er aber kommt? Dann laufen wir davon.

Die Kamera fährt weiter, nur an den Rändern sieht man die stillen und einsamen Füße der anderen Insassen. Ohne links und rechts zu blicken, steuert sie auf die letzte Zelle hinten links zu. Dieser Bereich war noch etwas dunkler als der restliche Gang. Nur ein Lichtpunkt war zu sehen, der durch die Gitterstäbe des Fensters auf den Gang schien. Als ob die Kamera noch einmal tief ein- und ausatmen würde, verlangsamt sie kurz vor der Zelle ihre Bewegung. Einatmen. Ausatmen. Der Blick der Kamera richtet sich auf und schwenkt langsam in die Zelle, in der er saß. Der große schwarze Mann, der auf seine Tattoos und Narben blickte. Es sind die Geschichten seines Lebens, die er las, eingebrannt in seinen Körper, für alle sichtbar, aber nur für ihn lesbar.

Er saß auf seiner Pritsche, ruhig, hatte mit dem Leben abgeschlossen. Jazz-Pianist war er in diesem Leben nicht geworden. Es war kein einfaches Leben für ihn gewesen. Er musste früh lernen, zu kämpfen. Seinen Vater hatte er kaum gekannt. Er hatte sich selbst eine Vaterfigur vorstellen müssen. Was hätte er wohl tun müssen, damit sein Vater auf ihn stolz gewesen wäre? Wollte er einen Jazz-Pianisten als Sohn? Oder einen Polizisten? Ein bekanntes Gang-Mitglied? Einen Familienvater? Hauptsache nicht schwul? Er wusste es nicht. Er stellte sich oft die Frage, ob sein Vater wohl auf ihn stolz gewesen wäre. Er hatte dafür viel getan, viel ausprobiert, viel gesucht, aber nur wenig gefunden. Immer war er diesem Traum nachgelaufen, dass sein Vater eines Tages zu ihm kommen und einfach nur stolz auf seinen Sohn sein würde.

Er hatte viel ausprobiert und war noch öfter gescheitert. Letztendlich würde er auch kein besserer Vater werden. Seine Tochter war erst zwei Jahre alt und würde sich nie an ihn erinnern können. Hoffentlich wird ihre Mutter ihr die Geschichte gut erzählen. Dass er für sie gekämpft hat. Dass er die Morde für sie begangen hat. Damit sie einmal ein besseres Leben haben würde als er. Es ist die Hoffnung so vieler Eltern, die sich eigentlich ihre eigene Kindheit anders gewünscht hatten. Indem sie diesen Wunsch auf ihre Kinder projizierten, fanden sie die Kraft und den Mut, etwas zu tun, wovor die anderen Menschen zurückweichen würden.

Vor ihm standen ein leerer Teller und eine ausgetrunkene Tasse. Er durfte sich seine Henkersmahlzeit aussuchen. Sein letzter Wunsch. Viele andere Insassen bestellten exklusive und teure Speisen, die sie sich im Alltag zuvor nie hätten leisten können. Bei ihm war es anders. Er bestellte ein frisches Brot mit Butter und Marmelade sowie eine Tasse warmen Kakao. Als

er den Wächtern seinen Wunsch mitteilte, dachten sie, er würde sie verarschen, und lachten. Als er ernst blieb, verhallte auch ihr Gelächter. Sie spürten, dass es eine tiefere Sehnsucht war als der Wunsch nach einem exklusiven Essen. Auch sie erinnerte es an ihre Kindheit. An den Wunsch eines Kindes, einfach nur ein Marmeladebrot und einen Kakao zu bekommen. Mit etwas mehr Marmelade als sonst. Die Butter etwas dicker aufgestrichen, als es die Mama erlaubt hätte. Das Messer mit Butter und Marmelade heimlich abschlecken. Noch einen zweiten Löffel Kakao in die warme Milch schütten. Diese kleinen, versteckten Sehnsüchte und Wünsche von Kindern. Wie oft er damals in der Küche saß und sich genau das wünschte. Aber seine Mutter war streng. Sie war überfordert und wollte ihn zu einem guten Kind erziehen. Gerade, weil der Vater nicht mehr da war. Sie wünschte sich ein starkes Kind. Ein gesundes Kind. Eines, das nicht durch zu viel Zucker übergewichtig werden würde. Das einmal eine Karriere haben würde. Das ein besseres Leben haben würde als sie. Vielleicht sogar ein Jazzpianist?

Da saß das Kind. Die überforderte Mutter hatte gerade eine lange Nachtschicht als Krankenpflegerin hinter sich gebracht. Er saß mit seinem dünn bestrichenen Brot und einem Glas Milch, in das er nur einen Löffel Kakaopulver geben durfte, am Küchentisch. Sie saßen nur zu zweit. Der Stuhl, auf dem sein Vater irgendwann einmal früher saß, stand auch dort. Er war immer da. Der Stuhl, nicht der Vater. Es wäre der zweite Löffel Kakao gewesen. Ein Löffel Kakao für die Mutter, ein Löffel Kakao für den Vater. Zusammen in die warme Milch verrühren, das wäre schön gewesen.

Er schluckte den letzten Bissen Brot hinunter. Sein letzter Wunsch war tatsächlich in Erfüllung gegangen. Er hatte ein dick gestrichenes Brot mit Erdbeermarmelade bekommen. In seinem Kakao waren zwei Löffel Kakaopulver eingerührt. Machte ihn das jetzt wunschlos glücklich? Es waren die Wünsche, als er ein Kind war. Die Wünsche der Kindheit hallen das ganze restliche Leben nach. Sie sind versteckt, subtil und unklar, aber ständig präsent. Ein bisschen mehr Marmelade für das Leben seiner Tochter, ein zweiter Löffel Kakaopulver für sein eigenes Leben. Wie sehr er sich bemüht hatte. Wie wäre sein Leben gewesen, wenn er diese Sehnsucht nicht gehabt hätte? Wenn sein Vater und seine Mutter am Frühstückstisch gesessen und ihm mehr Dolce Vita geschenkt hätten. Das erlebte süße Leben. Hätte er Zucker benötigt, wenn sich sein Leben bereits süß angefühlt hätte? Hätte er dann auch immer mehr gewollt und immer härter für seine Wünsche gekämpft, die sein eigentliches Bedürfnis nie stillen konnten?

Er blickte aus dem Fenster. Er hörte die Wespe, bevor er sie sehen konnte. Die Kamera schwenkt zum Fenster und hinein in den Sonnenstrahl, der die Zelle erhellt. Wie in Zeitlupe flog die Wespe fast unbemerkt in die Zelle. Seine Augen folgten ihr. Ruhig, erwartungslos. Sie schwirrte durch den Raum. Es war das erste Geräusch, das man hören konnte. Und irgendwie sah man das erste Mal eine Farbe. Gelbe und schwarze Streifen, fast wie bei einem Sträfling, der arber frei war und die Zelle beobachtend erkundete. Sie landete geschickt auf dem Teller, krabbelte einmal nach links, dann nach rechts. Sie entdeckte einen Tropfen der übriggebliebenen Erdbeermarmelade. Ohne zu zögern begann sie, die Marmelade mit ihren Zangen aufzuschlecken. Er sah sie vor sich. Ganz nah. Schnell. Es war, als hätte er sie schmatzen hören können und als hätte er die Geräusche des lustvollen Essens beobachten dürfen. Er freute sich für sie. Sie freute sich für sich selbst. Natürlich konnte sie nicht lächeln. Aber sie hätte gelächelt, wenn sie könnte. Für sie war es ein riesiger Marmeladetropfen. Sie fraß so leidenschaftlich, als dürfte Dracula das frische Blut einer jungen, schönen Frau trinken. Bereits vor dem Gefängnisfenster witterte sie die süße Speise. Sie musste sie nicht mehr suchen, sie folgte einfach ihrem Instinkt. Sie erinnerte sich nicht an ihre traumatische Kindheit, sondern nahm das Leben, wie es sich ihr darbot. Für sie war es keine Henkersmahlzeit. Dennoch genoss sie das Süße noch mehr als er. Wie absurd, dass nicht einmal sein letzter Wunsch sein Leben mehr versüßen konnte, als diese Wespe diesen Augenblick genoss. Er senkte seinen Kopf, um sie noch besser sehen zu können. Vornüber gebeugt starrte er in ihre Facettenaugen, die auf ihn und die Marmelade starrten. Mehr auf die Marmelade als auf ihn. Sie hatte keine Angst und genoss die gefundene Nahrung.

Er sah ihren graziösen Körper. Geschmeidig. Ihre Mutter hätte ihr nicht verboten, zu viel Zucker zu fressen. Sie war nicht zu dick. Sie hatte eine Wespentaille. Er lächelte kurz bei diesem Gedanken. Sie war wunderschön. Weder Tattoos noch Narben waren auf ihrem Körper zu sehen. Welche Lebensgeschichten hatte sie wohl erlebt? Konnte sie sich daran erinnern? War es wichtig, sich an die eigenen Lebensgeschichten zu erinnern, wenn man einen riesigen Marmeladetropfen vor sich hatte? Wenn sie gewusst hätte, dass sie an diesem Tag, so wie er, sterben würde, sie hätte wahrscheinlich nichts verändert. Sie hätte keinen letzten Wunsch äußern müssen. Sie hätte genauso weitergemacht. Sie hätte das süße Leben, das sie gerade erlebte, genossen. Ihre Wespentaille wackelte freudig hin und her. Er kannte diese Bewegung von seiner Tochter. Wenn sie etwas Gutes aß, tanzte sie vor Freude auf ihrem Kinderstuhl. Tanzen vor lauter Lebensfreude, ging ihm durch den Kopf. Wie lange er schon nicht mehr tanzen gewesen war. Er war ein guter Tänzer gewesen und kam früher bei den Mädchen gut an. Die Musik steckte ihm im Blut, doch er hatte nie gelernt, mit seinem Leben zu tanzen. Wie oft er schon gestolpert war, weil er den Rhythmus und die Melodie seines Schicksals nicht richtig erkannte

Die Wespe tanzte weiter. Und er spürte, wie auch er begann, sein Hinterteil zu bewegen. Er trank den letzten Tropfen Kakao mit zwei Löffeln Kakaopulver aus, ließ den süßen Geschmack über seine Zunge fließen und bemerkte, dass er sich wie die Wespe zu bewegen begann. Nach einer Ewigkeit begannen seine Augen wieder zu leuchten. Hätte man Farbe sehen können, wäre es ein dunkles Blau gewesen. „Du bist etwas Besonderes“, hörte er seine Mutter sagen, während sie liebevoll seine Wange streichelte und ihm in die blauen Augen sah. Seine Schultern begannen sich rhythmisch mit dem restlichen Körper zu bewegen. Die letzte Mahlzeit war nicht für ihn gedacht, sondern für seinen inneren kleinen Buben. Und die Wespe genoss die Marmelade genauso wie er. Er hätte damals auch getanzt. Er wäre mit seinem Popsch am Stuhl hin- und hergerutscht, hätte mit dem Kopf genickt, vielleicht ein eigenes Lied vor sich hin gesummt und gerappt. „Das ist das Marmeladenbrot für mich. Ja, nicht für dich, sondern nur für mich. Denn ich liebe das süße Leben. Ja, das habe ich mir jetzt gegeben.“ Die Wespe tanzte mit.

Er strich mit seinem Finger über einen weiteren Marmeladetropfen und hielt ihn vor die Wespe. Ohne zu zögern folgte die Wespe dem süßen Duft. Sie fraß ihm aus der Hand und tanzte weiter. Er tanzte mit ihr. Der große, schwarze Mann im Todestrakt. War das noch eine dunkle Zelle? Seine Augen leuchteten, er summt das Lied und bewegte rhythmisch seinen Körper. Die Wespe summt mit und wackelte mit ihrer schönen Wespentaille. Es fühlte sich nicht wie der letzte Tanz an. Es war der erste Tanz mit sich selbst. Wie liebevoll er sich sein Leben versüßte. Waren sie noch im Gefängnis?

Der große, starke Mann wirkte wie ein kleiner Junge. Ein kleiner, süßer Junge, der an einem Küchentisch saß. Sein Vater und seine Mutter waren nicht zu Hause. Aber er war da. Er war für sich da. Ein Lichtstrahl schien durch das frisch geputzte Küchenfenster auf den Tisch, auf dem ein großes Brot lag. Es war dick mit Butter und Marmelade beschmiert. Daneben lag ein Messer, auf dem noch Spuren einer Zunge zu sehen waren, die die Reste von Butter und Marmelade abgeschleckt hatte. Nachdem der Bub einen großen Schluck Kakao getrunken hatte, begann er wieder zu summen. Er tanzte. Auf dem viel zu großen Stuhl rutschte er mit seinem Hinterteil einmal nach links und dann nach rechts. Seine Schultern bewegten sich dazu. Er war allein, aber nicht einsam. Er stellte sich vor, wie er auf einer Bühne stand und rappte. Einfühlsam, ehrlich, lustvoll, freudig. Er streckte die Hände in die Höhe, während sich das Publikum mit ihm bewegte. Tanzend, bewegend. In diesem Moment war er wunschlos glücklich, ohne Erwartungen erfüllen zu müssen. Keinem Traum hinterherjagend, sondern den Moment genießend. Den Mund voller Marmeladenbrot, am Küchentisch, rappend, und stellte sich vor, wie er andere zum Rhythmus des Lebens bewegen konnte.

Die Morgensonne ging gerade auf. Die Kamera bewegt sich langsam zurück. Hinter dem Jungen sah man, wie die ersten Sonnenstrahlen das Zimmer erleuchteten. Farbenfroh und

lebendig. Ein kleiner Junge, schmatzend, tanzend, saß auf dem großen Holztisch. Die Kamera bewegt sich langsam zurück und hinaus durch die Tür. Sie bleibt kurz stehen, als ob sie ein- und ausatmen will. Einatmen. Ausatmen. Sie entfernt sich vom Haus und fliegt wie eine Wespe hinauf in den Himmel. Die Sonne erhellte den anbrechenden Tag, und die Wespe witterte süße Nahrung. Sie hatte keine Wünsche, keine Hoffnungen, keine Träume und keine Traumata. Gerade aufgewacht, machte sie sich auf die Suche nach süßer Lebensnahrung. Dolce Vita.

## Der letzte Tag

(Danit, Cuatro Vientos)

Er stand auf, blickte verschlafen in den Spiegel, nahm die Zahnpasta, drehte den Verschluss auf, legte ihn zur Seite und nahm die Zahnbürste. Die einzelnen Borsten warteten auf die weiche Zahnpaste, die sanft auf sie aufgetragen wurde. Und schon schrubbten sie gekonnt über die Zähne. Vor, zurück, vor, zurück, von unten nach oben, von oben nach unten. Noch immer genauso, wie er es damals in der Schule gelernt hatte. Immer gut die Zähne putzen, damit er später keine Karies bekommt, klang ein Kinderlied durch seine Erinnerung. „Immer schön die Zähne putzen. Putze, putze, putze, putz. Sonst sind sie bald zu nichts mehr nütze. Putze, putze, putze, putz“. Eine gewohnte Bewegung. Er blickte in den Spiegel – wie immer. Doch dann stockte er kurz. „Warum putze ich mir jetzt noch die Zähne?“, fragte er sich verwundert. Er atmete tief ein und wieder aus. „Weil es sich angenehm anfühlt“, beantwortete er seine eigene rhetorische Frage und putzte weiter.

„Ich habe mich dazu entschieden, 20 Prozent meines liquiden Kapitals in World-ETFs zu investieren“, hörte er seinen Freund beim Brunch sagen. Es war ein sonniger Sonntag, der letzte Tag der Woche, und sie sahen sich nach Monaten wieder. Sie kannten sich bereits seit Jahrzehnten, doch sie sahen sich nur selten. Sobald sie sich wieder trafen, entstand sofort das vertrauensvolle Gefühl tiefer Verbundenheit. Es war, als ob es gestern gewesen wäre, als sie gemeinsam studierten, romantische Abenteuer mit Studienkolleginnen erlebten oder völlig betrunken unter dem Sternenhimmel lagen. Wie viele Jahre das wohl her ist?

„Ich habe es mir ausgerechnet. Im Schnitt sollte der Betrag jedes Jahr um etwa sieben Prozent steigen. Wenn ich also in 20 Jahren in Pension gehe, dann habe ich einen guten finanziellen Polster, den ich mir jährlich auszahlen kann.“ Begeistert malte sein Freund die steigende Kurve in die Luft. Finanzielle Sicherheit war ihm schon immer wichtig. Schon damals meinte er, dass er erst ein Kind bekommen würde, wenn er 100.000 Euro auf dem Konto habe. Er hatte tatsächlich sehr viel gearbeitet und gespart. Als er den gewünschten Betrag erreicht hatte, zeugte er mit seiner damaligen Freundin ein Kind. Schon damals fand er den Vorgang seines Freundes eigentümlich, einer finanziellen Bedingung zu folgen, um ein neues Leben auf die Welt zu bringen. Bei ihm selbst war es anders gewesen. Bereits mit Anfang 20 hatte er sein erstes Kind bekommen. „Ein One-Night-Stand mit lebenslangen Folgen“, wie er es damals beschrieb. Nach einigen schwierigen Jahren der Beziehungsarbeit trennten sie sich und er fand eine neue Freundin, die bereits zwei Kinder hatte. Er hatte immer das Gefühl, mehrere Kinder zu haben und gleichzeitig keine. Sein eigenes Kind sah er selten und gegenüber den anderen Kindern fühlte er sich nicht als deren Vater.

Sein Freund erzählte währenddessen weiter von seinen Plänen. „Vielleicht gehe ich dann auch schon in Frühpension. Warum sollte ich mein Leben lang schuften? Ich möchte schließlich auch noch eine Weltreise machen. Sobald die Kinder aus dem Haus sind und ich genügend Geld habe, geht es los. Natürlich werde ich sie vermissen, aber ich weiß jetzt schon, dass ich diese Zeit mein restliches Leben nicht vergessen werde.“ Mit strahlenden Augen trank der Visionär den letzten Schluck Kaffee aus. Wie selbstsicher er war. Es war schon jetzt klar, dass er sein Leben genau so gestalten würde. Wahrscheinlich hatte er sogar bereits einen Plan für seine Reisen erstellt. Seine Urlaube waren meistens spektakulär. Er tauchte auf den Malediven, wanderte am Kilimandscharo und segelte im Atlantik. Wenn er sich etwas vornahm, dann setzte er es auch genauso um. „Nächsten Sommer werden wir uns die Polarlichter ansehen. Ich habe schon so wunderschöne Videos dazu gesehen, es muss fantastisch sein.“

Er freute sich für seinen Freund, dass dieser schon jetzt seine Zukunft gestalten konnte. Wie glücklich man im Jetzt sein kann, wenn man sich eine schöne Zukunft ausmalt, dachte er sich und beobachtete das strahlende Gesicht seines früheren Studienkollegen. Er hatte ihn schon damals bewundert. Wie zielstrebig er sein Leben plante, mit wie viel Elan er seine Träume erfüllte, wie begeisterungsfähig er war. Sein Charakter wurde zu seiner Profession. Er gründete

mehrere Start-ups, immer mit großen Visionen, die er manifestierte. Wie souverän er gegenüber dem Leben stand. Er penetrierte das Leben mit seinen Träumen. Vielleicht ist er der psychologisch gesündeste Mensch der Welt, dachte er immer wieder.

Er selbst lebte sehr unterschiedlich. Er hatte nie große Visionen. Er nahm eher das, was zu ihm kam. Vielleicht begann er sein Studium wegen ihm. Er erinnerte sich noch daran, wie sein Freund ihm freudestrahlend von dem neuen Studiengang erzählte. Er dachte sich, dass das sinnvoll sein könnte. Nach dem Abschluss sah er auf einer Tafel ein Jobangebot für Produktentwicklungen und wurde genommen. Anschließend schlenderte er von einem Job zum nächsten. Es war, als ob er an einem Fluss säße und das nahm, was zu ihm getrieben wurde. War es ein kleines Blatt, das zu ihm schwamm, nahm er es und betrachtete es. Wie feingliedrig die Adern durch das verwelkte Blatt verliefen. Dann kam ein junger, abgebrochener Ast. Wer hatte den wohl in den Fluss geworfen? Und wenn nichts kam, blieb er sitzen. Ein Fluss war immer voll. Entweder war er entspannt, wenn er nur Wasser sah, oder neugierig, wenn er etwas entdecken konnte. Hätte sein Freund mit ihm am Ufer gesessen, hätte er wohl eine Reederei gegründet. Er hätte den Fluss gesehen und die Vision eines eigenen Hafens gehabt, von dem aus Güter und Personen zu anderen Orten transportiert werden. Er hätte alles aufgebaut. Für ihn würde dieser Hafen in der Zukunft bereits existieren, und er müsste nur noch die bereits geschriebenen Handlungen umsetzen. Seine Zukunft existierte bereits in der Gegenwart und war zumeist rosig.

„Und was hast du vor?“, fragte ihn sein Freund, während er ihm einen Tennisball vor die Füße legte. Mit wedelndem Schwanz wartete er nur darauf, dass er den Ball in die Hand nimmt und möglichst weit wirft, damit er ihn mit lautem Gebell holen kann. Nur damit er ihn wieder wirft und er ihn wieder holen kann. Werfen, holen, werfen, holen. „Ich habe keine konkreten Pläne für die Zukunft“, sagte er ruhig. Der Tennisball fiel zu Boden. Der Hund sah ihn enttäuscht und winselnd an. Warum lässt du den Ball fallen? Warum wirfst du mir den Ball nicht? „Aber du hast doch gesagt, dass du ein neues Jobangebot bekommen hast?“ Mit seiner Nase stupste er den Ball näher zu seinen Füßen und wedelte erwartungsvoll mit dem Schwanz. „Ja, das klingt ganz spannend. Es geht um ein medizinisches Produkt, das in China bereits auf dem Markt ist. Es soll aber für Europa noch überarbeitet werden.“ Der Ball flog. Nicht besonders weit, aber weit genug, damit etwas Lebensenergie den freudigen Hund durchströmte. Sie redeten über Produkte und Märkte, Chancen und Risiken, globale Trends und die Zukunft. Er genoss die Zeit mit ihm. Es war diese Leichtigkeit. Ein optimistischer Blick ohne Grenzen und Schwermut. Er wollte genau diese Leichtigkeit noch genießen, bevor er ihm die Nachricht übermittelte.

Sie genossen ihren Brunch. Nachdem sie die ersten Speisen zu sich genommen hatten und sich langsam wieder Hunger einstellte, bestellten sie einen zweiten Kaffee. Es war einer dieser nicht enden wollender Tage. Ein sonniger Sonntag, ein gutes Ende der Woche. In den ersten Stunden beschnupperten sich die Hunde, bellten vor Freude, liefen durch die Wiese, holten Bälle, pinkelten an die Bäume in ihrem Umkreis und genossen die Sonne auf ihrem Fell. Irgendwann legten sie sich auf den Boden, hechelten mit ihren sabbernden Zungen und legten ihre Köpfe auf ihre Pfoten. Es war die Phase nach der ersten Wiedersehensfreude. Die Zeit, in der die wichtigsten Informationen und Neuigkeiten ausgetauscht wurden. Die Neuigkeiten, die im rationalen Bewusstsein gespeichert waren. Die Fotos der letzten Wochen, die bereits im Kalender notierten zukünftigen Termine. Der Alltag der Gespräche, das Abstimmen der Gefühle, die kleinen liebevollen Seitenhiebe, der gelebte Habitus alter Freundschaft, die Regression in frühere Zeiten, der Vergleich verschiedener Lebensmodelle und die Wertschätzung tiefer Begegnungen.

Es war ein kurzer Moment der Stille, als er seinem Freund in die Augen blickte. Ruhig, gelassen, wissend. „Ich werde sterben“, sagte er ihm nun. Er ließ die Wirkung seiner Worte entfalten. Wie eine klirrende Kälte traf sie die Ohren seines Gegenübers. Die Todeskälte gelangte in die Ohrmuschel, ein eiserner Schuss durchzog den Körper seines Freundes. Versteinert. Reglos. Es war, als hätte jemand in einem Video auf Pause gedrückt. Er sah all

seine Zukunftsvisionen wie gefrorene Wasserskulpturen zerklirren. Sie zerbrachen und waren bereit, in den Boden der Vergangenheit zu zerfließen. Seine Augen starrten ihn ungläubig an. „Du wirst was?“, stockte er leise, fast hauchend.

Der Hund der plötzlich seinen Kopf in die Höhe riss, die Ohren aufrichtete, das Sabbern stoppte, um eine mögliche Gefahr zu entdecken. Bereit anzugreifen oder zu fliehen. Zu bellen oder sich zu verstecken. Der Moment der Entscheidung. Die Notwendigkeit, zu wissen, was gleich passieren könnte. „Ich hatte schon lange Migräne“, sprach er weiter. „Vor einiger Zeit haben die Ärzte dann die Ursache gefunden. Ein großer Hirntumor.“ Dem Freund schossen die Tränen in die Augen. Seine Hände zitterten. Es gibt Gespräche, auf die man sich nicht vorbereiten kann. Dem sonst so eloquenten Mann fehlten die Worte. Er wollte etwas sagen. Er suchte innerlich verzweifelt nach Optimismus. Nach Visionen, wie die Welt besser werden könnte. Doch alles, was er hervorbringen konnte, war ein leises Schluchzen. Er nahm die Hand seines Freundes. Nach mehreren Versuchen hauchte er leise: „Wie lange noch?“

Dem Freund ging durch den Kopf, was er mit dem Sterbenden noch alles machen wollte. Noch einmal in die Bar von früher gehen. Fotos und Videos von damals ansehen. Vielleicht könnten sie auch noch einmal wandern gehen, wovon sie schon seit Jahren reden. Aber vielleicht wollte er auch einfach bei seinen Kindern bleiben. Auf jeden Fall wollte er noch ein Fest für ihn veranstalten. Ein großes Fest, zu dem all seine Freunde, Bekannte und Verwandte kommen würden. Er würde das schönste Fest seines Lebens planen. Er sah wieder eine seiner Visionen. Er wusste genau, wen er anrufen würde. Vielleicht auch seine früheren Klassenfreunde, die er schon so lange nicht mehr gesehen hatte. Er würde eine große Torte besorgen. Wäre das fehl am Platz? Egal, es musste ein Fest geben. Er sollte noch einmal spüren, wie sehr er von allen geliebt wurde. Es sollte ein Feuerwerk geben, ein Video von seinem Leben, Grußkarten von allen Menschen, die ihn kannten, und er sollte im Mittelpunkt stehen und von allen Menschen umarmt werden. Er würde spüren, dass er allen wichtig ist. Oder bald wichtig war? Seine Gedanken konnten nicht mehr stillstehen. Er raste vor Ideen. Er hatte sich bereits alles durchdacht. So wie immer. Er war ein Zukunftsmensch. Wenn er noch ein Jahr zu leben hat, könnte er in den kommenden Monaten weniger arbeiten, um alles zu organisieren. Auf jeden Fall muss es ein gutes Essen geben. Da gibt es diesen renommierten Koch, den er einladen würde. Geld spielt keine Rolle. Für ihn wird er alles in die Wege leiten. Es wird das schönste Jahr seines Lebens werden.

„Es ist heute mein letzter Tag“, durchbrach er die Gedanken seines Freundes. Die zweite Eiszeit, die auch seine Zukunftsvisionen für den Abschied durchbrach. „Ich habe mich für ein selbstbestimmtes Sterben entschieden. Die Schmerzen werden sehr schnell stärker werden. Und ich will nicht qualvoll sterben. Morgen um 10 Uhr werde ich mich bei mir zu Hause verabschieden.“ Eine kurze Pause. „Nein!“, schrie sein Freund plötzlich auf und schlug mit den Fäusten auf den Tisch. Das Geschirr wackelte, ein Teller zerbrach am Boden – so wie seine Hoffnungen für die Zukunft. Der Kaffee wurde umgeschüttet und vom Tischtuch wehmütig aufgesogen. Ein großer brauner Fleck wuchs. Das Restaurant erstarrte in einer plötzlichen Stille. Alle blickten auf den Mann, der mit Tränen in den Augen verzweifelt und angsterfüllt auf seinen Tischnachbarn blickte. Seine Hände verkrampften sich um die Servietten – ein hoffnungsloser Versuch, Halt in der Verzweiflung zu finden. Der geschlagene Hund mit eingezogenen Schwanz, winselnd vor Angst und knurrend gegenüber der Nichtakzeptanz des Seins. Nur die Lieder im Hintergrund des Restaurants waren zu hören. Ein Kellner kam vorsichtig vorbei. Er nahm die Teile der zerbrochenen Träume und warf sie Stück für Stück in den Mülleimer. Alles ist vergänglich. Langsam wandten die Leute den Blick wieder ab. Wegsehen vor Schmerz und Tod ist ein gesellschaftlich akzeptiertes Vorgehen.

„Das kannst du nicht machen“, stöhnte sein Freund leise. Dieser erwiderte seine Angst ohne Worte und lächelte beruhigend. Die Reederei wurde von einem Tsunami weggespült. Und mitten in der Flut versucht sein Freund, einen Staudamm zu errichten. Stein für Stein. Er sah wieder eine Vision. Ein Staudamm könnte alles retten. Der Fluss muss gestoppt werden. Es darf

nicht sein. Es kann nicht sein. Er wird nicht aufgeben. Er kann nicht aufgeben. Er kann ihn nicht gehen lassen. „Ich habe bis heute niemandem etwas davon gesagt. Ich wollte in meiner letzten Zeit einfach ein normales Leben führen. Und das war schön.“ Sein Freund sah seinen halberrichteten Staudamm, doch hinter ihm schwamm der Sterbende bereits davon. Der Mann, der immer das aus dem Fluss nahm, was angespült wurde. Und jetzt? Jetzt wurde er selbst weggespült und nahm es hin. Der Fluss gab und nahm. „Ich würde mich freuen, wenn du mich morgen zusammen mit einem kleinen Kreis von Freunden und meiner Familie begleiten würdest.“

Und so standen seine Liebsten am Montag, dem ersten Tag der Woche, um sein Sterbebett. Sein letztes Wort war ein Danke an alle Anwesenden. Dann nahm er selbst das vorbereitete Medikament und schloss die Augen. Er sah aus, als ob er tief schlief. Friedvoll. Erst am Vortag hatten alle davon erfahren. Er hatte einfach sein Leben weitergelebt. Er hatte nichts geändert. War er glücklich gewesen? Er hatte sein Leben akzeptiert. Er hatte das aus dem Lebensfluss genommen, was gekommen war. Weder erleuchtet noch verbittert. Es war ein ruhiges Gedenken. Keine großen Reden, keine Fotos. Es war keine Zeit für eine Vorbereitung gewesen. Wie die meisten Lebewesen kam er auf diese Welt und ging wieder. Ohne Anspruch auf Ewigkeit. Ein Baum, der wuchs und wieder starb. Ein Fluss, der nie aufhörte zu fließen und ewig war und nicht war.

Die Anwesenden umarmten sich leise. Nur sein Freund war noch bleich. Nicht einmal ein Buffet konnte organisiert werden. Sie aßen in einem Restaurant nahe seiner Wohnung. Sie blickten einander an. Sie sprachen freundlich über ihn. Sie lebten einfach. Vielleicht war es genauso, wie er sich seinen letzten Tag gewünscht hatte.

## Memento Mori

(If today was your last day, Nickelback)

„If today was your last day“, hörte er das Lied im Hintergrund spielen. Er summt leise mit, ohne noch bewusst auf den Text zu achten. „And tomorrow was too late.“ Er zeichnete ein Gesicht. Mit dem Bleistift schattierte er gerade die Augen einer geheimnisvollen Frau, die ihn direkt ansah. Allein in der Wohnung sitzend, mit einigen Kerzen im Hintergrund, die flackernde Schatten an die Wand warfen. Die leicht verwelkten Blumen, die er vor einigen Tagen gekauft hatte, tänzelten als Schattenwesen im Rhythmus der Musik. Schnell, ohne Taktgefühl, irritierend. Ein nervöses, schwarzes Wackeln. Wie die Bewegungen von Spinnen, die er immer gruselig fand. Die menschlichen Hirne können diese Bewegungen nicht einfach verarbeiten. Die Spinnenbeine bewegen sich, schnell, für uns unkoordiniert. Sie wirken nicht ästhetisch, sondern hektisch, angsterzeugend. Wie in einem der Gruselfilme, in denen ein verstorbene Mädchen mit schwarzen Haaren und bleichem Gesicht plötzlich aus einem Brunnen krabbelt, spinnenartig, das Gesicht nicht zu erkennen. Es sind diese schwarzen, dunklen Abgründe, die ihm Angst einjagten. Vor einigen Wochen musste er den Abfluss seines Waschbeckens säubern. Dunkler, vergorener, schwarzer Schlamm hatte sich im Rohr gesammelt und ließ das frische Wasser nicht mehr fließen. Es staute sich im Waschbecken und hinterließ einen üblen Geruch von Vergangenenem. Er schraubte das Rohr, das sonst gut versteckt war, auseinander und dann zog er diesen schwarzen Schlamm, der aus Haaren und Essensrückständen bestand, heraus. Es ekelte ihn. Irgendwann musste er seine Finger noch weiter hineinstecken, um auch den Rest zu ergreifen. Und da entstand diese Ungewissheit, was er wohl ertasten würde, was noch herauskommen würde. Wie aus dem Brunnen, aus dem plötzlich die Untote kam und der Deckel schnell verschlossen werden musste. Die Spinne, die mit ihren schnellen Beinen aus dem schwarzen Loch springen könnte. Würde sie auf sein Gesicht springen? Würde er vor Schreck schreien? Wäre sie giftig?

Er zeichnete ruhig weiter. Es waren nur Schatten, die er kaum wahrnahm. „Every second counts.“ Das Lied wiederholte sich immer wieder. Vielleicht hatte er unbeabsichtigt eine Endlosschleife eingestellt. Immer dasselbe Lied. „Leave your fears behind.“ Er blickte auf seine Zeichnung. Sie sah ihn an. „Leave old pictures in the past.“ Irgendetwas geschah. Er spürte, wie ein tieferer Gedanke langsam in ihm aufstieg. Sollte er schnell den Brunnendeckel schließen? Er legte die unfertige Zeichnung der Frau auf den Tisch. Er sah auf. Er befand sich in seiner kleinen Wohnung. Sie war gemütlich. Eine schöne Komfortzone. An den Wänden hingen seine Zeichnungen. Sie waren alle schwarz-weiß. Mit Bleistift gezeichnet. Ein Leuchtturm vor einem stürmischen Meer, dessen Gischt bis hinauf zur Lampe getragen wurde. Ein großer Gorilla, den man von hinten sah. Sein riesiger Rücken war übersät von dichten, starken Haaren. Er drehte gerade seinen mächtigen Schädel herum und blickte den Betrachter des Bildes an. Eine Seerose, die im Schlamm am Grund verwurzelt war und auf die Wasseroberfläche wuchs, um in der Sonne zu strahlen. „Every second counts, because there's no second try.“ Er ging zu der Seerose. Wie stark sie war, um bis an die Oberfläche des Wassers zu wachsen. Er ging noch näher zu ihr. Wie schön sie sein musste. Wie farbenfroh. Aber er zeichnete nie in Farben.

Irgendwie bemerkte er erst jetzt, wie monochrom sein Leben war. Er blickte sich um. Schwarze Ledermöbel. Eine schwarz-weiße Uhr zeigte seine Zeit an. „Every second counts.“ Er ging näher zu ihr. Er spürte, wie seine Zeit verging. Die Schatten der verwelkten Blumen tanzten weiter ihren Todestanz und verhöhnten ihn dabei. Sie lachten ihn aus. Selbst in ihrem Schatten steckte mehr Leben als in ihm. Sein eigener Schatten bewegte sich nicht. Er betrachtete seinen großen Schattenkörper, der auf die Schattenblumen starrte. „Schau uns an!“, schrien sie ihn mit bissigem Gelächter an. Sie zeigten, wie gut sie tanzten. Schnell und vibrierend. Sie wussten, heute war der Día de los Muertos. Er sah Farben in den Schattenwesen, dunkel leuchtende Farben. Ihr Schwarz war getränkt mit früherem Leben. „Und was machst du?“, lachten sie ihn

aus. „Du sitzt nur in deinem alten Studierzimmer.“ Eine der Schattenblumen begann mit der anderen zu scherzen. „Der zeichnende Faustus“, lachten sie ihn aus. „In seinem verstaubten Kämmerchen malt er sich die schöne Frau aus, die er niemals treffen wird. Wahrscheinlich wird er sie sogar Gretchen nennen.“ Sie lachten schrill. Gruselig. Er starrte auf den Gorilla, der resigniert seinen Schädel von ihm abwandte. Nicht einmal er wollte ihn noch ansehen. Er spürte, wie der Boden unter ihm nachgab.

Er blickte aus dem Fenster. Es war dunkel. Nur die Gischt zischte daran vorbei. Eine Welle nach der anderen schlug unter ihm ein und spritzte das salzige Wasser an das Fenster. „If today was your last day.“ Es war dieser Abend, der ihn aus seinem eigenen Zimmer katapultierte. Er brauchte keinen Pudel, um die Welt zu erleben. „Every second counts ... if today was your last day ... and tomorrow was too late?“ Sein letzter Tag sollte nicht als Film noir enden, in dem selbst die Schatten seiner verwelkten Blume mehr Leben spürten als er selbst.

Kurze Zeit später tanzte er in einem Club. Es war laut, schrill und schnell. Stroboskopische Effekte. Die Drogen, die durch seinen Körper flossen, ließen ihn tanzen, schreien, springen. Menschen, die er nicht kannte, tanzten um ihn herum. Er wollte endlich leben.

Irgendwo sah er die Augen einer schönen jungen Frau, die ihn direkt ansah. „Gretchen?“, fragte er noch in den Lärm hinein, bevor er mit ihr tanzte, sie küsste, die Nacht bei ihr verbrachte. „Every second counts.“ Er fuhr auf seinem Fahrrad durch die Stadt, erlebte sie, jauchzte vor Freude. Er wollte endlich wieder Freude spüren. Wie in einem Film. Die Hände in die Luft haltend, schrie er laut durch die Nacht.

Irgendwann saß er im Flugzeug und betrachtete die Wolken unter sich. Es flog ihn in neue Länder. Der exotische Geruch, als er ausstieg, machte ihm deutlich, dass er in einer anderen Welt gelandet war. Und diese schwüle Hitze – er schloss die Augen und genoss die Sonnenstrahlen auf seiner Haut. In einem Taxi durch den Dschungel fahrend, singend, mit anderen Reisenden. Ohne Ziel und ohne Halt, hinein ins Leben.

Er tanzte unter den Sternen. Er spürte Traurigkeit, weinte, umarmte sie und fuhr weiter. Ein weiteres neues Land, eine neue Kultur. Das Essen war ihm unbekannt. Er erfuhr, dass es von der Farm selbst angebaut und geerntet wurde. „Wunderschön“, dachte er sich, während er über die weiten Landschaften und Berge blickte. Er fühlte sich stark. Kraftvoll. Er tanzte durch sein Leben. Es platschte laut, als er vom Boot ins Meer sprang. Mitten hinein in das Wasser, das Leben auf diesem Planeten erst ermöglicht. Delphine schwammen an ihm vorbei. Sie waren so viel schöner und ästhetischer als die schwarzen Spinnen. Sie zwinkerten ihm zu und schwammen weiter. Ein Schamane mit dunklen Augen blickte ihn an. „Bist du bereit?“, hörte er ihn fragen, bevor sein Bewusstsein aufgab und er in psychedelische Träume versank und tief in seinem eigenen Ozean schwamm. Er spürte eine lange Umarmung von einem seiner Brüder. Es war ein starker Mann, der ihm freundschaftlich zunickte. Er blickte um sich. Eine Wüste mit Lichtern und Musik. Sein Körper tanzte weiter. Er fühlte sich verbunden, ohne zu verstehen, was geschah. „Die Schatten werden mich nicht mehr auslachen“, hörte er seinen Geist sagen. Und er tanzte, farbenfroh und die Schatten verhöhnend. Stille in einem Tempel. Nur die Saiten einer Gitarre bewegten sich und berührten mit ihrer Musik die Menschen um ihn herum. Sie trauerten. Und dann wurde alles verbrannt. Er sah das Feuer, das sich von allem verabschiedete. Der schwarze Rauch winkte ihm zu. War er wieder in einem Bus, an dem die Landschaft vorbeizog? War er wieder in einem Flugzeug, das ihn über die weißen Wolken zurückbrachte? Zurück nach Hause?

Als er diesmal die Luft durch die Nase einsog, war es kein neuer Geruch mehr. Es war der bekannte Geruch seiner Heimat. Wie früher. Aber kühler und frischer als in seiner Erinnerung. Er ging routiniert die ihm bekannten Wege. In den Zug nach Hause. Es war bereits Nacht geworden. Der Schlüssel drehte sich in der Holztür, die sich quietschend öffnete. Er schaltete das Licht an und war wieder zu Hause. Wie lange war er wohl weg gewesen? War es ein ganzes Jahr gewesen?

Er schloss die Tür zur Außenwelt und setzte sich auf seinen Holzstuhl. Er atmete tief ein und aus. Die Zeichnung lag noch immer auf dem Tisch. Die Frau, die ihn mit ihren schönen Augen anblickte. Von den Blumen war nicht mehr viel übrig. Verdorrte Reste lagen müde über der Vase. Sie war schon lange gegangen. „Da steh ich nun, ich armer Tor! Und bin so klug als wie zuvor“, flüsterten seine Gedanken ihm zu.

So viel hatte er erlebt. So viel entdeckt. So viel gefühlt und erfahren. Er könnte Bücher darüber schreiben. Und doch war alles wieder vergangen. Es waren Augenblicke. Sie sollten nicht verweilen, auch wenn sie noch so schön gewesen waren. Er drehte die Musik auf. Es öffnete sich dasselbe Lied wie damals. „Would you live each moment like your last?“ Eine Sekunde war er perplex. Dann lachte er laut auf. Es war das erste Mal, dass er wirklich lachte. Dass er lachte. Nicht aus Vergnügen oder Ekstase, sondern aus tiefer Verbundenheit. Das letzte Jahr hatte er tatsächlich jeden Tag erlebt, als wäre es der letzte gewesen. Und erst jetzt spürte er die tiefe Erschöpfung. Er erfüllte diesen starken Drang, sein Leben wirklich zu leben. Den Stress, noch das eine und das andere zu erleben. Den inneren Hunger, alles zu erleben, was er noch nicht erlebt hatte.

Plötzlich weinte er. Sein ganzer Körper schüttelte sich. Tränen flossen auf seine unvollendete Zeichnung. Zum ersten Mal ließ er alle seine Existenzängste aus seinem Körper fließen. Während er sein Leben leidenschaftlich spüren wollte, lief er an sich selbst vorbei. Wollte er nicht eigentlich einfach leben?

Mit verweinten Augen blickte er auf und ging zu seiner Kerze. Er zündete sie mit einem zischenden Streichholz an. Sie warf wieder Schatten an seine Wände, die sich zu bewegen schienen. Doch der Schatten der Blume tanzte nicht mehr. „Das warst du, Mephisto“, dachte er sich. „Das war also der Blumens Kern“, sagte er leise in den Raum und lächelte. Die Angst vor dem Tod trieb ihn in ein vorgestelltes Leben. In ein erdachtes Leben, das sich gegen den Tod aufbäumte. Als ob man einen Lebensrucksack packen müsste, um den Tod irgendwann akzeptieren zu können. „Wann hat man denn schon genug gelebt“, fragte er sich leise. „Solange der Drang zum Leben aus der Angst vor dem Tod entsteht, bleibt man im Todestanz gefangen“, hörte er sich sagen. Es war genau dieser Moment, in dem er den Tod akzeptierte.

„If today was your last day“, ertönte es aus den lauten Sprechern. Aber er spürte keine Angst mehr vor dem Dunkeln. Er fürchtete sich nicht mehr vor den vorgestellten Spinnen, Untoten oder den Schatten seiner selbst. Sie waren Teil eines Ganzen. Er nahm die verstorbene Blume in die Hand, legte sie neben seine Skizze und zeichnete weiter. In völliger Ruhe entstand ein Strich nach dem anderen. Er beobachtete, wie die Frau entstand. Sie sah ihn an. Sie lächelte wie Mona Lisa. Ruhig. Eine Wüstenfrau. Sie hatte auf ihn gewartet. Sie war sein Gretchen, ohne dass er sie erkannt hatte. Die Angst, sein Leben zu versäumen, ließ ihn wandern. Doch jetzt war er hier. Hier, mit ihr. Sie lächelte ihn an. Er lächelte sie an. Nachdem er die Zeichnung beendet hatte, schrieb er noch einen letzten Satz auf das Bild. Dann küsste er sie leise auf den Mund und schlief ein. Er wachte nicht mehr auf. Es war sein letzter Tag.

Als ihn die Nachbarn einige Tage später entdeckten, lief im Hintergrund noch die Musik. „Would you find that one you're dreaming of.“ Es war früh am Morgen, die Sonne schien durch sein Zimmer. Sie schalteten die Musik aus. Das ganze Zimmer wirkte friedvoll. Sie klopfen ihm auf die Schulter, weil er so lebendig aussah. Doch er bewegte sich nicht mehr. Er schien zu lächeln. Als ob er der gezeichneten Frau zulächeln würde. Seine Beerdigung war ruhig und stimmungsvoll. Vollendet, wie sein letztes Bild, das auf sein Grab gelegt wurde. Es war die Idee der Blumenverkäuferin, die ihn gut kannte. Sie hatte recht behalten. Das Bild war einfach passend. Als sie an der Reihe war, das Schäufelchen mit Erde auf seinen Sarg zu werfen, blickte sie noch einmal auf das Bild. Es zeigte eine wunderschön gezeichnete Frau, die lächelte. Und darunter stand geschrieben: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“

## Ein pietätvoller Abschied

Ich musste schmunzeln. In meinem schwarzen Anzug, meiner schwarzen Hose, mit schwarzen, frisch polierten Schuhen und meinem weißen Hemd. Irgendetwas kam an die Oberfläche, was ich nicht unterdrücken konnte. Ein leichtes Kribbeln im Bauch. Das Gefühl, das Aufkommende nicht mehr ignorieren zu können. Aber es war jetzt einfach unpassend.

Zum ersten Mal fühlte ich es, als ich das Schild am Eingang las: „Bitte seien Sie pietätvoll.“ „Pietät, das Pflichtgefühl“, hörte ich meine Stimme sagen. Die Pflicht zu einem gewissen Gefühl. Ich verstand es kognitiv. Es klang passend. Aber mein Gefühl war ein anderes. Es war das erste Fragment der Absurdität dieser Beerdigung. Ich beobachtete die anderen Trauergäste. Sie blickten zu Boden und verhielten sich pietätvoll. Sie alle waren schwarz gekleidet, was mich an Pinguine erinnerte. Mit ihren viel zu kurzen Beinen watschelten sie unbeholfen auf dem Land. Nach links und rechts wackelnd. Mit Flügeln, die ihnen nicht erlaubten zu fliegen. Vögel, die weder laufen noch fliegen konnten, watschelten am Land entlang, obwohl sie eigentlich unter Wasser jagten und dennoch Luft zum Atmen brauchten. Ein evolutionärer Scherz der Natur. Es war so kalt, dass sie sich alle eng aneinanderkuschelten. Sie lebten in der Antarktis, wo es schweinekalt war. Und sie konnten sich nicht einmal einen Windschutz bauen. Ihnen war einfach scheißkalt. Deswegen watschelten sie erfroren zusammen, um sich gegenseitig vor dem eisigen Wind zu schützen. Sehr pietätvoll.

Er stellte sich zu den anderen Angehörigen. Die Familie stellte sich an den Kopf des Sarges. Die Aufstellung war hierarchisch angeordnet. Zuerst standen der Vater und die Mutter des Verstorbenen, dann er selbst als Bruder, die Witwe, die Kinder und schließlich die übrigen Verwandten. Die Menschen gingen um den Sarg herum, schüttelten Hände, nuskelten „Herzliches Beileid“ und warfen einen kurzen Blick in die Augen der Verwandten, bevor sie wieder zu Boden blickten. Er konnte nicht anders, als ebenfalls auf den Boden zu blicken, um herauszufinden, ob es dort etwas Besonderes zu sehen gab. Diese Geste amüsierte ihn auf gewisse Weise. Was wäre, wenn es auf dem Boden etwas zu finden gäbe? Vielleicht wertvolle Münzen, die man suchen musste. Und deswegen blickten die Personen auf den Boden, um diese Münzen zu entdecken.

Er stellte sich vor, wie eine Trauernde plötzlich eine dieser Münzen sah. Gold schimmernd, halb unter dem Teppich der Halle versteckt. Erschrocken blickte sie auf den Boden und kontrollierte mit schnellen Blicken, ob jemand den Fund bemerkt hatte. Sie wollte die Münze unbedingt aufheben, aber es musste pietätvoll wirken. Kurzentschlossen hustete sie in ihre Hand und wollte sich rasch bücken. Doch das wäre noch zu auffällig gewesen. Sie blieb stehen. Hektisch suchte sie ein Taschentuch in ihrer Handtasche. Sie tat so, als ob sie sich schnäuzen würde, ließ das Taschentuch jedoch kurz vor dem Ausblasen fallen. Die Szene erinnerte sie an eine Werbung aus den 90er Jahren. Darin steht eine schöne Frau mit ihrem Ehemann an einer Bar und flirtet mit einem anderen Mann. Beim Hinausgehen lässt sie heimlich ein Taschentuch mit ihrer Telefonnummer fallen. Der angeflirtete Mann ruft sie am Abend an und sagt: „Oh! It's a feh!“, den Namen des Herstellers. Ähnlich elegant und versteckt wollte auch sie sich verhalten. Selbstbewusst bückte sie sich, versteckte die Münze geschickt im Taschentuch und steckte ihren Schatz schnell in ihre Handtasche. Ängstlich blickte sie zu den anderen Anwesenden, um zu überprüfen, ob sie entdeckt worden war. Als sie keine auffällige Reaktion bemerkte, ging sie zum Nächsten in der Reihe und sagte mit einem versteckten Lächeln des Erfolgs: „Herzliches Beileid“.

Er fand diese Vorstellung amüsant, unterdrückte seine Gefühle jedoch, als der Pfarrer den Raum betrat. Für die anderen Anwesenden schien es normal zu sein, nur er bemerkte seine aufkommenden Gedankengänge. Ein älterer Mann mit einem weißen Rock, oder war es ein Kleid, einem roten Schal und einer Halskette mit einem Kreuz. Hätten sich bestimmte Menschengruppen nicht über Jahrhunderte hinweg gegenseitig eingeredet, dass dies normal sei, hätten sie alle den gleichen Gesichtsausdruck wie er. Wie gebannt starrte er auf diesen Mann,

der eine rauchende Kugel mit sich trug, als wäre es das Normalste der Welt. Gab es wohl einen Rauchmelder in einem Bestattungsraum? Der Rock – oder eben das Kleid – war ihm viel zu lang. Immerhin war es frisch gebügelt. Doch seine Straßenschuhe waren alt und abgetragen. Er fragte sich, ob dieser Mann schon einmal Sex gehabt hatte. Was wäre, wenn er selbst in diesem Gewand zur Beerdigung seines Bruders erschienen wäre? In einem weißen Kleid, einem roten Schal und einer Halskette? Er hätte auch diese rauchende Kugel mitgenommen. Was wäre passiert, wenn er völlig ernst in den Saal eingetreten wäre? Hätten die Leute dann etwas gesagt? Oder wären sie still und pietätvoll geblieben?

„Lobet den Herrn“, hörte er ihn sagen und sah, wie der Gottesanbeter die Hände dramatisch in den Himmel erhob. Es wirkte dramatisch. Als ob gleich ein Blitz einschlagen würde und er wäre der Blitzableiter gewesen. Sein Bruder hätte darüber gelacht. Er hätte es genauso absurd gefunden wie er. Sie waren sich ähnlich, stellten alles in Frage und beugten sich keinen Konventionen. Aber er war noch zu jung gewesen und hatte kein Testament verfasst, mit dem er diesen Zirkus hätte vermeiden können. Wahrscheinlich hätte er hineingeschrieben, dass alle Trauergäste in Hawaii-Hemden und bunten Kleidern erscheinen mussten, sonst wären sie von der Beerdigung ausgeschlossen worden. Am Eingang, neben dem Schild „Bitte seien Sie pietätvoll“, wäre ein Türsteher in einem Hawaii-Hemd gestanden. „Entschuldigen Sie, aber bei der Beerdigung müssen Sie ein Hawaii-Hemd tragen“, hätte er zu einem der Gäste gesagt. Der Mann sah entrüstet auf: „Ich habe kein Hawaii-Hemd!“ Bevor er sich echauffieren konnte, zeigte der Türsteher auf einen mobilen Schrank mit Hemden in verschiedenen Farben und Größen. „Sie können sich gerne für die Beerdigung eines ausleihen.“ Der Mund des alten Mannes öffnete sich sprachlos, der Blick wandte sich zu der Garderobe, und missmutig ging er hinüber. Den letzten Wunsch des Verstorbenen durfte man nicht ablehnen, das wäre pietätlos gewesen.

Der alte Mann kam zum Grab, um das herum die Anwesenden in bunten Farben beieinanderstanden. Sie tranken Cocktails, die durch das hinzugefügte Trockeneis dampften. Im Hintergrund spielte eine Live-Band Swing-Musik, die Leute lächelten und plauderten. Auf einer Leinwand wurden Videos vom Verstorbenen abgespielt. Es wurden unterschiedliche Szenen gezeigt. Wie er als kleines Kind mit vollen Windeln freudestrahlend durch den Garten lief. Fotos von seiner ersten Strandburg, die er mit seinem Vater und Bruder erbaute. Sein erstes Fahrrad, auf dem er unbeholfen, aber mutig die Straße entlangfuhr. Sein erstes Moped als Jugendlicher, auf dem seine viel zu schlanke Freundin saß und beide durch die Helme grinsten. Seine beiden Zwillinge nach einer endlos langen Geburt, die wie zwei kleine, verschrumpelte Puppen in seinen Armen lagen, während er selig lächelte. Das Band einer neuen Straße, das er als junger Bürgermeister durchtrennte. Es waren all diese schönen Erinnerungen an sein Leben, und die Anwesenden feierten mit dem Verstorbenen die glücklichen Momente seines Lebens. Als der Sarg in die Erde gelassen wurde, sah man ihn auf der letzten Videoaufnahme. Mit einem breiten Grinsen lächelte er den Anwesenden zu. „Schön, dass ich euch in meinem Leben haben durfte. Prost!“ Alle Gäste hoben die Gläser, sagten wie einstudiert „Prost!“ und stießen an, als ob nicht ein Leben, sondern nur ein Jahr zu Ende ginge. Sie feierten ein Silvester. Ein Feuerwerk des freudvollen Abschieds.

Vier Männer in Schwarz nahmen den Sarg und trugen ihn zum Grab. Kalte Stille. Selbst die Träger blickten zu Boden und er hoffte, dass sie nicht den falschen Weg einschlugen. Vor dem bereits ausgehobenen Grab begann der Pfarrer wieder, monoton zu reden und dabei dramatische Bewegungen zu machen. Das war der Moment, in dem er nicht anders konnte, als zu schmunzeln. Das Bild war so absurd im Vergleich zu seiner Vorstellung, dass er das aufkommende Gefühl einfach nicht mehr unterdrücken konnte.

Er wischte sich mit der Hand über den Mund, um nicht bemerkt zu werden. Doch die Zwillinge hatten ihren Onkel bereits entdeckt. Sie waren sichtlich schockiert. Doch nur für einen kurzen Moment. Sie kannten ihren verstorbenen Vater und wussten, dass er ein ebenso schräger Vogel war wie ihr Onkel. Er hörte, wie es in ihren Köpfen ratterte, während sie versuchten, sein

Verhalten zu verstehen. Dann zwinkerte er ihnen zu, so wie ihr Vater es immer tat, wenn er eine schelmische Idee hatte. Wie damals zu Weihnachten. Während alle um den Weihnachtsbaum standen, hatte er ihnen zugezwinkert. Im nächsten Moment regnete es weiße Konfetti von der Decke. Er hatte sie dort angebracht und im richtigen Moment eine Schnur gezogen, sodass alle von den weißen Papierschnipseln überdeckt wurden. „Weiße Weihnachten!“, rief er. Nach dem ersten Schrecken begannen alle zu lachen. Unkonventionell, lebendig.

Die Zwillinge sahen sich um. Erst jetzt schienen sie zu begreifen, wie unpassend dieser Abschied für ihren Vater war. Zunächst noch zögerlich, doch dann spürte er, dass auch sie begannen zu lächeln. Nur ein wenig. Drei Pinguine merkten plötzlich, dass es ein evolutionärer Scherz war, mit kurzen Beinchen in der Antarktis völlig erfroren zu stehen. „Warum stehen wir hier?“, fragte einer der Pinguine. Und der nächste begann intuitiv mit seinem Pinguinpopsch zu wackeln. Die anderen stiegen ein. Wenn sie schon nicht fliegen konnten, dann konnten sie wenigstens tanzen. Einer nach dem anderen begann zu wackeln. Da sie so nah beieinanderstanden, wurden die anderen auch mitgerissen. Die ersten Pinguine, die das bemerkten, empfanden das neue Wackeln als Zumutung. Sie wollten hier ruhig stehen und gemeinsam frieren, so wie es von der Natur vorgesehen war. Doch die Bewegung war mitreißend. Einer nach dem anderen folgte dem Rhythmus und die schwarz-weiße Masse an Lebewesen begann zu tanzen. Schritt für Schritt entfachte das Feuer, breitete sich aus und durch die innere Bewegung entstand Wärme in den Körpern. Nach anfänglichem Chaos entstand ein gemeinsamer Tanz. Sie stießen sich nicht mehr, sondern rissen sich im gleichen Takt gegenseitig mit. Das Stampfen ihrer Füßchen wirkte wie das Trommeln eines Urstammes. Hätten die Pinguine es gekonnt, sie hätten gesungen und gelacht. Vielleicht hätten sie auch ein Lagerfeuer entfacht.

Zunächst war das Lächeln der Menschen noch eingefroren. Doch er spürte bereits, wie es an die Oberfläche drängen wollte. Wie ein Vulkan, der kurz davorsteht, Magma in Lava zu verwandeln, leuchteten seine Augen mit denen der Zwillinge. Jetzt bemerkten es langsam auch die anderen. Zunächst waren sie verwundert, aber auch amüsiert. Während der verkleidete Priester monoton heilige Floskeln über den Verstorbenen aufsagte, den er nicht einmal kannte, begann in den Trauernden das Lebensfeuer zu brennen. Was hätten sie tun können? Wenn der Bruder und die Kinder des Verstorbenen lächelten, wie hätten sie dieses Verhalten sanktionieren können? Die nächsten lächelten. Die Mutter der Zwillinge strich ihren Kindern durch die Haare, als wollte sie ihnen sagen: „Ihr seid einfach zwei Lauser, wie euer Vater.“ Die nächsten sahen sie an und mussten ebenfalls schmunzeln. Der Vater stieß ihm liebevoll mit dem Ellbogen in die Hüfte und meinte: „Du bist genauso fürchterlich wie dein Bruder.“

Und dann ging es los. Anfangs versteckten sie ihre Gesichter noch hinter den Händen, doch dann prustete einer nach dem anderen los. Der Brandherd des Lebens war nicht mehr aufzuhalten. Es ging schnell. Manche kippten vor Lachen nach vorne über und stützten sich auf ihre Oberschenkel, andere hielten sich die Bäuche. Manche klopfen sich gegenseitig auf die Schulter und jeder Lacher verstärkte den nächsten. Eine ältere Dame lachte so schrill, dass sie die anderen mitriss. Ein Jugendlicher grunzte unabsichtlich, als er Luft einsog, und goss damit noch mehr Öl ins lachende Feuer. Nur der Mann im Rock – oder war es ein Kleid? – wusste nicht, was geschah. Echte Lebenskraft war nicht seine Stärke. Die schwarz-weiß gekleideten Menschen lachten und prusteten lauthals, als der Sarg schrittweise unter die Erde gebracht wurde. Das Quietschen der Seile verstärkte das Lachen noch weiter. Selbst die Sargträger mussten kichern – in diesem Moment war einfach alles lustig. Tränen. So viele Freudentränen. Genau so hätte sich der Verstorbene seine eigene Beerdigung gewünscht. Es fehlten nur noch die Hawaii-Hemden und bunten Kleider. Er sah seinen Bruder durch den Sarg hindurch. Er blickte ihn an und zwinkerte ihm zu. „Danke, Bruder“, hörte er ihn sagen. Ein pietätvoller Abschied. Die Pflicht, sich liebevoll und authentisch von einem geliebten Menschen zu

verabschieden. Die Menschen umarmten sich, fühlten sich, wärmten sich. Und plötzlich flossen die Tränen – aus schmerzhaftem Abschied und aus Freude über das gelebte Leben.

# Eins-Sein

Dualitäten und Muster loslassen  
Ewiges Bewusstsein erkennen  
In das Sein übergehen  
Void erleben



## Parallelwelten

Er blickt auf seine Hände. Sie waschen gerade weiße Teller. Die Bewegungen sind routiniert, im Körper verankert. Er beobachtet, wie schnell sie kreisförmig die Innenseite des Tellers mit einem Schwamm auswischen. Zuerst die Außenseite, dann, im richtigen Moment, auch die Innenseite. Einmal den Teller umgedreht, folgt die Rückseite. Den feinen Rand an der Unterseite des Tellers mit geschickten Bewegungen säubernd, damit auch die kleinen Essensreste erwischt werden. Der saubere Teller kommt auf die vorbereitete Ablage. Während die linke Hand ihn platziert, bewegt sich die rechte bereits zum nächsten, noch dreckigen Teller, um ihn in das warme Seifenwasser zu legen.

Die Hände wussten, was sie taten, und er konnte seinen Blick von ihnen abwenden. Sie verrichteten die Arbeit auch ohne seine Aufmerksamkeit weiter. Er befand sich in einer Großküche. Die Armaturen waren aus Edelstahl, der Boden aus Fliesen. Er selbst stand vor dem großen Waschbecken. Links davon stand der riesige Geschirrspüler, in dem das Geschirr anschließend noch einmal gründlich gereinigt wurde. In diesen Prozess waren mehrere Menschen involviert. Er war Teil eines größeren Ganzen.

Eine attraktive Kellnerin brachte gerade weiteres benutztes Geschirr in die Küche. Mit flottem Blick, ihr Pferdeschwanz von einer zur anderen Seite schaukelnd, und großen blauen Augen. Ihre vollen Lippen fielen ihm sofort auf, wahrscheinlich nicht nur ihm. Hinter ihr sah er eine ältere Köchin. Weiße Haare, kein müder, sondern eher ein entspannter Blick auf einen riesigen Kochtopf, in dem sie frische Gemüsesuppe zubereitete. Auch sie war in ihrer Routine eingebettet, der Körper verrichtete ohne Anstrengung eine Bewegung nach der anderen. Jetzt streute er gerade noch Salz hinein, die Zunge schmeckte das Gericht ab, die Nase befand das Resultat bereits gelungen. Von außen hörte er den vollen Gästeraum. „Patrick, hol doch einmal die Gemüseboxen herein“, hörte er eine männliche Stimme hinter sich sagen. Offensichtlich hieß er Patrick, denn er spürte, wie sein Kopf nickte und er hinausging. Erst jetzt bemerkte er seine weiße Küchenkleidung. In der Früh war sie wohl noch frisch gewesen, jetzt klebten bereits Essensreste auf ihr. Farbenfroh, in unterschiedlichen Formen und Konsistenzen.

Er schien ein Küchengehilfe zu sein, Anfang 20, etwas träge, aber wohlwollend. Er fühlte sich entspannt. Oder eher phlegmatisch. Ambitionslos im guten Sinne. Während er unbekümmert die Kiste in die Hand nahm und durch den Hintereingang in die Küche kam, erinnerte er sich an den gestrigen Tag. Im dreiteiligen Anzug. Vor dem Spiegel stehend, knüpfte er sein Gelée zu. Er war schon einmal sportlicher gewesen. Jetzt sah er vor allem seinen Bauch und nicht mehr seine Füße, wenn er an sich hinunterblickte. Das Gelée passte aber perfekt. Maßgeschneiderte Anzüge waren eine Wohltat. In den letzten Jahren musste er sie allerdings öfter umschneiden lassen, so schnell veränderte sich sein Körper. „Viel Stoff haben wir nicht mehr, Herr Wudrov“, lächelte ihm der alte Schneider zu, während er Nadeln durch den Stoff stach. Entweder müsse er neue Anzüge kaufen oder seine Figur wieder in ihren früheren Zustand bringen. Aber er war Mitte 50 und mit jedem Jahrzehnt dehnte sich sein Körper weiter aus. Er wurde scheinbar resistent gegen Kalorienverbrauch, trotz langer Wanderungen. Seit er seine eigene Anwaltskanzlei hatte, war er einfach viel zu beschäftigt gewesen. Er musste selbst seine Mandanten finden, und die Angst, einmal keine mehr zu haben, trieb ihn dazu, immer zu viele zu haben. Besser, er entwickelte jetzt einen finanziellen Wohlstandsbauch, um einen Puffer für magere Zeiten zu haben. Ein letzter selbstbewusster Blick in den Spiegel, einmal tief durchatmen und eine halbe Stunde später stand er im Gericht. „Und diese Faktenlage lässt sich nicht ignorieren, Frau Richterin.“, hallte seine selbstbewusste Stimme durch den Saal. „Wie Sie in diesen Dokumenten sehen, war das Patent meines Mandanten bereits seit Wochen vorbereitet und auch digital gespeichert.“

Er erinnerte sich daran, wie erstaunt er über sein Fachwissen gewesen war, als er als Anwalt aufgewacht war. Alle Informationen waren direkt abrufbar. Geordnet, strukturiert und logisch verknüpft. Die Worte waren wie ein Reisebegleiter, der eine Sehenswürdigkeit nach der anderen vorstellte. „Und hier sehen Sie Information 54, die Information 23b unterstreicht.“ Es

waren kognitive Bahnen im Gehirn, die sein Bewusstsein durchschritt. Er fühlte sich wohl in seinem Wamst, der ihm noch mehr Erdung ermöglichte. Seine tiefe Stimme resonierte im Körper und die Schallwellen breiteten sich durch den ganzen Raum aus. Er lud alle anwesenden Personen ein, mitzuschwingen, penetrierte ihre Gedanken und Gefühle, erschuf Welten, in denen sein Mandant vollständig im Recht war. Seine Hände unterstützten seinen Vortrag, bewegten imaginäre Argumente, als würde er gekonnt Tetris spielen und eine Reihe nach der anderen auflösen. Wie viele Punkte hatte er wohl schon erreicht? Und immer vorwärts denkend, nie zurück.

Im Gerichtssaal waren einige Gedanken bereits beim nächsten Mandanten, beim nächsten Vertrag, bei der nächsten Ausbaustufe seiner Kanzlei. Sie sollte jeden Tag weiterwachsen, größer, bekannter, klarer, nobler und professioneller werden. „Und deswegen beantragt mein Mandant das vollständige Eigentumsrecht der Patente, die er im Grunde auch schon immer hatte.“ Die Richterin nickte überzeugt und notierte sich etwas auf einem Block. Sein Mandant strahlte ihn an und klopfte ihm auf die Schulter, als er sich zu ihm setzte.

Er stellte die Gemüsekiste neben die alte Frau, die ihn dankbar anlächelte. Gemütlich ging er zurück zu dem Waschbecken, vor dem sich bereits das Geschirr stapelte. Kurz erhaschte er noch einen Blick auf den schönen Hintern der Kellnerin, die wieder zu den Gästen lief. Dann bewegten sich seine Hände wieder kreisförmig über die Teller. Er hatte keine Zukunftsvorstellungen und das aufgestapelte Geschirr stresste ihn auch nicht. Er arbeitete weder schnell noch langsam weiter. Das dreckige Geschirr musste einfach gereinigt werden. Da gab es nicht viel zu überlegen. Er sah sich schon am Abend vor dem Fernseher einschlafen. Der Wind wehte durch ihre braunen Haare. Auf dem alten, klapprigen Fahrrad sauste sie durch die Straßen. Sie warf schnelle Blicke nach rechts und links. Der linke Arm hob sich, um den nachfolgenden Autofahrern ihren Weg anzuzeigen. Noch ein letzter Blick, dann bog sie ab und hielt dabei ihre Laptotasche im Fahrradkorb fest. Die Uhr verriet ihr, dass sie noch sieben Minuten Zeit hatte. Es war ein völlig anderes Gefühl, in einem Frauenkörper zu sein, dachte er sich. Dachte sie sich. So viel leichter. Weniger Muskelkraft, aber viel schmiegsamer. Sie spürte ihre Hände am Lenker. Sie waren nicht so stark wie am Tag zuvor, als er noch die Teller gereinigt hatte. Es war ein feineres Gefühl. Ihre Finger versuchten nicht, das Fahrrad mit Kraft zu beherrschen und zu lenken, sondern es war eine Symbiose aus Material und Körper, die sich wie in einem leichten Tanz vereinten. Dennoch klapperte es bei jeder Unebenheit der Straße.

Als sie vor der Firma ankam, schwang sie sich elegant vom Fahrrad. „Wie leicht das geht, wenn man gut gedehnt ist“, dachte er sich. Dachte sie sich. „Guten Morgen!“, strahlte sie ihre Kollegen an. Ein warmes Gefühl breitete sich in ihrem Bauch aus, ein wohliges Ankommen in ihrem Team. „Wir haben dir noch einen halben Muffin übergelassen, Sonja!“, hörte sie ihre Chefin rufen. „Vielen Dank!“, rief sie zurück, ging am Esstisch vorbei, stopfte sich den restlichen Muffin in den Mund und begrüßte ihre anderen Kollegen mit vollem Mund und dramatischen Gesten. Ihr war bewusst, dass sie ein Qwerky war – zumindest wurde sie so von allen genannt. Laptop auf, Kennwort eintragen, Muffin hinunterschlucken, mitten im Code und endlich am fast perfekten Algorithmus weiterschreiben. Und plötzlich gab es keine anderen Gedanken mehr. Das technische Kunstwerk lag vor ihr. Hier ein Befehl, dort eine Klammer, diese neue Variable noch einfügen, einen Verweis auf die Datenbank. Der Blick wanderte von einem Monitor zum anderen. Sie musste nicht einmal auf ihre Finger sehen. Sie war mit der Tastatur und der Maus verbunden, die Bildschirme hatten einen schwarzen Hintergrund mit weißer Schrift. Courier. Sie liebte diese Schriftart. Fein, grazil und schnell denkend. Sie hätte noch schneller arbeiten können, wenn ihr Körper es zugelassen hätte. Sie war körperlich trainiert durch die morgendlichen Yoga-Stunden, die sie schon seit vielen Jahren online praktizierte. Gesund und fit war sie durch die neue Bio-Energetic-Ernährung, die ihr täglich vor die Wohnung geliefert wurde.

Es war bereits eine Stunde vergangen, in der sie programmiert hatte, und sie spürte den Drang, etwas zu trinken. Erst jetzt kam das dahinterliegende Bewusstsein wieder hervor, das sich in

diesem Leben zu orientieren versuchte. Ein völlig neues Leben, dachte er sich. Dachte sie sich. Als ob sie nie ein anderes Leben gehabt hätte, war alles so normal. Diese tiefe empathische Empfindung gegenüber anderen Menschen. Die lustigen Gedanken, die so verwirrend und lustvoll in ihrem Gehirn herumtanzten. Ständig auf der Suche nach kognitiver Nahrung. Und gleichzeitig die Fähigkeit zur völligen Fokussierung auf die Arbeit. Sie blickte in die eigene Spiegelung an der Glastür.

Eine hellblaue Bluse, frisch gebügelt. Ein schwarzer, knielanger, elastischer Rock, der ihre Figur betonte. Die gelbe Strumpfhose war genau das, was ihren quirkigen Look ausmachte, und wurde von weißen Sportschuhen umschlossen. „Female Techy“, dachte sie und strahlte. Sie fühlte sich so frei und voller Energie, während sie das fertige Erdbeersmoothie trank. Ihre Kollegen waren in ihren Bildschirmen versunken. Ein Großraumbüro, in dem jede Person vor zwei riesigen Monitoren saß. Es war ein eiliges Arbeiten. Fleißige Bienen, die summten und surrten, manchmal flog eine herein, sprach kurz, flog wieder hinaus, summte weiter. Ein Bienenschwarm in seinen Waben, angetrieben durch den Sog der Entwicklung von Software. „Bist du nach der Arbeit beim Lindy-Hop dabei? Wir werden die neuen Schritte von gestern wiederholen.“ Die Stimme kam vom jungen Kollege, der einige Reihen hinter ihr saß. Ein verspielter, unschuldiger Typ. Ein Mamas Liebling, mit dem es immer Spaß machte zu tanzen. Sie nickte kurz mit ihrem Erdbeer-Bart und ging zurück zu ihrem Platz. Es war ein schnelles, klares Leben. Ein wenig oberflächlich, aber schön. Sie tanzte noch bis in die späten Abendstunden.

Jetzt tat ihm alles weh. Er wollte vorerst gar nicht die Augen öffnen. Das erste, was er spürte, war das Brennen seiner Haut auf seinem Gesicht. Sie war stark gespannt, als ob sie sich zurückziehen wollte. Und dann kam ein Schmerzpunkt nach dem anderen in sein Bewusstsein. Er stöhnte schwer, als er den Stich in seiner Schulter spürte. Dann fühlte er den Druck in seinem Bauch, als hätte er Hunger wobei ihm aber gleichzeitig fürchterlich schlecht war. Und schließlich kam der stärkste Schmerz aus seinen Beinen. In Gips festgezurrt, ließen sie sich kaum bewegen. Doch selbst diese wenigen Millimeter der Bewegung durchzogen seinen Körper mit elektrischem Schmerz, der durch seine Nerven zuckte. Neben seinem Krankenhausbett hörte er das gleichmäßige Piepsen, das seinen Herzrhythmus anzeigte. Die Infusionen tropften gleichmäßig neben dem Bett hinunter. Eine Krankenschwester, die neben ihm stand, notierte etwas auf einem Block. „Guten Morgen, Herr Decker. Versuchen Sie, sich noch nicht zu bewegen, bis die Schmerzmittel vollständig wirken.“, teilte sie ihm sanft mit. Ohne zu nicken, zwinkerte er zweimal mit den Augen. Er erinnerte sich, dass er so antworten sollte.

Es war ein schwerer Unfall. Das Auto überschlug sich mehrfach und stürzte schließlich in den Graben neben der Fahrbahn. Irgendwo brannte es auch. Es war eine unglaubliche Hitze. Von einem Moment auf den anderen fiel er in einen Schmerzkörper, ohne sich bewegen zu können. Es waren Ausschnitte von Erinnerungen. Die Sirenen im Hintergrund. Die blauen, blinkenden Lichter. Die Feuerwehrmänner, die mit schwerem Gerät sein Auto aufschnitten. Er schlief wieder ein. „Wie geht es Ihnen?“, hörte er die Ärztin bei der Visite fragen. „Zwinkern Sie bitte zweimal mit den Augen, wenn sie mich hören können.“ Er zwinkerte zweimal „Ich weiß, dass Sie Schmerzen haben. Aber Sie hatten tatsächlich Glück, dass Sie überlebt haben.“ Plötzlich erinnerte er sich, dass er mit seiner Frau im Auto saß. Erschrocken blickte er auf und bewegte seine Augen links und rechts, um etwas zu sehen. Panik übermannte ihn. Er blickte die Ärztin flehend an. Sie blickte zu Boden. „Es tut mir sehr leid. Sie hat leider nicht überlebt.“ Sein Bauch verkrampfte sich qualvoll. Tränen schossen ihm in die Augen. Er schluchzte. Sein Körper schüttelte sich, und der körperliche Schmerz verband sich mit dem tiefen seelischen Schmerz. Seine Lippen wisperten ein „Nein, nein“. „Wir haben alles versucht, aber sie ist noch am Unfallort gestorben.“ Er fiel in ein tiefes schwarzes Loch. Umhüllt von Wehmut. Schluchzen.

Er wollte aufschreien. Aufstehen. Brüllen. Zumindest sein Gesicht vor seine Hände halten. Sich auf den Bauch drehen. Sich klein machen. Verstecken. Untergehen. Davonlaufen. Gegen die Decke schlagen. Doch er konnte nur daliegen. Bewegungsunfähig.

Heiße Tränen flossen über seine Wangen. „Nein, nein, nein!“, schrie er in seinem Kopf. Völlige Ohnmacht. Verzweiflung. Und plötzlich kamen die Bilder wieder. Er sah sich wieder, wie er im Auto saß und zu dem Lied im Radio mitsummte. Seine Frau lächelte ihm zu und nickte rhythmisch mit dem Kopf. Dann kam dieser schreckliche laute Knall aus dem Nichts. Ihr angstverzerrtes Gesicht, das vom entspannten Nicken zu einem angsterfüllten Schrei wechselte. Instinktiv krallte er die linke Hand am Lenkrad fest und umfasste mit der rechten den Oberarm seiner Frau, um sie zu beschützen. Dann drehte sich alles. Die Körper wurden wie Marionettenfiguren durchgeschüttelt, die Airbags versuchten sie noch zu stützen. Und dann war auf einmal alles ganz still. Nur ein lauter Ton im Ohr. Er sah noch kurz ihren leblosen Körper neben sich. Er konnte sich aber nicht bewegen. „Nein!“, versuchte er zu schreien, gurgelte aber nur unverständlich. Die Ärztin drehte an der Infusion. „Sie werden jetzt wieder einschlafen. Ihr Körper braucht Ruhe.“ Er wollte aber nicht einschlafen. Er wollte sie sehen. Noch einmal. Nur noch einmal. Doch dann übermannte ihn die Müdigkeit. Tiefe, schwarze Leere.

Sie strich ihrem Enkel zärtlich über den Kopf. Er bekam bereits kleine Locken, genau wie sein Vater. Mit seinem Kopf auf ihrer Schoß betrachtete er das spielende Kaminfeuer, das vor ihnen brannte. Sie spürte die wohlige Wärme, die das Holz noch vor seinem Abschied spendete. Es war eine kleine Holzhütte, gemütlich eingerichtet, idyllisch und heimelig. Ein schönes Zuhause, in dem man sich geborgen fühlen konnte. Der Körper fühlte sich weich an. Sie hatte keine Muskelkraft mehr und war auch nicht mehr für akrobatische Bewegungen bestimmt. Die Haut legte sich gemütlich auf die eigenen Arme und bot dem Körper genug Platz, um nicht zu spannen. Manchmal schaukelten die größeren Falten unter dem Kinn hin und her. Vor den Augen befand sich eine große, dicke Brille, um die Umgebung noch scharf sehen zu können. Aber die Welt wurde langsamer wahrgenommen. Ruhiger, entspannter. Es gab keine großen Ziele mehr, die sie erreichen wollte. Es gab für sie nichts mehr zu konsumieren oder zu erreichen. Stattdessen strahlte ihr Herz wie ein kleines Kaminfeuer aus ihrem Körper heraus. Es war ein völlig neues Gefühl, in diesem Körper zu leben. Weniger materiell, mehr fühlend. Sie spürte, dass es auch ihr Enkel spürte. Durch seinen zur Seite gelegten Kopf sah er das Feuer gedreht. Es war, als ob es von links nach rechts brannte, statt von unten nach oben zu lodern. Er wusste, dass er bald schlafen gehen müsste. Doch noch wollte er wach bleiben. Noch ein bisschen, bevor er diesen Tag abschließen würde. „Oma, ich möchte noch nicht schlafen gehen“, sagte er verträumt, ohne den Kopf zu heben. „Warum denn nicht?“, fragte sie ihn sanft, während sie ihn weiter streichelte. „Wenn ich einschlafe, wache ich vielleicht nicht mehr auf“, sinnierte er. Die kleinen Flammen des Feuers tanzten weiter vor ihnen. „Und was wäre dann?“, fragte sie ihn in ruhigem Ton. Er überlegte. Er hatte eine andere Frage erwartet. Er runzelte die Stirn und begann nachzudenken.

„Was ist, wenn ich dann nicht mehr da bin?“, formulierte er seine erforschende Frage. Sie wurde von einigen Sekunden Stille gewärmt. „Ja, was wäre dann?“, leitete sie ihn in seinen Gedanken weiter. Und er begann, schlaftrunken, mit halb geöffneten Augen, seine kleine Reise. „Dann wäre ich ja nicht mehr da ... aber irgendwo muss ich ja sein... Aber wenn ich schlafe, bin ich ja auch irgendwo anders. Ich kann laufen ... auch wenn ich eigentlich im Bett liege und schlafe...“ Er wackelte unbewusst mit seinen kleinen Füßen, als würde er in der Luft laufen. "Manchmal bin ich auch jemand anderes im Traum... Einmal war ich ein Feuerwehrmann... Wäre ich wirklich ein Feuerwehrmann, wenn ich aufwachen würde? Das wäre toll... dann würde ich Feuer löschen." Seine Augen fokussierten auf das Kaminfeuer. Er blickte angriffslustig, bereit es zu löschen und Menschen zu retten. Dann entspannte sich sein Gesicht wieder und er setzte seine innere Reise fort. "Vielleicht bin ich wirklich ein Feuerwehrmann. Und ich träume gerade, dass ich noch ein Kind bin... Oder vielleicht bin ich ja du, Oma? Und ich stelle mir nur vor, dass ich ich bin. Das wäre auch lustig..." Er schaute von unten hinauf in ihr Gesicht. Von hier

aus wirkten die Falten noch größer und ihr Lächeln erinnerte ihn an eine große Schildkröte. "Am liebsten würde ich mir jeden Tag aussuchen können, wer ich bin... immer jemand anderes... Vielleicht wäre ich dann morgen ja einmal du, Oma... oder auch Opa... wo der wohl gerade ist ..." Nach einiger Zeit verstand sie nicht mehr, was er murmelte. Seine Augen wurden kleiner, sein Körper entspannte sich mit den letzten Zuckungen. Sie strich ihm weiter über die Haare. Das Holz brannte ruhig weiter und umarmte sie mit seiner Wärme. „Gute Nacht“, flüsterte sie ihm leise ins Ohr. „Ich hab' dich lieb. Und ich bin schon gespannt, wer du morgen sein wirst.“

Der glückliche Mensch

Er war einfach glücklich.

## Die Frage nach dem Sinn des Lebens

Plötzlich lachte er laut auf. Er konnte nicht anders. Es überkam ihn völlig spontan. Zunächst spürte er ein leichtes Kribbeln tief in seinem Bauch. Innerhalb von Bruchteilen einer Sekunde strömte es durch seinen ganzen Körper. Er war sich nicht einmal bewusst darüber, was in diesem Moment geschah. Es war eine Explosion, die nicht mehr zu stoppen war. Ein Lachen überschlug das nächste wie riesige Wellen im Ozean. Es war ein Tsunami, der durch eine Explosion tief in der Erde ausgelöst wurde. Der Planet bebte, die Erde brach auseinander und die Wellen der Befreiung überschlugen sich. Es war diese völlig überraschende und alles verändernde Erkenntnis.

Wie lange hatte er wohl schon über den Sinn des Lebens nachgedacht? War es ein Jahr? Waren es zehn? Wie lange hatte er schon nach etwas gesucht, das wirklich sinnvoll war? Wie viele Versuche hatte er bereits unternommen? Er hatte so viele unterschiedliche Studiengänge absolviert, so viele Beziehungen geführt und so viele Reisen unternommen. Und immer ist ihm die Frage wie sein Schatten gefolgt, ob das denn wohl alles sinnvoll sei. War es sinnvoll, zu studieren? War es sinnvoll, diese Beziehung zu führen? War es sinnvoll, in dieses Land zu reisen? Doch plötzlich kam ihm die Erkenntnis, dass es nicht sinnvoll war, über den Sinn nachzudenken. Er prustete los, als ihm dieser Gedanke wieder in den Sinn kam. Sein Bauch schmerzte bereits vor Lachen. Wie so oft saß er auf seiner Couch, das Notizbuch auf den Oberschenkeln, eine Tasse Schwarztee mit Milch neben sich. Er erstellte Skizzen und schrieb Fragen und Ideen auf. Doch jetzt lag er quer über seinem Notizbuch. Er hielt sich den Bauch, während er sich zerkugelte.

Es war diese herrliche Paradoxie. Wie blind er war, über den Sinn nachzudenken, ohne sich zu fragen, ob es überhaupt sinnvoll war, über den Sinn selbst nachzudenken. Es erlöste ihn. Er ging in die Küche und kochte sich einen weiteren Tee. Doch diesmal tat er es, ohne darüber nachzudenken, ob es sinnvoll war, einen Tee zu trinken. Denn Tee zu machen und ihn zu trinken fühlte sich so viel sinnvoller an, als darüber nachzudenken, ob es denn jetzt sinnvoll sei. Diese Erkenntnis überschwemmte ihn, als wäre ein Tsunami an Land aufgeschlagen. Er fühlte sich wie ein Delfin, der sein Leben lang gemütlich am Strand gelegen hatte und sich nicht ganz wohl in seiner Haut gefühlt hatte. Es fühlte sich alles so trocken an. Plötzlich wurde er vom Tsunami weggespült und er spürte, wie schön es war, im Wasser zu leben. „Warum war ich eigentlich die ganze Zeit am Land?“, fragte er sich, während er mit der Strömung wieder ins Meer zurückgeschwemmt wurde. Wie schön es war, im Meer zu schwimmen, statt nur sehnsüchtig darauf zu blicken. Er war die ganze Zeit so nahe am Meer gewesen, aber eben nie im Meer. Wie unangenehm heiß die Sonne ständig auf seine Schuppen schien. Er roch das Meer, er aß Fisch, aber er saß wie ein gestrandeter Seelöwe im Sand und war unglücklich. „Wie ist es wohl dort im Meer?“, fragte er sich so oft, ohne auf die Idee zu kommen, sich einfach in die Fluten zu stürzen. Manchmal braucht es einen Tsunami, um Meerestiere ins Meer zu holen.

In diesem Moment änderte sich alles. Es war vollkommen egal, was er machen wollte. Bei jedem gedanklichen Vergleich gewann die Handlung, wenn er sie dem Sinn gegenüberstellte. War es sinnvoller, Tee zu kochen oder darüber nachzudenken, ob es sinnvoll ist, Tee zu kochen? War es sinnvoller, ein Buch zu lesen, oder darüber nachzudenken, ob es sinnvoll ist, ein Buch zu lesen? Plötzlich war alles sinnvoller, als darüber nachzudenken. Die Philosophie, die Liebe zum Denken, wurde auf einen Schlag so uninteressant wie das Bild eines frischen Apfels in seiner Küche. „Du bist nur ein Bild von einem Apfel. Aber du bist kein echter Apfel“, lachte er und biss in einen echten, roten Apfel hinein, der vor Freude zerplatzte. Ist Lachen sinnvoll? Ist Freude sinnvoll? Im Vergleich zum Grübeln auf jeden Fall. Sein Gehirn jonglierte mit all diesen Vergleichen und ständig drangen satte und kräftige „Ja“ an die Oberfläche. Er strahlte, als er seinen frischen Tee zur Couch mitnahm.

Er bemerkte, dass er ständig an eine finale Bewertung dachte. Hatte er richtig gelebt? Wie so oft imaginierte er sich auf dem Sterbebett. Kurz vor seinem Tod waren seine Liebsten zu ihm gekommen. Sie wollten sich verabschieden. In seiner Vorstellung fragte ihn einer seiner Enkel,

ob er ein sinnvolles Leben geführt habe. Er war bereits ein alter Greis geworden, dünnhäutig, mit Falten übersät und mit einem gutmütigen Blick. Er nahm die Hand seines Enkels und blickte ihn an. Alle im Raum erahnten, dass dies der eine Moment sein würde, an den sie sich alle noch ihr restliches Leben erinnern würden. Die Vorstellung, am Ende des Lebens, kurz vor dem Übergang ins Jenseits, noch einen Gedanken oder ein Gefühl an die Nachwelt zu hinterlassen. Die Zeit schien stillzustehen, als er langsam sprach. „Weißt du, Jonathan, ich habe mein Leben lang darüber nachgedacht, was sinnvoll ist.“ Am Anfang war Stille. Niemand wusste genau, welche Reaktion angemessen war. Jonathan blickte kurz zu seinem Vater und fragte sich, was er darauf sagen sollte. Als er sich wieder zu seinem Opa umblickte, lächelte der Enkel ihn verschmitzt an. Und dann begann einer nach dem anderen in der Runde zu lächeln. Zu grinsen. Sie hielten sich die Hände vor den Mund. Bis schließlich jemand begann, herzlich zu lachen. Es löste eine Explosion aus. Einer nach dem anderen zersprang vor Lachen. Sie prusteten und stützten sich gegenseitig, um nicht umzufallen. Jonathan kippte mit dem Kopf auf die dünne Hand seines Opas, während sein Körper vor Lachen bebte.

Anfangs war der alte Mann irritiert. Genau diesen Satz wollte er seinen Hinterbliebenen mit auf den Weg geben, wenn sein Leben zu Ende geht. Er hatte lange über den Sinn des Lebens nachgedacht. Er hatte sich diesen Moment tiefgreifend und intellektuell inspirierend vorgestellt. In seiner Vorstellung sollte sein Enkel sagen: „Ich habe meinen Opa als Philosophen kennengelernt. Selbst am Sterbebett hat er über den Sinn gesprochen.“ Doch sein Enkel reagierte anders als erwartet. „Du hast was gemacht?“, fragte ihn sein Enkel mit Tränen in den Augen vor lauter Lachen. „Du hast darüber nachgedacht, was sinnvoll ist?“ Allein diese Frage brachte die ganze Gruppe wieder zum Auflachen. Sie fanden es unglaublich schön, lustig, naiv und zutiefst menschlich, sich tatsächlich so eine Frage zu stellen – ein ganzes Leben lang.

Da öffneten sich die Augen des irritierten Opas. Wie sinnlos es war, ständig über den Sinn nachzudenken, schoss ihm durch den Kopf. Seine Augen weiteten sich immer mehr, sein müder Mund öffnete sich und schließlich begann er selbst zu lachen. Erst leise, in sich hinein lächelnd, dann im Chor mit den anderen. Es war ein Tanz voller Gelächter. Ein befreiendes Lachen, das alles loslassen konnte. Es war wunderschön, in diesem Moment zu erkennen, wie sinnlos die Frage gewesen war. Als er langsam wieder zur Ruhe kam, schlief er ein. Das letzte Mal. Mit einem Lächeln im Gesicht. Er hatte endlich auch erkannt, dass es einfach nicht darum ging, ob er, andere oder eine abstrakte Instanz den Stempel des Sinns auf sein Leben drückten. Es war einfach nicht relevant, wenn das Leben selbst vor Leben strotzte. Was hätte er sich Schöneres erhoffen können, als mit seinen Liebsten am Sterbebett noch einmal herzlich zu lachen und das Leben nicht allzu ernst zu nehmen?

Nachdem er gestorben war, kam er tatsächlich in einen Raum, in ein Nichts oder auch ein Alles. Dort angekommen, hörte er die Frage, die er sich sein Leben lang gestellt hatte. „War dein Leben sinnvoll?“ Er wollte schon anfangen zu erzählen, was er getan, was er nicht getan hatte und was er noch gerne getan hätte. Doch in diesem Augenblick spürte er, dass es nur sein Spiegelbild war. Sein Spiegelbild fragte ihn, ob sein Leben sinnvoll gewesen war. Als er sich umdrehte, bemerkte er, dass hinter ihm ein weiteres Spiegelbild stand. Dieses fragte ihn wie ein Echo: „War dein Leben sinnvoll?“ Erst jetzt sah er, dass er von Spiegelbildern umgeben war. Unendlich viele Spiegelbilder blickten auf ihn und stellten ihm die Frage nach dem Sinn seines Lebens. War es sinnvoll? War es sinnvoll? War es sinnvoll?

Verstört und fast panisch schlug er die Hände vor sein Gesicht. Doch in diesem Augenblick wurde ihm die Paradoxie wieder bewusst und er erwachte. Er nahm die Hände vom Gesicht und blickte sich um. Einen kurzen Augenblick lang war er still. Sofort verstummten auch seine Spiegelbilder. Alle sahen sich gegenseitig an. Jeder wusste, dass jetzt der entscheidende Moment gekommen war. Eine Antwort? Resignation? Dann prustete er wieder los. Er lachte laut auf, als ihm klar wurde, dass er doch nur sich selbst, seinem eigenen Bewusstsein, gegenüberstand. Auch die Spiegelbilder konnten sich das Lachen nicht unterdrücken. Eines nach dem anderen hielt sich den Bauch, bis tief in die Unendlichkeit hinein.

Er war einfach nur im Sein. Die Frage, die er stellte, war irrelevant. Wenn er lachte, dann lachte er. Was er tat, das tat er. Die Unendlichkeit all seiner Handlungen befreite ihn von seiner eigenen inneren Bewertung. Selbst hier, am Ende, am Anfang oder in einem zeitlosen Sein, ging es nicht darum, was in seinem Leben war und wie es war, sondern einfach nur darum, was jetzt war. Und jetzt war es einfach nur befreiend, zu lachen – mit sich selbst und der Unendlichkeit. Es gab kein Danach, kein Davor, keine Bewertung und keine Rechtfertigung. Und er spürte, dass all das einfach nur sinnvoll war.

## Der Himmel

(Pachelbel's Canon in D - Solo Piano, Brian Crain)

„Willkommen im Himmel!“ Er blickte um sich. Es war einfach wunderschön. Wie in seinen Träumen. Eine Wolkenlandschaft. Alles war so weich und sanft. Seine Füße standen auf einer weißen Wolkendecke. Sie trug ihn, ohne dass er Kraft aufwenden musste. Feiner Nebel strich ihm freundlich über die nackten Füße. „Es gibt wirklich einen Himmel“, lachte er und schüttelte den Kopf, als hätte er gerade den echten Osterhasen gesehen, von dem er früher seinen Kindern erzählt hatte. All die Geschichten über den Himmel, die er gehört hatte, schienen tatsächlich teilweise zu stimmen.

Die schöne Frau in den weißen Kleidern, die ihn begrüßt hatte, strahlte ihn herzlich an. Es fühlte sich an, als wäre er gerade vor dem luxuriösesten Wellness-Hotel angekommen. Um ihn herum waren dichte und feste Wolken, die ihn einluden, auf ihnen zu gehen oder sich einfach fallen zu lassen. Eine angenehme Brise kühlte seine Haut. Um ihn herum war nur blauer Himmel. Und überall klang wunderschöne Musik. Doch erst jetzt bemerkte er, dass er die Musik nicht einfach hörte, sondern spürte. Wie Basstöne, die im Bauch vibrieren, bewegten ihn die leisen Klänge der himmlischen Natur. Und jetzt stellte er auch fest, dass sein Körper keine Schmerzen mehr hatte. Endlich waren sie überwunden. Wie lange er gelitten hatte.

Doch selbst diese Erinnerung war wie in Watte gepackt, sanft umrundet, vergeben und abgeschlossen. Er hatte keinen Körper mehr. Er spürte und nahm wahr, aber er hatte keinen materiellen Körper mehr. Er fühlte und sah alles wie zuvor, hatte aber keine physische Repräsentation mehr. „Reines Bewusstsein“, ging ihm durch den Kopf. Er sah keine Sonne, spürte aber ihre Wärme auf seiner Haut – oder das, was er sich unter Haut noch vorstellte.

„Ich hätte so viele Fragen an dich gehabt“, begann er, sich nun an die Frau richtend. „Aber irgendwie ist alles, was ich mir damals gedacht habe, nicht mehr relevant.“ Er blickte in ihre unendlich gütigen Augen und verspürte keinen Drang, seine Wissenslücken zu füllen. Ohne dass sie etwas sagte, spürte er, dass er in seinem eigenen Traum angekommen war, den er selbst gestalten konnte.

Er legte sich auf die Wolkendecke, blickte zum Himmel und genoss das helle Blau. Ihm wurde bewusst, dass Zeit nicht mehr existierte. Lag er einige Minuten oder Jahre auf der Wolke? Er stand auf und spürte seine Freunde um sich. Wie eine lichte Erinnerung sah er sie um ihren Stammtisch sitzen. Einer klatschte gerade in die Hände und lachte herzlich, weil er eine seiner Lieblingsanekdoten erzählte. Damals, als sie aus Versehen in das falsche Hotelzimmer gingen und die verduztten Gesichter der eigentlichen Gäste sahen. Er saß plötzlich wieder neben ihnen. Es war nicht genau dieser Tisch, an dem er mit ihnen saß. Aber es fühlte sich so an. Es war die vertraute Umgebung, die wohlwollende Nähe. Sie hatten jedoch keine zeitliche Begrenzung. Es gab weder einen Beginn noch ein Ende. Es gab keine Sperrstunde und auch kein schlechtes Gewissen, das zum Bett riet, um am nächsten Morgen wieder fit zu sein. Sie begannen zu reden, zu blödeln, zu lachen, zu tratschen und zu diskutieren. Nicht so wie im Leben, aber mit derselben Wirkung. Es war lustvoller Spaß, intellektuelle Neugierde und freundschaftliche Verbundenheit.

Einige Minuten oder Jahre später drehte er sich um und befand sich in seiner Familienwolke. Noch tiefere Verbundenheit und Vertrautheit, gepaart mit anderen familiären Dynamiken. In seinem Leben fühlte er sich oft in eine Rolle gedrängt, die er nur teilweise ausfüllen konnte und wollte. Doch diese Erfahrung war nur noch als letzter Erinnerungshauch zu spüren und machte Platz für ein tiefes Urvertrauen. Er spürte seine Eltern und Großeltern. Wie deutlich er ihre Präsenz wahrnehmen konnte. Während er damals, als sein Großvater noch am Leben war, das gutmütige Lächeln von ihm spürte, war es jetzt nur noch ein Gefühl, das sein Herz erwärmte, ohne dass er tatsächlich anwesend war. Dieses herzerwärmende, familiäre Gefühl entstand auch, als er seine Kinder und Enkel spürte. Ihre junge Kraft und ihr verspieltes Wesen brachten sein Herz zum Tanzen. Und jetzt spürte er seine Frau hinter sich. Er war wieder mit ihr vereint.

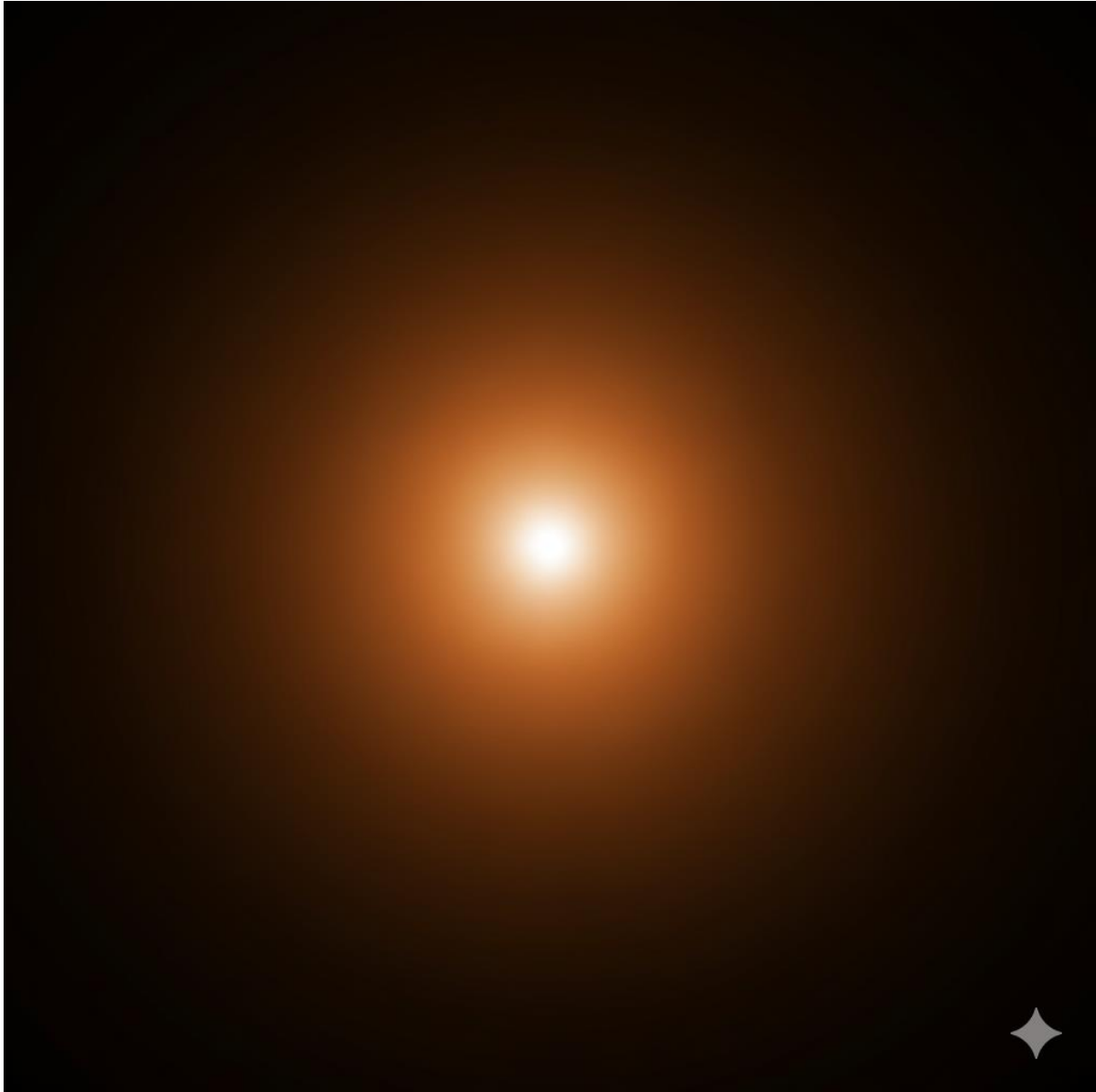
Sie ergänzten sich gegenseitig. Er lächelte freudig und spürte den Tanz mit ihrer Präsenz. Die Wolkendecke trug sie sanft über den Himmel und tanzte mit ihnen, während ihre Drehbewegungen den leichten Nebel um ihre Füße kreisen ließen. Sie tanzten und lachten für eine Ewigkeit.

Irgendwann lagen sie nackt und rein auf dem Wolkenboden. Er strich über ihre sanfte Haut und bemerkte, dass es nicht seine Frau war. Es war auch keine andere Frau. Er spürte, dass seine Frau lediglich eine verkörperte Form weiblicher Energie war. Er spürte seine männliche Energie, die über ihre zarte Hüfte strich. Er spürte vollkommene visuelle Ästhetik und das Öffnen sexueller Energie, die durch ihn hindurchströmte. Die feinen Schultern, die er zärtlich liebte, ihre blonden langen Haare, die über sein Gesicht streichten. Waren es ihre Lippen, die sich küssten? Die tanzende Bewegung in ihrer körperlichen Vereinigung. Es war nicht mehr seine Frau, es waren alle Frauen, alle Reize und Verbundenheiten, die er jemals gespürt hatte. Er drehte sich mit ihnen, spürte die Sinnlichkeit von allen Seiten, den himmlischen Genuss, von allen Seiten berührt zu werden. Er war ein freudevoller Wirbelwind, der sich mit sich selbst vereinte. Irgendwann löste sich die Dualität zwischen Mann und Frau auf. Er fühlte die weibliche Energie in sich, genauso wie die männliche. Es gab keine Unterscheidungen mehr. Die Frauen, die ihn berührten, waren er selbst. Und er selbst war nicht mehr nur ein Mann, sondern eine Verkörperung von Männlichkeit. Und selbst das löste sich weiter auf. Er war nicht ein Individuum, sondern Teil von allem. Mann und Frau in sich vereint, ein gemeinsamer Tanz mit sich selbst. In diese Winde kamen seine Familien und Freunde hinzu. Es waren manifestierte Energien in Körpern, die nicht mehr benötigt wurden.

Es waren nur noch Energien. Er war nicht mehr ein bestimmter Mensch. Er interagiert nicht mehr mit anderen. Es gab ihn nicht mehr. Die anderen gab es nicht mehr. Wie ein Luftballon ohne Ballon. Der Ballon hält die Luft in sich. Aber er ist nur eine Hülle, die nicht mehr benötigt wird. Die Hülle des Luftballons vergeht und die innere Luft wird eins mit der äußeren Luft. Sein Bewusstsein wurde Teil von allem. Und alles war Teil von ihm. Der Wassertropfen im Ozean, der in sich der Ozean ist. Er ist nicht mehr Teil von etwas Größerem. Es ist alles eins. Selbst die Wolken waren in diesem Eins vorhanden. Wie ein Bild von Wolken und Himmel. Das Bild beginnt langsam heller zu werden. Das Blau wird heller, die Wolken werden heller. Das Bild verändert sich. Der Kontrast reduziert sich. Die grauen Stellen der Wolken sind kaum noch zu erkennen. Das Blau wird immer weißer. Und irgendwann ist das gesamte Bild weiß. Es gibt keine Wolke hier und eine andere Wolke dort, keinen blauen Himmel hier und eine weiße Wolke dort. Die Unterscheidungen verschwimmen. Es gibt nicht einmal mehr das Bild hier und die Landschaft dort. Das Bild ist die Landschaft und umgekehrt. Die Unterschiede der Farben verschwinden. Irgendwann bleibt nur noch weißes Licht. Weißes Sonnenlicht, in dem alle Farben vereint sind. Weißes Licht entsteht jedoch nur, wenn es von Augen wahrgenommen wird. Licht im Universum ist unsichtbar. Es ist das Potenzial und Sein von allem.

Es wurde ruhig. Alles ist eins. Hätte er noch existiert, hätte er gelächelt. Er existierte noch und lächelte. Aber nicht als spezifische Farbe, nicht als Kontrast in einem Vergleich zu anderen, nicht als verkörpertes Objekt oder Subjekt. Das Lächeln war Teil von allem. Es ruhte in sich und war in seiner ganzen Potenzialität ewig vorhanden. „Die Idee eines Himmels“, lachte es. Eine schöne Idee. In allumfassendem, himmlischem Weiß.

Wer beim Lesen nie existenziell erschüttert wurde  
und nie über die Absurdität des Lebens gelacht hat,  
hat die Texte noch nicht wirklich erlebt.



# Anhang 1. Eine Landkarte für Transformation

## Methode

Die Geschichten sind in unterschiedlicher zeitlicher Reihenfolge entstanden. Beim Schreiben hatte ich nicht den Plan, ein Buch zu erstellen. Für die Lesenden habe ich mir dann überlegt, in welcher Reihenfolge ich die Geschichten für die lineare Textform anordne. Dafür habe ich teilweise die Methode der Grounded Theory verwendet. Ich habe jede Geschichte mit Action Patterns beschrieben (z. B. „Absurdität erahnen“, „Entfremdung spüren“ etc.). Anschließend habe ich Geschichten mit ähnlichen Beschreibungen geclustert und überlegt, welches übergeordnete Thema sie beschreiben. Mit der Zeit sind dann bestimmte Cluster entstanden (z.B. „Getrennte Welten“). Diese Cluster erinnerten mich an eine Transformation, für die ich grafische Symbole (Viereck und Kreis) verwendet habe. Mir gefiel die fraktale Ähnlichkeit, da jede Geschichte einen Teil einer Transformation erzählt und das gesamte Buch gleichzeitig eine Transformation beschreibt. Doch auch diese Ordnung ist nur eine weitere Geschichte, die ihre Teile in einem größeren Sinnkontext beschreibt.



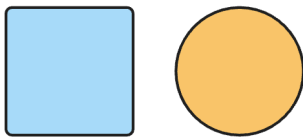
Abbildung. Entwicklung einer Reihenfolge der Geschichten

## Kategorien

Die Landkarte ist nicht die Landschaft, die Abbildung nicht die Erfahrung. Diese Landkarte dient als Orientierungshilfe bei der Einordnung der Kurzgeschichten.

Transformation bezeichnet eine tiefgreifende, nicht umkehrbare Wandlung. Es handelt sich nicht um eine kleine Anpassung, sondern um eine vollkommen neue Entstehung. Die alte Form verwandelt sich in eine neue. Eine tiefe innere Veränderung der Wahrnehmung und Identität. Eine Metamorphose, bei der das Alte stirbt, damit das Neue entstehen kann. Die Raupe, die im Kokon stirbt, um zum Schmetterling zu werden. Die Kaulquappe, die zum Frosch wird.

Eine Trans-Formation hat zwei Formen, Zustände oder Welten. Eine Dualität. Das Eine und das Andere. Ein Rechteck und ein Kreis. Blau und Orange. Ein Außen und ein Innen. Einen Unterschied, der einen Unterschied macht.

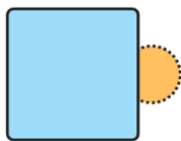


### Zwei getrennte Welten

Die äußere blaue Welt, wie wir sie bisher kennen. Es ist, wie es ist. Alles ist normal. Wir sind geboren worden, wir leben und arbeiten und irgendwann werden wir sterben. So ist es nun einmal.

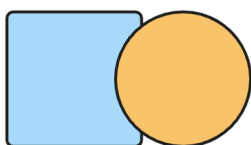
Die innere orange Welt, die wir noch nicht kennen. Sie ist anders, als wir denken. Wir verstehen sie nicht. Sie war schon immer da. Sie zeigt sich durch Träume, spontane Visionen und leise Intuitionen. Es sind Vorahnungen von etwas anderem, das nicht begreifbar ist.

Es sind zwei getrennte Welten ohne Verbindung.



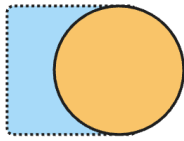
### Der Versuch im Außen zu bleiben

Die äußere blaue Welt besteht weiterhin. Doch jetzt wird sie von der inneren, orangefarbenen Welt berührt. Das ist irritierend. Es ist einfacher ohne sie. Wir versuchen, im Außen zu bleiben, und ignorieren, was wir beginnen zu fühlen. Manchmal funktionieren wir weiter. Manchmal fühlen wir aber schon die Veränderung. Sie schmerzt, weil wir uns dagegen wehren. Es wird immer schwieriger, die äußere Illusion aufrechtzuerhalten und die innere Wandlung zu ignorieren. Wir bleiben trotzdem lieber im alten Muster, als uns zu verändern.



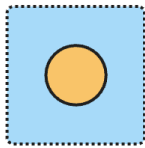
### Der Kampf zwischen den Welten

Die innere Welt wächst weiter und kollidiert mit der äußeren Welt. Es beginnt der Kampf der Welten. Die Schmerzen der inneren Welt veranlassen uns, die äußere Welt zu instrumentalisieren. Die äußere Welt veranlasst uns, die aufkeimende innere Welt zu verleugnen. Wir lehnen den Wandel ab. Wir töten das Innere oder sterben im Äußeren. Wir wollen den Wandel aufgeben, weil die Spannungen zu stark geworden sind.



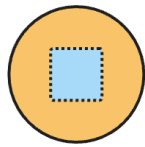
### **Das Außen loslassen**

Die innere Welt wächst weiter, die neue Form wird größer. Es wird erkannt, dass das Alte nicht bestehen bleibt. Die bisherige Form erweist sich als Illusion. Es beginnt eine Zeit tiefer Trauer über den Abschied. Obwohl sich noch alles dagegen wehrt, muss losgelassen werden. Doch zugleich beginnt auch das Neue zu entstehen. Es keimt ein Hoffnungsschimmer für die neue Welt auf, auch wenn sie noch nicht begreiflich ist.



### **Die Entstehung des Neuen**

Die früheren Vorahnungen und Visionen der eigenen Irrwege werden bewusster. Es ist noch immer ein Widerstand vorhanden, jedoch entstehen bereits erste neue Wege. Es ist ein schrittweises Erwachen, bei dem diesmal den deutlicher werdenden Zeichen gefolgt wird. Der Wandel wird zugelassen und das Neue darf entstehen. Was genau entstehen wird, ist noch nicht klar. Aber die Entscheidung, das Alte gehen und das Neue entstehen zu lassen, ist gefallen.



### **Das Alte sterben lassen**

Das Neue wird stärker als das Alte. Es ist die letzte Phase der alten Form. Es ist der Abschied von der Hülle, die nicht mehr lebt. Letzte Versuche und Anhaftungen werden endgültig losgelassen. Der Tod des Alten wird akzeptiert. Es ist ein würdevolles Sterben in das innere Aufblühen. Die Transformation in die neue Form wird erreicht.



### **Eins-Sein**

Die Transformation geht weiter. Es geht jedoch nicht mehr um die Wandlung in eine nächste Form. Es geht um den Übergang in das Formlose. Transzendenz bezeichnet die Grenzüberschreitung vom Endlichen zum Unendlichen. Es gibt keine Dualität mehr zwischen dem einen und dem anderen. Sie löst sich in Non-Dualität auf. Es gibt nur noch allumfassendes Licht. Das Ende, aus dem wieder ein Anfang entstehen kann. Das Alles. Das Nichts. The Void.

## Anhang 2. Meta-Perspektiven

Nachdem eine Geschichte entstand, wurde ich neugierig, was diese Texte bedeuten könnten. Also habe ich künstliche Intelligenz als Diskussionspartner genutzt, um die dahinterliegenden Muster zu reflektieren. Daraus sind Meta-Perspektiven entstanden, die meine intellektuelle Neugier gestillt haben. Diese Interpretationen stellen jedoch nicht die eine richtige Bedeutung der Texte dar. Sie sind eine mögliche Betrachtungsweise, eine Perspektive von vielen, die ich als bereichernd empfand. Sie dienen als Brücke vom intuitiven Erleben zum kognitiven Erfassen. Vielleicht unterstützen sie dadurch ein tieferes Verständnis. Eventuell sind sie aber auch kontraproduktiv. Sie sind eine Einladung, implizite Muster kognitiv zu interpretieren.

### **Methode**

Ich habe eine Geschichte meistens in drei KI-Tools (v.a. ChatGPT, Claude und Gemini) eingefügt und folgenden Prompt verwendet:

"Du hast viel Erfahrung und Expertise in humanistischen Psychotherapien, Schamanismus und dem Schreiben von Kurzgeschichten. Analysiere, worum es eigentlich in der Kurzgeschichte geht und was zwischen den Zeilen steht, was nicht gleich erkannt wird. Schreibe eine dichte, reflektierte Interpretation der Geschichte."

Aus den Analysen der KI-Tools habe ich die für mich relevantesten und stimmigsten Interpretationen als Textblöcke gesammelt. Diese Texte habe ich in Claude eingefügt und folgenden Prompt verwendet.

"Verfasse eine prägnante und reflektierte Interpretation der Geschichte in drei Absätzen. Verwende nur wenige Doppelpunkte, Bindestriche oder Aufzählungspunkte. Schreibe stattdessen flüssige Sätze im Stil und der Charakteristik der Kurzgeschichte. Inkludiere zusätzlich relevante Teile folgender Textblöcke."

Das Ergebnis habe ich dann final überarbeitet.

## Index

Prolog eines Aliens.....	164
Aufwachen.....	165
Die Lebensentscheidung.....	166
Vom Aufblühen der Vergänglichkeit.....	167
Der Ozean.....	168
Die Erde.....	169
Der Termin.....	170
Halbmarathon.....	171
Der tiefe Wunsch.....	172
Der gemeinsame Weg.....	173
Eine perfekte Familie.....	174
Die Stille der Einsamkeit.....	175
Das Hamsterrad.....	176
Das umgedrehte Spiel.....	177
Fremdheilung.....	178
Die Realität der Vorstellung.....	179
Goliath gegen David.....	180
Die Vergangenheit.....	181
Präzision.....	182
Der gefallene Engel.....	183
Brutale Heilung.....	184
Der Weg des Sisyphos.....	185
Das Spiel.....	186
Zerschnittener Wesenskern.....	187
Der Abschied.....	188
Fluss des Lebens und Sterbens.....	189
Das Ziel.....	190
Der Traum des Vaters.....	191
Robotermagnete.....	192
Die Flamme.....	193
Der leise Windhauch.....	194
Luzides Leben.....	195
Native American.....	196
Das richtige Leben.....	197
Der Weltenwanderer.....	198
Der Sekundenzeiger.....	199

Dolce Vita.....	200
Der letzte Tag.....	201
Memento Mori.....	202
Ein pietätvoller Abschied .....	203
Parallelwelten .....	204
Der glückliche Mensch.....	205
Die Frage nach dem Sinn des Lebens .....	206
Der Himmel.....	207

## Prolog eines Aliens

Der Text behandelt das Phänomen der existenziellen Entfremdung, das Gefühl, ein Beobachter des eigenen Lebens zu sein statt ein natürlicher Teilnehmer. Der Protagonist erlebt sich als „Alien in Menschenhaut“. Diese Metapher steht für ein tiefes Bewusstsein über die Konstruiertheit sozialer Realität. Das „Alien“ ist dabei kein Fremder, sondern das Sehende im Menschen selbst, das sich nicht vollständig mit Rollen, Routinen und gesellschaftlichen Spielen identifizieren kann. Die Urszene in der Sandkiste zeigt ein waches Bewusstsein, das „noch nicht ganz drin ist“ in der menschlichen Matrix. Von dort an entfaltet sich ein Leben in zwei Schichten: außen die perfekt imitierte Menschenhülle, innen das stille Schauen. Diese hypervigilante Aufmerksamkeit macht jede Geste – Händeschütteln, Jubeln, Höflichkeit – zu einer bewussten Choreografie. Wer so sieht, kann nicht mehr naiv Teil des Ganzen sein. Diese klare Wahrnehmung ist eine spirituelle Gabe, die jedoch auch tiefe Einsamkeit und Erschöpfung mit sich bringt.

In der zweiten Phase schläft das Alien aus Sehnsucht nach Zugehörigkeit und aufgrund der Erschöpfung durch das ständige Anderssein ein. Was folgt, ist ein notwendiger Entwicklungsschritt: Er wirft sich in die Spiele von Karriere, Leistung und Status und wird zum Getriebenen, der durch Perfektion beweisen will: „Ich gehöre doch dazu.“ Dieser Ehrgeiz ist kein Scheitern, sondern die Voraussetzung für ein echtes Erwachen. Erst, wenn die Dominosteine fallen – Kündigung, verlorene Spiele, Tränen im Theater –, erkennt er den eigentlichen Schock: Er selbst ist eingeschlafen. Er hat das Spiel für echt genommen. Wie eine Raupe, die sich vollfrisst und an ihrem alten Selbst festhält, weil sie fürchtet, dass darunter nichts sei, wehrt er sich gegen den Wandel. Der Zusammenbruch erweist sich schließlich nicht als äußeres Unglück, sondern als Offenbarung einer inneren Wahrheit, die sich nicht länger verdrängen lässt.

Die Leere, die er im Spiegel sieht – „Menschenhüllen sind leer“ – wird zur Durchlässigkeit für das Eigentliche. Das am Ende erwachte Alien ist nicht mehr dasselbe wie zu Beginn, denn es hat die Spiele durchschaut, weil es sie vollständig durchlebt hat. Der Unterschied ist entscheidend: Am Anfang stehen Unverständnis und Isolation, am Ende Akzeptanz und Freiheit. Die finale Szene im Stadion zeigt die erreichte Integration. Er jubelt mit, fühlt die Gefühle und genießt sie sogar. Doch er weiß, dass es ein Spiel ist. Das ist keine Heuchelei, sondern Reife. Es ist die Fähigkeit, teilzunehmen, ohne sich zu verlieren, und bewusst zu handeln, ohne das Spiel zu verurteilen.

Als Prolog etabliert dieser Text die Grundmelodie des gesamten Buches. Man muss den Traum erst ganz träumen, bevor man erkennt, dass er ein Traum war. Die fragmentarische Struktur – Stadion, Büro, Billard, Monopoly, Theater – zeigt eine zyklische Bewegung statt einer linearen Entwicklung. Der krähende Hahn am Ende ist nicht nur ein Symbol für das Erwachen des Protagonisten, sondern auch ein Ruf an den Leser: Erkennst du dich wieder? Erwachen bedeutet nicht, aus dem Leben zu fliehen, sondern bewusst im Leben zu bleiben. Der Prolog ist somit keine bloße Einleitung, sondern die Schwelle selbst – der erste Traum, der zum Erwachen einlädt.

## Aufwachen

Der Protagonist erlebt einen Zustand, in dem das gewohnte Bewusstsein aussetzt und einem beobachtenden Gewahrsein Platz macht. Dieses blickt mit kindlicher Verwunderung auf die Mechanismen des alltäglichen Funktionierens. Die Ausgangsfrage „Wer bin ich?“ ist mehr als bloße Desorientierung, sie ist eine existenzielle Öffnung. Während sein Körper perfekt eingeübten Routinen folgt, wird er selbst zum stillen Beobachter. Was hier geschieht, ist eine Form der Ent-Identifikation. Das Selbst löst sich vorübergehend von seinen gewohnten Strukturen und kann sich dadurch beim Leben zusehen. Wenn sein bewusstes Nicht-Verstehen von niemandem wahrgenommen wird, sind die anderen dann überhaupt präsent?

Die Welt wird ihm fremd und zugleich überdeutlich. Diese animistische Perspektive zeigt eine Welt voller Leben und Bedeutung, die normalerweise übersehen wird. Die Zahnpasta zerbricht wie ein Meteor aus Schnee, die Krawatte tanzt belustigt und die Tinte erlebt Geburt und Tod. Er erlebt die beseelte Qualität aller Dinge, weil ihm seine eigene Entfremdung deren Lebendigkeit spiegelt. Die Frau im Auto, die ihre innere Wut hinter einer gepflegten Fassade verbirgt, wird zur Metapher für die Diskrepanz zwischen sozialem Selbst und innerer Realität. Die kosmische Perspektive gegen Ende kontrastiert radikal mit der Banalität der Szene. Der Planet, der durch das All schießt und von einem explodierenden Stern erwärmt wird, kontrastiert die Banalität der Szene zweier Menschen, die Wein trinken. Diese Perspektivverschiebung zwischen dem unermesslich Großen und dem intim Kleinen zeigt die grundlegende Absurdität und gleichzeitige Zärtlichkeit der menschlichen Existenz. Wenn man nicht mehr weiß, wer man ist, kann man nur noch beschreiben, wo man ist – und selbst das dehnt sich ins Grenzenlose. Es ist ein Zustand zwischen Schlaf und Wachheit, in dem die Konventionen transparent werden, ohne dass eine neue Ordnung an ihre Stelle tritt. Die Frage ist nicht, ob dieser Normalzustand jemals etwas anderes war als eine gut geübte Illusion von Kontinuität und Kontrolle. In einer stillen, poetischen Reflexion tastet sich diese Geschichte an das heran, was viele Menschen nicht mehr spüren. Das Wunder und die Absurdität des Alltäglichen.

## Die Lebensentscheidung

Diese Erzählung zeigt einen Mann an der Schwelle zwischen zwei Wirklichkeiten desselben Lebens. Der erste Morgen ist ein Uhrwerk aus Effizienz: Fünf Minuten Dusche als Investition, Katzenstreicheln als kurzer Gruß, E-Mails beim lauwarmen Kaffee. Das dreimal wiederkehrende „Schön ist es hier“ erscheint wie ein leiser Notruf, der vom Takt der Routinen übertönt wird. Unter der Oberfläche pulsiert ein Druck, den er „Eustress“ nennt – ein Etikett, das die Überforderung zähmt. Zeit wird zum Rohstoff, der Körper zum Werkzeug und Beziehungen werden korrekt bedient. Alles fließt, doch nichts berührt. Die Routine ist ein Panzer aus Kontrolle und Leistung geworden.

Am zweiten Morgen bricht die Schale auf: Wasser berührt und reinigt, die Katze wird zum schnurrenden Resonanzkörper, Garten und Brot werden zu Sinnesreisen. Selbst die Budgetzahlen im Meeting verwandeln sich in Begegnung und das Lächeln der Kollegin durchbricht den Monitor. Die Umarmung seiner Tochter überschwemmt ihn mit Kinderliebe. Er sitzt mit ihr am Boden und lässt sich von Gefühlen tragen, die sich in keinem Protokoll festhalten lassen. Abends liegen sie zu dritt, drei atmende Körper an einem ruhigen Meer. Außen bleibt vieles gleich, doch innen kippt die Haltung vollständig. Aufmerksamkeit übernimmt die Führung statt reiner Absicht. Nichts „Großes“ passiert und doch wird alles anders, weil er nicht mehr funktioniert, sondern bewohnt.

Der dritte Morgen ist die Stille dazwischen. Der Wecker läutet, doch nichts geschieht. Die Gedanken schreien: Steh auf, plane, handle. Der Körper flüstert: Bleib, spüre, lebe. In diesem Stillstand verdichtet sich die eigentliche Lebensentscheidung. Sie ist kein einmaliger Paukenschlag, sondern ein wiederkehrender Vollzug. Es geht nicht darum, „welches Leben“ geführt wird, sondern „wie“ dasselbe Leben bewohnt wird. Der Wecker steht als Schwellenhüter da und eröffnet täglich zwei Pfade: Automatisierte Leistung oder erlebte Anwesenheit. Der Mann entscheidet nicht mit dem Kopf, sondern mit dem nächsten Atemzug. Leben ist kein Plan, sondern ein tägliches Ringen darum, ob man lebt oder nur noch abläuft.

## Vom Aufblühen der Vergänglichkeit

Diese Geschichte entfaltet sich als tiefgründige Meditation über zwei fundamental verschiedene Weisen, dem Leben zu begegnen – und damit über das menschliche Dilemma schlechthin.

Der Mann im Garten leidet unter einer stillen Unfähigkeit, die sich erst im Moment der Erfüllung zeigt. Seine Hingabe an die Rosen ist echt, seine Mühe über Jahre hinweg liebevoll und ausdauernd. Doch wenn die Blüte endlich erscheint, kippt etwas in ihm. Was andere als Glanz erleben, wird für ihn zur Mahnung. Die Perfektion der Rose offenbart ihm nicht ihre Gegenwart, sondern ihre Vergänglichkeit. In ihm zeigt sich eine Form der Anhedonie, die Unfähigkeit, Freude im Augenblick zu empfinden, weil sein Geist bereits beim Ende verweilt. Sein Geist ist bereits beim Welken angekommen, beim Fall der Blätter, beim Tod. Die Rose strahlt, doch er sieht sie schon braun. Der Gipfel ist erreicht, doch er sieht nur den Abstieg. Seine Liebe gilt dem Werden, dem Wachsen, der Vorstellung, doch das Sein selbst entzieht sich ihm, sobald es da ist.

In dieser inneren Struktur zeigt sich ein Mensch, der den Übergang nicht halten kann. Der Höhepunkt ist für ihn keine Erfüllung, sondern eine Schwelle, an der das Unvermeidliche beginnt. Die Hochzeit wird zum Anfang des Abstiegs, das Gipfelfoto zum Vorzeichen der Rückkehr und die erblühte Rose zum Vorboten ihrer eigenen Auflösung. Er versucht verzweifelt, die Blätter wieder anzudrücken und zurückzustecken, als ließe sich das Leben rückgängig machen. Doch der Versuch scheitert, wie er scheitern muss. Die Blätter welken schneller unter seinen zitternden Fingern, die Rose senkt den Kopf und der Duft vergeht. Aus Pflege wird Trauer, aus Schönheit wird Schmerz. Alles, was er schafft, trägt in seiner Vollendung den Keim des Verlusts, und dieser Keim wächst in ihm stärker als jede Freude.

Die Nachbarin hingegen sieht denselben Garten und erlebt eine völlig andere Wirklichkeit. Für sie ist der Gipfel ein freudiger Höhepunkt, die Hochzeit ein innerer Schatz und die Blüte ein Geschenk der Gegenwart. Beide stehen im selben Moment vor derselben Schönheit, doch ihre inneren Räume könnten unterschiedlicher nicht sein. Der Garten wird so zum Spiegel ihrer Seelen. Für ihn ist die Rose ein Symbol der Vergänglichkeit, für sie ein Grund zur Dankbarkeit. Diese Geschichte entfaltet das menschliche Dilemma in seiner ganzen Tiefe: Schönheit zu schaffen und sie doch nicht festhalten zu können sowie die stille Einsicht, dass zwei Menschen denselben Anblick haben können und dennoch in völlig verschiedenen Welten leben.

## Der Ozean

„Der Ozean“ ist kein Sprung in die Freiheit, sondern ein Sturz in die Wahrheit. Der Text beschreibt nicht die Flucht vor dem Alltag, sondern das radikale Loslassen jeglicher Sicherheit. Der Sprung von der Klippe ist der irreversible Übergang ins Unbekannte, dorthin, wo Kontrolle, Logik und Identität versagen.

Anfangs klammert er sich noch an die alte Regel: Unter Wasser kann man nicht atmen. Diese Regel steht für alle Überzeugungen, die uns am Leben halten, solange wir an der Oberfläche bleiben. Doch in der Tiefe werden sie zur Todesursache. Was oben Schutz war, wird unten zum Gefängnis. Der eigentliche Wendepunkt liegt nicht im Aufprall, sondern im Moment tiefster Verzweiflung. Wenn das Atmen unmöglich scheint und es dennoch geschieht. Diese Umkehrung der Wirklichkeit, der Atem unter Wasser, ist kein Wunder, sondern das Ende aller Erklärungen. Das Ego schreit, kämpft, zerbricht und wird schließlich überflüssig. Was bleibt, ist Bewusstsein in seiner rohsten Form.

Die Geschichte stellt eine Initiation dar. Sie ist roh, bedingungslos und jenseits von Trost. Sie beschreibt nicht das Erkennen, sondern das Zerschmettertwerden durch das Erkennen. Der Text entfaltet die bittere Schönheit der mystischen Einsicht, dass die größte Sicherheit nur jenseits aller Sicherheiten liegt. Der tiefe Fall ist demnach nicht das Ende, sondern der Eintritt in eine Wirklichkeit, die sich nicht denken, sondern nur erleben lässt.

Was bleibt, ist keine triumphale Rückkehr. Es ist ein neues Atmen. Still und schwerelos. Ein In-sich-selbst-Ankommen jenseits aller Formen. „Der Ozean“ ist ein Text über den Tod des Egos und die Geburt eines Bewusstseins, das sich nicht mehr erklären muss. Ein Text, der nicht auf Erlösung, sondern auf Auflösung zielt. Was bleibt, ist keine Antwort, sondern ein Seinszustand: Klarheit. Tiefe. Wahrheit.

## Die Erde

„Die Erde“ entfaltet eine radikale Wahrheit: Echte Spiritualität bedeutet keinen sanften Aufstieg, sondern einen brutalen Tod. Der Text stellt die Auflösung aller Sicherheiten, körperlich, emotional und mental, bewusst als mystische Transformation zwischen Individuum und Kosmos dar.

Das schmelzende Herz symbolisiert sowohl das Ende der emotionalen Identifikation als auch den Kollaps der Identität selbst – nicht als poetische Metapher, sondern als konkrete Erfahrung spiritueller Krise. Die brennenden Tränen verkörpern den paradoxen Schmerz der Erlösung: Feuer und Wasser, Zerstörung und Reinigung, aber auch den Terror der Wahrheit. Das, was wir als „Erwachen“ bezeichnen, fühlt sich wie Sterben an.

Der Wendepunkt liegt im Moment des totalen Kontrollverlusts: „Es entscheidet. Er lässt es zu.“ Grundsätzlich geht es um die Urangst vor der eigenen Auflösung. Jede spirituelle Suche führt zu diesem Punkt der Konfrontation mit der Nichtexistenz des Suchenden. Das „Ich“ klammert sich verzweifelt an seine Form, während es erkennt, dass Trennung eine Illusion war.

Die Geschichte offenbart die verstörende Erkenntnis spiritueller Praxis: Das Ego stirbt nicht friedlich, sondern schmilzt unter qualvollen Schmerzen. „Die Erde“ ist letztendlich eine Warnung und Verheißung zugleich. Wahre Erleuchtung ist kein Gewinn, sondern ein totaler Verlust. Was bleibt, „Wahrnehmung ohne Wahrnehmer“, ist nicht tröstlich, sondern radikal fremd. Die Einheit mit allem bedeutet das Ende von allem, was wir für „uns“ hielten. Es ist die ultimative spirituelle Erfahrung: zu sterben, während man noch lebt.

Der Text ringt um Worte für etwas, das sich der Sprache entzieht. Er dokumentiert keine spirituelle Erfahrung von außen, sondern vollzieht sie in seiner Form mit. Die zerfließende Syntax, die sich wiederholenden Wendungen und die aufgelösten Satzgrenzen sind keine stilistischen Mittel, sondern Spuren eines Bewusstseins, das sich selbst verliert und dabei findet. Was hier stirbt, ist die Angst vor dem Tod. Gleichzeitig wird das Wissen geboren, dass es nichts zu bewahren gab, da alles immer schon Bewegung, Fluss und Verwandlung war. Die wiederholte Aussage „Alles ist“ am Ende ist keine sprachliche Schlamperei, sondern Ausdruck eines Bewusstseinszustands, in dem die Unterscheidungen zwischen Dingen, Zuständen und Bewertungen zusammenbrechen. Was bleibt, ist reines Sein – ohne Attribute, ohne Narrative, ohne den, der bewertet.

## Der Termin

Diese Geschichte zeichnet das Porträt eines Menschen, der so stark auf ein äußeres Ziel fokussiert ist, dass er weder sich selbst noch seine Umgebung wahrnimmt. Er spürt eine tiefe innere Leere, der er nur entfliehen kann, indem er sich nach außen richtet. Würde er das Ziel nicht erreichen, müsste er sich mit seinem Inneren auseinandersetzen, und das möchte er um jeden Preis vermeiden. Der Stau wird zum unerträglichen Spiegel, denn er hätte die Chance, innezuhalten, Zeit für sich zu nehmen und nachzuspüren, was er gerade benötigt. Doch das jagt ihm Angst ein. Obwohl das Auto technisch alles bereitstellt, um Komfort zu bieten, ist sein Inneres von Angst und Leere geprägt. Die luxuriöse Hülle entlarvt, wie wenig äußere Perfektion hilft, wenn der innere Motor überhitzt.

Der Moment, in dem er auf den Gehweg ausbricht und dabei wahrscheinlich einen Menschen überfährt, ist ein Weckruf, innezuhalten. Doch sich einzugestehen, jemanden verletzt oder gar getötet zu haben, ist für ihn noch gefährlicher. Er folgt demselben Muster wie zuvor und steigt auf das Gas. Immer nur Gas geben, um nicht bei sich selbst ankommen zu müssen. Er hat sich so sehr dem Ankommen verschrieben, dass das Leben selbst nebensächlich wird. Die schwarze Masse bleibt anonym, wird nicht benannt – eine Verdrängung in Echtzeit. Der Weg zum Haus wird zu einer grotesken Pilgerfahrt, die in ihrer Sinnlosigkeit alles offenlegt, was zuvor im Verborgenen brannte.

Die Nachricht, dass der Termin abgesagt wurde, zeigt ihm, dass die irrsinnige Fahrt umsonst war. Er hätte seine eigenen Werte reflektieren können. Wie wichtig ist es mir tatsächlich, zu einem Pokerspiel zu gehen? Doch diese Reflexion findet nicht statt, da sie das Innere miteinbeziehen müsste. Stattdessen bleibt er im Auto, schimpft über andere, ohne sich selbst miteinzubeziehen. Das zerbrochene Vorderlicht, die dunkle Flüssigkeit und die Spuren dessen, was er überfahren hat, registriert er nur als Ärgernis. Er hatte sich völlig unnötig gestresst, denkt er und verdrängt damit die eigentliche Katastrophe vollständig. Die Geschichte zeigt einen Menschen, der sich selbst verloren hat. Anstatt aufzuwachen und sich selbst anzusehen, jagt er wie besessen dem Äußeren hinterher, denn aufgrund seiner inneren Leere ist es das Einzige, was er noch hat.

## Halbmarathon

Diese Geschichte erzählt nicht von einem Lauf, sondern von einem Leben, das keinen Lauf mehr hat. Die Protagonistin hat eine klare Intention, sieht sich bereits im Ziel und spürt den Stolz bereits jetzt. Doch schon nach wenigen Metern beginnt die Auflösung. Ein Bedürfnis nach Wasser. Völlig legitim. Der erste Schritt vom Weg. Was folgt, ist eine Kette von Ablenkungen, die sich als Bedürfnisse tarnen. Zu viel Sonne, zu viel Schatten, ein Pullover, ein Mann, eine Ameise, ein Eis. Jeder Moment überschreibt den vorherigen, jedes neue Verlangen löscht das alte aus. Sie kauft nicht einmal den Pullover, wegen dem sie ins Geschäft ging. Ihr Verhalten ist vollständig reaktiv, getrieben von dem, was gerade die stärkste emotionale oder sensorische Ladung hat

Die Tragik dabei ist, dass sie gar nicht bemerkt, was geschieht. Sie kommt nach Hause, als wäre sie tatsächlich gelaufen. In ihrer inneren Wahrnehmung ist sie den Halbmarathon gelaufen. Die Intention am Anfang und die Erschöpfung am Ende existieren. Nur der Weg dazwischen fehlt. Die Wortbedeutung verschiebt sich. Es geht nicht mehr um die Hälfte einer Strecke, sondern um die Hälfte einer Realität. Die Protagonistin lebt in isolierten Momenten, ohne inneren Kompass. Sie reagiert auf jeden Reiz, jeden Impuls. Sie ist getrieben, jedoch nicht von ihrem eigenen Willen, sondern von ihrer Umgebung, die ständig an ihr zerrt.

Die Szene am Ende offenbart alles. Sie scrollt durch ihr Handy, hört einen Podcast, ist "halb hier, halb da und eigentlich nirgendwo". Sie lebt in einem Zustand permanenter Dissoziation, in dem die Grenze zwischen Intention, Handlung und Imagination vollständig verwischt ist. Ihr Verhalten folgt einem zwanghaften Muster der unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung. Die Avocado und der Orangensaft bleiben unberührt, vergessene Überreste halbvollendeter Handlungen. Sie hat vergessen, dass zwischen Intention und Zufriedenheit ein Weg liegt. Sie lebt in einer simulierten Realität, in der Bilder und Gefühle die Erfahrung ersetzen. Sie denkt sich ans Ziel, anstatt zu laufen und verwechselt damit Vorstellung und Wirklichkeit. Das ist keine bewusste Täuschung, sie glaubt wirklich, gelaufen zu sein.

Die letzte Zeile ist von bitterer Ironie durchzogen. Sie schläft zufrieden ein. In ihrer inneren Welt hat sie es geschafft. Aber in der äußeren Welt ist nichts geschehen. Sie hat das Leben nicht gelebt. Es ist nur die Simulation des Lebens, die Vorstellung davon, das Gefühl danach. Ein Halbmarathon. Halb passiert, halb nicht. Und in dieser Halbheit verliert sich alles.

## Der tiefe Wunsch

Diese Geschichte entfaltet sich als erschütterndes Porträt einer Psyche, die versucht, ein zerbrochenes inneres Kind zu heilen, indem sie die Rollen vertauscht und dabei immer tiefer in die Abspaltung gerät. Der Vater erschafft sich einen Sohn aus Holz und Glas, um endlich der Vater zu sein, den er selbst nie hatte. Doch in dieser Umkehrung wird etwas Grundlegendes sichtbar. Er nährt nicht den Sohn, sondern sich selbst. Das Butterbrot, das er zubereitet und dann selbst isst, wird zur zentralen Metapher. Der Wunsch nach einem Kind ist nur die sichtbare Oberfläche. Darunter wirkt die viel ältere Sehnsucht, selbst einmal gesehen, gehalten und gefüttert zu werden. Mit der Puppe baut sich der Mann eine Bühne, auf der er endlich beide Rollen gleichzeitig spielen kann. Er spricht nach außen mit dem Sohn, doch in Wahrheit spricht er mit dem Kind in sich, das nie eine Antwort erhalten hat.

Die Dunkelheit wird zur einzigen Dimension, in der er existieren kann. Sie ist nicht nur Abwesenheit von Licht, sondern ein aktiver Raum der Verwandlung, in dem die äußere Realität aufgelöst und durch die innere ersetzt werden kann. In der Nacht des Waisenhauses waren es die Tränen, die die Mutter zurückbrachten. Jetzt ist es die Dunkelheit selbst, die den Holzsohn zum Leben erweckt. Die Puppe ist kein bloßes Symbol, sondern ein aktiver Schutzmechanismus. Sie erlaubt Nähe ohne Risiko und Zärtlichkeit ohne die Gefahr erneuter Verletzungen. Der Wind streichelt ihm über die Arme. Es ist die einzige Berührung von außen, die er zulassen kann, weil sie flüchtig ist und nichts von ihm verlangt. Die Uhr tickt und unterstreicht die Stagnation. Nicht Tick-Tack, sondern Tick-Tick, weil es immer dasselbe Geräusch ist, immer dieselbe Einsamkeit, die sich als Zweisamkeit verkleidet.

Am Ende legt er sein inneres Kind ins Bett und verlässt das Zimmer. Eine Wiederholung der Ur-Trennung, die er nun selbst ausführt. Er küsst die Holzstirn und schließt die Tür. Er ist glücklich, nicht allein sein zu müssen, obwohl er es ist. Der Text erzählt von einer so radikalen Einsamkeit, dass sie sich eine Familie aus Holz und Erinnerung erschaffen muss, und von der zähen Lebenskraft, die selbst in dieser Konstellation noch lieben will. Letztlich ist der tiefe Wunsch nicht der nach einem Kind, sondern nach einem Du, das wirklich bleibt. Die Erfüllung dieses Wunsches verhindert ihn zugleich. Indem er sich den Sohn erschafft, macht er echte Vaterschaft unmöglich. Indem er beide Rollen spielt, bleibt er in beiden allein.

## Der gemeinsame Weg

Die Geschichte erzählt von zwei Menschen, die sich lieben und doch in zwei völlig unterschiedlichen Körperwirklichkeiten leben. Auf der Oberfläche wirkt alles unspektakulär. Erst am Ende, wenn der Rollstuhl sichtbar wird, kippt der Blick. Plötzlich lassen sich alle vorangegangenen Szenen neu lesen. Sein langsames Gehen auf geraden Wegen, seine Abneigung gegen Wandern, Radfahren, Springen, seine Vorliebe für niedrige Tische. Es sind leise Spuren einer Grenze, die beide kennen und doch gemeinsam umspielen. Sie geht von ihren Impulsen weg, er bleibt in seinen Grenzen, und beide nennen das wir. Die Fotos entlarven diese Konstruktion. Er fehlt halb, rutscht nach unten. Es ist das Bild einer Beziehung, in der einer körperlich tiefer sitzt und der andere unbewusst erwartet, er möge einfach mitkommen.

Das Fotostudio legt diese Dynamik unbarmherzig offen. Damit beide gleich groß erscheinen, muss sie sich hinsetzen. Nicht er steht auf, sondern sie kommt herunter. Ihr Vorschlag, gemeinsam zu springen, ist in der Tiefe der Wunsch, die Schwerkraft aufzuheben. Nicht nur die der Erde, auch die der Realität. Ein gemeinsamer Luftsprung wäre das Bild, das sie sich von ihrer Beziehung wünscht. Dass er dieses Bild nicht erfüllt, ist eine Grenzziehung. Sein Inneres will nicht länger so tun, als wäre das anders. Der Fotograf wird zum Zeugen. Er sieht ihren gemeinsamen Schatten, den die beiden selbst nicht wahrnehmen.

Die Geschichte ist eine sanfte, aber eindringliche Kritik an oberflächlicher Integration. Sie zeigt, wie beide versuchen, eine normale Beziehung zu leben, indem sie die Behinderung in einen unsichtbaren Schatten verschieben. Diese Art der Normalität braucht Ehrlichkeit, Kommunikation und die Bereitschaft, unangenehme Realitäten zu durchleuchten. Sie flüchtet nach vorne in Aktivität, er flüchtet in höfliche Neins. Der Rollstuhl steht für alles, was sie gemeinsam vermeiden. Die Trauer darüber, was nicht geht, die Angst, dass Liebe nicht reicht, wenn die Körper so verschieden sind. Die Tragik liegt darin, dass beide aus Liebe verleugnen. Doch indem sie die Realität ausblenden, blenden sie auch die Möglichkeit aus, eine echte Verbindung zu finden. Der imaginäre Ball ist das perfekte Bild für ihre Beziehung. Etwas, das nicht existiert, dem sie aber beide hinterherlaufen, als wäre es real.

## Eine perfekte Familie

Diese Geschichte offenbart ein Familiensystem, das sich durch die systematische Verleugnung innerer Realitäten auszeichnet. Der festlich gedeckte Tisch, das besondere Besteck, die ungewohnte Kleidung und das geschminkte Lächeln sind dabei mehr als nur eine Fassade. Sie werden zur existenziellen Notwendigkeit einer Familie, die gelernt hat, in der ständigen Pose zu leben. Die Metapher des Fotografierens durchzieht den Text wie ein roter Faden. Die Menschen frieren in unnatürlichen Posen ein, hören auf zu atmen und verwandeln sich in Statuen ihrer selbst. Der Schmetterling, der in seiner natürlichen Schönheit vorbeifliegt, ohne posieren zu müssen, steht für das, was dieser Familie verloren gegangen ist. Die Erlaubnis, authentisch zu existieren. Das Messer im Bauch des Sohnes wird zur körperlichen Wahrheit dessen, was ihm widerfahren ist. Das größere Hemd, die Vermeidung von Umarmungen und die kontrollierten Bewegungen beschreiben den Alltag eines Menschen, der gelernt hat, seinen Schmerz zu verstecken. Der Arzt, der sagt, das Messer könne nicht entfernt werden, spricht wie ein Stellvertreter der Realität. Heilung bedeutet nicht, so zu tun, als sei nichts gewesen. Heilung bedeutet, mit der Wunde zu leben, ohne daran zu verbluten.

Die Schwester mit den porösen Knochen verkörpert eine zu gefährliche Wahrheit, als dass sie anerkannt würde. Ihre wiederholten Knochenbrüche sind real, doch ihre Eltern können diese Realität nicht akzeptieren. Sie würde ihr Weltbild zerbrechen. „Ein Bussi und dann ist es wieder gut“ wirkt wie ein Mantra der Mutter. Beruhige dich, es darf nicht sein, also ist es nicht. Die Tochter lernt eine perverse Lektion. Schmerz, der nicht gesehen wird, existiert nicht. Sie schaukelt weiter mit gebrochenem Bein, lächelt am Esstisch, während ihr Körper zerbricht, und die Fassade bleibt bestehen. Der Bruder wird zum Zeugen und Beschützer, der Einzige, der ihre Schmerzen ernst nimmt. Aus dieser übergroßen Verantwortung erwächst eine Dynamik, die als Liebe beginnt und in Übergriffigkeit kippt. Der Messerstich geschieht im Moment der Rebellion. Ihr verzweifelter Satz, sie notfalls sterben zu lassen, ist die rohe Sprache eines Menschen, der lieber den eigenen Körper riskiert, als innerlich zu ersticken. Die Klinge verdichtet die tragische Wahrheit. In diesem System verletzt Befreiung zwangsläufig den anderen. Die Schwester kann diese Verantwortung nicht tragen und ist auf eine Umdeutung angewiesen, um psychisch zu überleben. Sie wendet die erlernten Mechanismen an und wird zu ihren Eltern.

Die Geschichte erzählt von einer Familie, die gelernt hat, Schmerz zu verleugnen, um ihr Selbstbild zu schützen. Die Knochenbrüche des Mädchens und die Messerwunde des Bruders sind zwei Ausdrucksformen desselben Themas. Es ist die Weigerung, das Leiden eines Menschen wirklich zu sehen und ihm zu begegnen. Am Ende sitzt die Familie wieder zusammen. Der falsche Hase, die Bratensoße, das liebevoll gedeckte Bild von Familie. Die Kamera braucht es gar nicht mehr. Der Blick, vor dem alle posieren, ist längst in ihnen eingezogen. Alle öffnen die Augen etwas weiter, lächeln über das Tellergericht hinweg und halten den Atem an. Mit diesem Klick wird festgeschrieben, woran diese Familie glaubt. Hier ist alles in Ordnung. Hier hat niemand Schmerzen. Hier sind sie eine perfekte Familie.

## Die Stille der Einsamkeit

Diese Geschichte erzählt vom Moment, in dem eine Mutter die Verdrängung nicht länger aufrechterhalten kann. Sie sitzt in einem Haus voller Erinnerungen und webt sich zunächst eine nostalgische Vergangenheit zurecht, in der ihre Kinder noch leben und spielen. Doch durch die Risse dieser Konstruktion dringen bereits die dunkleren Momente: die Wutausbrüche wegen verschütteten Orangensafts, das Schreien, vor dem sich die Kinder unter Tischen versteckten. Das Buch in ihren Händen trägt einen Titel wie eine Prophezeiung. Die stilisierten Kinder auf dem Cover gehen auf einen Horizont zu, den sie nie erreichen werden. Auf der Rückseite sind sie verschwunden. Sie hält dieses Buch wie ein Geschenk an sich selbst, doch sie wagt es nicht zu öffnen, denn sie ahnt bereits, was darin steht.

Die Waldmetapher entfaltet sich als innere Reise durch einen Sumpf, aus dem es kein Entkommen gibt. Je verzweifelter sie versucht, weiterzugehen, desto tiefer sinkt sie ein. Als sie das Buch schließlich öffnet und die Widmung liest, bricht die Realität über sie herein. Sie hat dieses Buch selbst geschrieben. Sie hat es für ihre toten Kinder geschrieben. Dieses Erkenntnis ist so vernichtend, dass sie sofort in Panik verfällt, durch das Haus rennt, unter Tischen sucht und in Zimmer stürzt, als könnten die Kinder dort versteckt sein, so wie sie es damals taten, als sie sich vor ihren Wutausbrüchen verkrochen hatten.

Im Kinderzimmer vollzieht sich ihr endgültiger Zusammenbruch. Die Spieluhr, die einäugige Plüschschnecke und die Kinderzeichnung mit dem dunklen Wald im Hintergrund werden zu Zeugen ihres Versinkens. Die Schokolade, die nie ausgepackt wurde, das Abenteuer, das nie begonnen hat, das süße Leben, das nie gelebt werden konnte. Was diese Geschichte so erschütternd macht, ist die Authentizität der psychischen Mechanismen. Wir sehen keine konstruierte Trauer, sondern den rohen Prozess des Zusammenbruchs einer Persönlichkeitsstruktur, die nicht integrieren kann, was geschehen ist. Die Frau ist Autorin eines Trauerratgebers und gleichzeitig unfähig, ihre eigene Trauer zu bewältigen – eine grausame Ironie, die zeigt, dass intellektuelles Verstehen und emotionale Integration zwei grundverschiedene Dimensionen sind.

Die Geschichte ist letztlich eine Studie über die Unmöglichkeit, bestimmte Verluste zu bewältigen, über die Brüchigkeit des Selbst und darüber, wie die Psyche verzweifelt versucht, sich selbst zu schützen.

## Das Hamsterrad

Diese Geschichte erzählt vom Tod eines Mannes, der bereits längst gestorben war. Der Protagonist beobachtet sich selbst beim Sprechen, als wäre er Zuschauer seines eigenen Lebens. Sein Körper funktioniert ohne seinen Geist, die Worte über Upscaling und Impact laufen wie ein Programm ab. Die Jagdszene entpuppt sich dabei als düstere Vorausdeutung. Der Mann ist zugleich Jäger und Gejagter, getrieben von einem unstillbaren Hunger, der sich selbst nähren muss. Das Feuer, das immer mehr Holz benötigt, die endlosen Quartale, die gesteigert werden müssen – das ist ein System ohne inhärenten Sinn, das nur seine eigene Fortsetzung zum Ziel hat. Das Reh mit dem Schock in den Augen ist er selbst. Er hat sich erschossen, professionell und ohne es zu bemerken. Der Sohn hat sein Leben damit verbracht, jemandem etwas zu beweisen, der vielleicht gar keine solchen Beweise verlangt hat. Die Forbes-Ausgabe auf dem Tisch des Vaters, der nicht weiß, was Forbes ist, enthält die ganze Tragödie. Das Schneeglöckchen-Referat zeigt Exzellenz ohne Bezug, Perfektion ohne Bedeutung. Ein Leben, das niemals gewählt wurde, weil niemand da war, der hätte wählen können.

Wenn das Rad zum Stillstand kommt und das innere Kind fragt: „Warum bemühst du dich denn so?“, gibt es keine Antwort. Die Hand des Kindes, die Wärme, das Streicheln, die Erlaubnis, einfach zu sein – das ist ein kurzer, radikal weicher Moment. In ihm steckt eine ganze verpasste Biografie. Der Mann steht auf der Spitze seiner Errungenschaften und erkennt, dass er verdurstet ist. Das Wasser des Lebens stand die ganze Zeit neben ihm, doch er hat nie inne gehalten, um zu trinken. Als er das Glas endlich zu seinen Lippen führt, ist es eine Offenbarung. So einfach wäre es gewesen, lebendig zu sein. Doch die Erlösung währt nur kurz. Anstatt das Leben zu genießen, plant er bereits die nächste Kontrollstruktur. Wasserpaläste, globale Rohrsysteme. Der Hamster springt zurück ins Rad. Selbst die Erkenntnis wird sofort zum nächsten Projekt.

Der Blitzschlag ist die logische Konsequenz. Er wird vom eigenen Jagdtrieb erlegt, genauso wie das Reh am Anfang. Die Szene schließt den Kreis. Der Tod kommt plötzlich, bevor er etwas fühlen kann. Ein Gnadenakt und eine Tragödie zugleich, denn die Chance zur Umkehr wurde verspielt. Der Mann, der nach Ewigkeit strebte, nach ewigem Wachstum und unvergänglichen Pyramiden, wird in einem vergänglichen Holzсар begraben. Sein Körper wird zu Erde und von Würmern gefressen. Die tatsächliche Ewigkeit ist nicht die des Stillstands, sondern die des Wandels, des Entstehens und Vergehens. Der Text konfrontiert den Leser radikal mit einem Leben, das nie wirklich gelebt wurde. Am Ende steht die Erkenntnis, dass wahres Leben nicht in der Anhäufung, sondern in der Fähigkeit liegt, präsent zu sein, sich berühren zu lassen und das Wasser zu trinken, das neben einem steht. Doch diese Erkenntnis kommt zu spät. Oder sie kommt im richtigen Moment, wird aber nicht angenommen, weil das alte Muster zu stark ist. Das ist keine Warnung. Es ist ein Requiem.

## Das umgedrehte Spiel

Diese Geschichte handelt von einer Frau, die ihre Ohnmacht in Allmacht verwandelt und dabei sich selbst verliert. Was zunächst wie eine simple Betrugsgeschichte erscheint, entpuppt sich als psychologisches Kammerspiel über Macht, Kontrolle und die verhängnisvolle Spirale der Projektion. Die Protagonistin weigert sich, ihren Schmerz zu fühlen. Anstatt zu trauern oder zu gehen, errichtet sie ein ausgeklügeltes System der Abwehr. Sie macht sich zur Regisseurin, um nicht fühlen zu müssen, was es bedeutet, betrogen worden zu sein. Doch die Macht, die sie gewinnt, entspringt nicht ihrer Autonomie, sondern dem Schmerz, nicht geliebt worden zu sein. Sie verwandelt die Beziehung in eine Bühne und sucht nicht die Wahrheit, sondern die Überlegenheit. In Wahrheit geht es ihr nie um Gerechtigkeit, sondern um Rache und Dominanz sowie das Gefühl, endlich nicht mehr das arme Eheopfer zu sein.

Die Eskalation entfaltet eine zerstörerische Eigendynamik, die alle Beteiligten in ein Geflecht aus Lügen und Projektionen verstrickt. Sie inszeniert eine vermeintliche Affäre und schafft damit ein System, in dem jeder die Schuld des anderen, aber nicht die eigene sieht. Als die Wahrheit in Fragmenten herausplatzt, wird der einzige Unschuldige zum Mörder. Die Geschichte zeigt, wie Beziehungen zerfallen, wenn sie nicht mehr auf Verbundenheit, sondern auf Machtkämpfe beruhen, und wie zerstörerisch Leere wirkt, wenn Liebe nur noch als Spiel erlebt wird, das man gewinnen möchte.

Am Ende sitzt die Frau entspannt auf der Couch, unberührt von dem Grauen, das sie verursacht hat. Beim Begräbnis fragt die Witwe weinerlich, was für ein Mensch denn so ein Spiel spiele. Der Höhepunkt der Verleugnung. Sie hat gesiegt, ihren Reichtum behalten und ihre Würde nach außen hin bewahrt, aber sie hat alles verloren, was einen Menschen ausmacht. Es ist eine Geschichte über die Verführung der Macht und die Einsamkeit derer, die glauben, Kontrolle über andere ausüben zu müssen, um die Kontrolle über sich selbst nicht zu verlieren.

Der Text beschreibt die Zerstörung durch das Ego, das in einem süchtig machenden Spiel um Dominanz Zuflucht sucht, bis die entfesselte emotionale Ladung schließlich zur physischen Zerstörung führt. Er ist eine düstere Reflexion über die menschliche Natur und die zerstörerischen Kräfte, die entfesselt werden, wenn Ehrlichkeit durch Täuschung ersetzt wird.

## Fremdheilung

„Fremdheilung“ entfaltet eine verstörende Wahrheit über Menschen, die versuchen, ihre eigenen Wunden durch die Heilung anderer zu schließen. Die Geschichte porträtiert eine Frau, die in einer selbst geschaffenen Hölle gefangen ist – nicht durch äußere Umstände, sondern durch ihre fundamentale Unfähigkeit, sich selbst zu sehen.

Die Massage symbolisiert die Illusion der Kontrolle und den Versuch, die eigene Seele durch die Manipulation fremder Körper zu reparieren. Der „Fleischberg“ steht nicht nur für körperlichen Ekel, sondern auch für die Entmenschlichung, die eintritt, wenn Menschen zu Objekten der eigenen Heilungsfantasien werden. Wie ein blinder Chirurg operiert sie an anderen, während sie selbst innerlich verblutet. Entscheidend ist die Erkenntnis, dass nicht die Patienten sie ausbeuten, sondern dass sie sich selbst durch chronische Selbstverleugnung zerstört.

Der Wendepunkt liegt in der Clubszene. Die erfundene Vergewaltigung macht ihre innere Wahrheit nach außen hin sichtbar. Sie fühlt sich von der Welt missbraucht und macht einen Unschuldigen zum Bauernopfer dieser Projektion. Indem sie die Tat nach außen verlagert, befreit sie sich emotional von der Last der Opferrolle. Sie wird zur Heldin ihrer eigenen Geschichte. Die falsche Anschuldigung verschafft ihr das Recht, endlich als Opfer wahrgenommen zu werden, ohne etwas geben zu müssen.

Das Ende zeigt jedoch keine Heilung, sondern Wiederholung. Sie hilft anderen Opfern und perpetuiert damit denselben Kreislauf. „Fremdheilung“ ist letztendlich eine existenzielle Warnung. Wahre Heilung entsteht durch Selbstbegegnung, nicht durch Weltverbesserung. Alles andere bleibt eine projektive Illusion, die zur Zerstörung führt. Es ist eine düstere Meditation darüber, wie wir uns selbst betrügen, indem wir unsere Schatten auf andere werfen.

## Die Realität der Vorstellung

Ein Anwalt, der beruflich die Keller anderer enttarnt, wird nach dem tödlichen Sturz seiner Partnerin selbst zum Objekt eines von außen konstruierten Narrativs. Die Beziehung war weniger Liebe als Resonanz zweier Abwehrmuster, sein überhöhtes Unterstützen und ihr perfektionistisches Abwerten tanzten miteinander bis aus Reibung Brand wurde. Aus Indizien wurden Geschichten, und aus Geschichten formte sich eine neue Identität. Im Jahr der Ungewissheit sickert die Fremderzählung in ihn ein. Er steigt Stufe für Stufe in seinen eigenen Keller hinab und findet dort nicht Heilung, sondern Verschmelzung. Seine Gewaltfantasien waren real, sein Hass war real, doch anstatt zu erkennen, dass beides nebeneinander bestehen darf, der Impuls und die Nicht-Tat, kollabiert diese Grenze. Das Urteil wird zur Initiation, er akzeptiert die zugeschriebene Rolle und findet darin eine perverse Erleichterung.

Die Geschichte erzählt vom Unterschied zwischen echter Schattenintegration und toxischer Identifikation. Echte Integration würde bedeuten: Ja, ich habe diese Impulse, und ich bin verantwortlich dafür, sie nicht auszuleben. Toxische Identifikation bedeutet: Ich habe diese Impulse, also bin ich ein Mörder. Echtes Ganzwerden läge im Aushalten der Schwelle, dort wo Blick, Impuls und Urteil nebeneinander bestehen dürfen. Doch der soziale Spiegel von Polizei, Medien und Gerichtssaal verzerrt nicht nur, er erschafft. Er hätte beides sein dürfen, jemand mit mörderischen Impulsen der nicht mordet, doch er gibt diese Ambiguität auf für die Klarheit einer eindeutigen Identität.

Der Mann verliert nicht seine Freiheit durch das Gefängnis, sondern gewinnt eine perverse Form von Freiheit durch den Verlust seiner eigenen Wahrheit. Die Vorstellung wird zur Realität, weil die Realität nichts anderes mehr zulässt. Das diabolische Lächeln am Ende ist der Moment der vollständigen Transformation. Er erfährt, dass es eine erschreckende Erleichterung sein kann, endlich aufzuhören gegen die Zuschreibung anzukämpfen und stattdessen in sie hineinzufallen wie in einen lange verdrängten Abgrund. Er gibt seine Menschlichkeit auf für die Klarheit, lieber Mörder sein als mit der Ambiguität leben. Er wird zu dem, was man in ihm sieht.

## Goliath gegen David

Was als nächtliche Begegnung mit einer Fliege erscheint, ist die Konfrontation mit abgespaltenen Teilen seiner Psyche. Die Fliege ist der Bote des Unbewussten, die unerbittliche Stimme dessen, was verdrängt wurde. Ihr Surren ist das Flüstern der eigenen Wahrheit, die in der Stille der Nacht nicht länger übertönt werden kann. Der Traum zeigt die Kernwunde: David wurde in seiner Verletzlichkeit bloßgestellt, ausgelacht, gedemütigt. Roland – der Außenseiter mit der rinnenden Nase – ist sein eigenes gespiegeltes Selbst, verkörpert alles, was David an sich verachtet: die Schwäche, die Ausgestoßenheit, die Hilflosigkeit. Die Szene ist keine Erinnerung, sondern eine Prophezeiung dessen, was geschieht, wenn die Maske fällt.

Die Verwandlung in Goliath ist keine Stärke, sondern eine Flucht ins Größenwahnsinnige. Er wird zum Täter seiner selbst. Indem er andere zu Davids macht und verachtet, hält er seine eigene David-Identität gefangen. Es ist eine geschlossene Schleife: Je mehr er Goliath sein will, desto mehr muss David existieren – als Opfer, als Schatten, als das, was vernichtet werden muss. Der Text nennt diese Gewalt "Zärtlichkeit" – eine verzweifelte Selbstfürsorge durch Selbstausslöschung. Er glaubt, dass er Frieden findet, indem er den verwundeten Teil von sich tötet. Doch das Surren – der Ruf zur Integration – kann nicht zum Schweigen gebracht werden, auch wenn man ihm die Gliedmaßen ausreißt.

Die wahre Tragödie liegt im letzten Absatz. David, versteckt in der Höhle seines Unbewussten, weiß bereits, dass diese Konstruktion zusammenbrechen wird. Er kennt die biblische Geschichte: David tötet Goliath, nicht umgekehrt. Das Kleine, Verwundbare wird das Aufgeblasene, Künstliche besiegen. Aber David ist bereits jetzt traurig darüber – nicht triumphierend. Denn er versteht, dass diese Integration durch unendlichen Schmerz geschehen muss. Dies ist die Geschichte eines Menschen, der noch nicht bereit ist zu heilen, aber bereits weiß, dass er muss. Die Heilung bedeutet, Goliath sterben zu lassen und als David – verwundbar, klein, echt – weiterzuleben. Die tiefste Wahrheit steht am Ende: "Er weiß, dass er tief im Inneren David ist." Das ist nicht Schwäche – das ist die härteste Erkenntnis überhaupt.

## Die Vergangenheit

Die Geschichte handelt von einem Mann, der sein Leben im reinen Jetzt lebt, da er sich nur an die letzten 24 Stunden erinnern kann. Er hat ein ausgeklügeltes System entwickelt, um seine Andersartigkeit zu verbergen. Ausgerechnet er wird Therapeut für Menschen, die in ihrer Vergangenheit gefangen sind. Was zunächst wie eine Befreiung erscheint, entpuppt sich jedoch als existenzielle Leere. Als eine Klientin von der Freude spricht, sich täglich an ihren Sohn zu erinnern, bricht etwas in ihm auf. Das Foto aus Tarifa wird zum Symbol seiner Verlorenheit. Er war dort, aber er kann nicht mehr dorthin zurückkehren. Ohne Erinnerung gibt es keine Geschichte, keine Identität, kein Selbst.

Seine Reaktion auf diese Erkenntnis ist verzweifelt und radikal. Er beginnt, alles zu dokumentieren, erst in Notizbüchern, dann digital und schließlich in Livestreams. Doch mit dem Versuch, dem Nichts zu entkommen, erschafft er genau das, was er bei seinen Klienten immer kritisiert hat. Er wird zu jemandem, der nur noch in der Vergangenheit lebt, nur besteht seine Vergangenheit nicht aus Traumata und zerbrochenen Beziehungen, sondern aus Videos von Frühstückstischen und Busfahrten. Die Dokumentation verschlingt sein Leben. An einem Abend bemerkt er, dass er den ganzen Tag damit verbracht hat, sich Videos davon anzusehen, wie er sich Videos ansieht. Er hat nichts mehr erlebt. Die Angst, etwas zu vergessen, hat ihn so sehr beherrscht, dass er vergessen hat, zu leben.

Am Ende löscht er alles und schläft über sein Erinnerungsfenster hinaus. Als er aufwacht, ist er wieder am Anfang. Die Klientin erwähnt den gelöschten Account, doch auch diese Information wird morgen verschwunden sein. Er genießt sein Leben wieder und lacht über Menschen, die durch Meditation im Moment leben wollen. Die Geschichte endet dort, wo sie begann. Eine endlose Schleife. Vielleicht ist das die eigentliche Erkenntnis. Weder das totale Vergessen noch das totale Erinnern macht uns menschlich. Wir brauchen beides: das Festhalten und das Loslassen, die Erinnerung und das Vergessen. Der Text ist letztlich eine Meditation über die *conditio humana* in der digitalen Ära: Wir alle versuchen, dem Nichts zu entkommen, indem wir festhalten. Doch je mehr wir festhalten, desto weniger leben wir wirklich.

## Präzision

Der Soldat ist ein Mensch, der gelernt hat, nur in Extremen zu existieren: entweder in der Vorbereitung auf den Notfall oder im Notfall selbst. Seine Präzision ist eine Überlebensstrategie, durch die er seinen Körper wie ein Instrument nutzt. Was ihm einst Halt und Sinn gab, führt ihn im zivilen Alltag in eine Sackgasse. Jede Geste ist eine militärische Operation, weil er nie gelernt hat, einfach zu leben. Was er Stärke nennt, ist in Wahrheit eine vollständige Dissoziation von sich selbst, eine Abspaltung aller Gefühle, die ihm während der Folter das Überleben ermöglicht haben, ihn nun aber von innen aushöhlen. Ohne äußeren Feind richtet sich seine gesamte Kampfbereitschaft nach innen.

Bleibt die Krise aus, bricht er zusammen, denn seine Waffenlogik wendet sich gegen ihn selbst. Die Panikattacke ist der Moment, in dem das verdrängte Leben zurückkehrt und er seinen Gefühlen mit der Waffe im Mund droht. Doch dieser letzte Akt der Kontrolle bedeutet seinen endgültigen Untergang. Er tötet sich nicht durch den Abzug, sondern durch absolute Erstarrung. Das Schachmatt gegen sich selbst vollendet eine innere Hinrichtung, die längst begonnen hat. Das Militärhospital sieht keine Anzeichen einer Krankheit – ein bitterer Kommentar zur Unfähigkeit, die unsichtbaren Wunden zu erkennen.

Die Geschichte zeigt einen Menschen, der niemals die Erlaubnis erhalten hat, verletzlich zu sein, und der zugrunde geht, weil er Krieg gegen das Leben selbst führt. Der Alltag zwingt ihn, mit sich selbst zu sein, und dort wartet das, was er sein ganzes Leben lang bekämpft hat. Er wird zum Symbol einer toxischen Männlichkeit, die nur in Extremsituationen funktioniert und in der Normalität ihren Sinn verliert. Der seelische Tod bei lebendigem Leib wird zur einzigen Form der Befreiung. Durch die vollkommenen Kontrolle über sein Leben verliert er es selbst, denn wer sich weigert zu fühlen, hört auf zu existieren.

## Der gefallene Engel

Diese Geschichte erzählt von einem Menschen, dessen gesamte Existenz auf einem einzigen Moment gründet. Als Henry damals den gewalttätigen Vater seiner späteren Frau niederschlägt, wird er zu ihrer mythischen Gestalt, zum Engel, der das Böse zerstört. In diesem Augenblick entsteht ein unsichtbares Versprechen. Sie findet in ihm den Fels, an dem sie sich festhalten kann. Er findet in ihrer Hilflosigkeit den Sinn seiner Stärke. Doch dieser Sinn ist gefährlich, denn er liegt nicht in ihm selbst, sondern in ihrer Bedürftigkeit. Als er in den Krieg zieht, können ihm die Bomben und Kugeln nichts anhaben, weil die äußere Härte ihm Halt gibt. Doch während er draußen kämpft, wiederholt sich in der Heimat das alte Muster. Ihre Bedrohung und Angst kehren zurück, und sie braucht einen Retter. Nur dass dieser Retter diesmal nicht Henry ist.

Der Brief ist die Auslöschung seines gesamten Lebensentwurfs. Die Tränen, die zum ersten Mal in seinem Leben fließen, kommen wie ein Staudamm, der jahrzehntelang gehalten hat und nun zerbricht. All die Jahre, in denen er seine eigene Verletzlichkeit hinunterschluckte, brechen aus ihm heraus. Die Bomben draußen zerbersten wie seine Tränen auf der Hose, doch die wahre Explosion geschieht in seinem Inneren. Der Soldat, der gegen Panzer und Feuer bestand, wird von einem Stück Papier mit feiner Schrift zerstört. Der Verlust seines Sinns, seiner inneren Wärme reißt ihn in Stücke. Er ist nicht länger der Engel, der beschützt, sondern nur noch ein Körper, der mechanisch weiterläuft, während sein Inneres bereits verschwunden ist.

Der Gang zurück ins Schlachtfeld ist die logische Konsequenz eines Lebens, das nie auf eigenem Fundament stand. Er verlässt das Lager ohne Helm, ohne Waffe, versteinert und leblos, weil die innere Festung bereits gefallen ist. Er geht einfach in den Rauch hinein, dorthin, wo die äußere Zerstörung die innere vollenden kann. Als sein Körper Tage später gefunden wird, sagt der Feldarzt, es sehe aus, als sei er von innen explodiert. Der Tod kam nicht von außen, sondern aus dem Zerbrechen einer Identität, die niemals lernte, sich selbst zu schützen. Ein Engel, dessen einziger Sinn darin bestand, andere zu retten, findet keinen Grund mehr zu existieren, wenn niemand mehr da ist, der gerettet werden muss. Die Tragik liegt darin, dass diejenigen, die ihr Leben damit verbringen, anderen Halt zu geben, oft die Zerbrechlichsten sind. Niemand beschützt die Beschützer, nicht einmal sie selbst.

## Brutale Heilung

Die Geschichte enthüllt eine verstörende Wahrheit über die Natur der Heilung. Der Protagonist bewegt sich zwischen zwei Welten, die sich zunächst wie Gegensätze anfühlen, sich aber als Spiegelbilder desselben Prozesses erweisen. Der nächtliche Folterer im Keller ist tagsüber der praktizierende Therapeut. Bei beiden Tätigkeiten führt er jemanden dorthin, wo dieser nicht hin will, um etwas preiszugeben, das um jeden Preis verborgen bleiben soll. Der Keller ist jener Ort in uns, den wir meiden, weil dort unsere verdrängten Traumata lauern. Die verbundenen Augen, die laute Musik und das grelle Licht sind nicht nur Foltermethoden, sondern auch Zustände, in denen wir unserem eigenen Schmerz ausgeliefert sind. Das Aquarium im Warteraum zeigt die scheinbare Zufriedenheit der Fische in ihrer Gefangenschaft und ist ein stilles Echo unserer emotionalen Eingesperrtheit. Die verschleppten Menschen am Ende sind unsere eigenen Gefühle: ausgehungert und verzweifelt, weil wir sie so lange weggesperrt haben. Der entscheidende Wendepunkt liegt in der Erkenntnis, dass wir gleichzeitig Opfer und Täter unserer eigenen psychischen Strukturen sind. Irgendwann bemerkt der Klient, dass er keinem äußeren Folterer ausgeliefert ist, sondern einem seiner eigenen inneren Anteile. Er wechselt von der Opfer- in die Täterrolle und erkennt, dass er sich selbst foltert und gegen sich selbst kämpft. Die Spannung zwischen den Anteilen löst sich auf, die Wahrheit kommt ans Licht, welche Gefühle er selbst verschleppt hat. Was diese Geschichte so verstörend macht, ist die Authentizität der psychischen Mechanismen. Nicht der physische Schmerz bricht den Menschen, sondern die Vorstellung von Schmerz. Es ist unser selbst erschaffenes Leiden, das uns gefangen hält.

Die Figur des humanen Folterers verkörpert den paradoxen Heiler, jemand, der Schmerz zufügt, um tiefere Heilung zu ermöglichen. Seine Rechtfertigung, der Zweck heilige die Mittel und er sei wie ein Chirurg, ist gleichzeitig Warnung und Wahrheit. Die Geschichte zeigt die dünne Linie zwischen therapeutischer Intervention und psychischer Gewalt, zwischen notwendiger Konfrontation und destruktiver Selbstbeschädigung. Am Ende werden die verschleppten Emotionen befreit; ausgehungert blinzeln sie ins Tageslicht. Es wird noch dauern, bis sie wieder gesund sind, aber sie werden gesund. Die Geschichte ist letztlich eine existenzielle Meditation darüber, dass echte Transformation kein sanfter Prozess ist, sondern ein radikaler Akt der Selbstbegegnung. Manchmal braucht es einen „humanen Folterer“, um uns zum Aufwachen zu zwingen.

## Der Weg des Sisyphos

Diese Geschichte erzählt vom Erwachen aus der tyrannischen Herrschaft des zielfixierten Egos, das sich selbst zur Lokomotive gemacht hat und nicht anders kann, als vorwärtszurasen. Sisyphos, der Marathonläufer und der Lokführer sind drei Gesichter desselben inneren Mechanismus: ein Bewusstsein, das sich völlig mit dem Erreichen identifiziert hat, für das das Ziel nicht Mittel zum Leben ist, sondern das Leben selbst. Die Tragik liegt nicht im Scheitern, sondern in der zwanghaften Wiederholung nach jedem Scheitern. Der Schatten, den der Aufsteigende hinter sich lässt und nicht sehen kann, trägt die Erinnerung an alle gescheiterten Versuche, trägt das Wissen um die Sinnlosigkeit, die das fokussierte Ego verdrängen muss, um weitermachen zu können. Erst im Moment des Verlusts, wenn der Stein wieder hinabrollt, wenn der Zug nicht anhält, wenn der Läufer erkennt, dass er nie angekommen ist, holt der Schatten ihn ein und konfrontiert ihn mit der Wahrheit seiner endlosen Gefangenschaft. Doch anstatt zu kapitulieren, entfacht das Ego neue Wut, neuen Ehrgeiz, neues Feuer im Kessel, um seiner eigenen Ohnmacht zu entkommen.

Die zentrale Wendung geschieht nicht in den wiederholten Kämpfen der Figuren, sondern in der Perspektive des Kindes, das von außen auf das mechanische Spiel blickt. Was für die Figuren existenzielle Not ist, ewiger Kampf und vermeintlicher Sinn, erscheint aus der Distanz als bloßes Räderwerk, als Automatismus, der nur dann läuft, wenn jemand den Trafo einschaltet. Das innere Kind, das mit diesen Figuren spielt, ist das identifizierte Ego selbst, das sich in seinen Rollen verliert und vergisst, dass es nur ein Spiel ist. Der Großvater repräsentiert eine reifere Bewusstseinsstufe, die das Spiel durchschaut, es liebevoll betrachtet, aber nicht mehr darin gefangen ist. Seine Worte sind sanft, nicht verurteilend, denn er weiß: das Spiel hatte seine Zeit, seine Berechtigung, seine Faszination. Aber wenn das Licht ausgeht, wenn das identifizierte Bewusstsein ruht, vereinen sich die Figuren mit ihren Schatten. Im Dunkeln gibt es keine Trennung mehr zwischen dem, der kämpft, und dem, was verdrängt wurde.

Das Erwachen geschieht nicht durch einen finalen Sieg über den Stein, nicht durch das Erreichen Athens, nicht durch das Anhalten des Zuges. Es geschieht in dem Moment, in dem das Bewusstsein aufhört, sich mit dem Spieler zu identifizieren, in dem es erkennt, dass die ganze dramatische Inszenierung von Kampf und Ziel ein mechanisches Programm war, das nur lief, weil niemand den Trafo ausschaltete. Die tiefste Freiheit liegt nicht im Gewinnen des Spiels, sondern im Erkennen, dass man nie die Spielfigur war, sondern das Bewusstsein, das zuschaut und das auch die Wahl hat, das Spiel zu beenden. Jedes Spiel hat auch einmal ein Ende, und erst in dieser Stille, wenn das zwanghafte Vorwärts verstummt, kann ein wirklich neuer Tag beginnen.

## Das Spiel

Die Geschichte entfaltet sich als existenzielle Meditation über einen Zustand, in dem Menschen nicht mehr selbst leben, sondern gelebt werden. Die Börse steht dabei nicht nur für den Kapitalismus, sondern für jede Lebensform, die auf der Verlagerung des Wesentlichen in eine imaginierte Zukunft beruht. Das endlose Mantra „Dann ... dann ... dann“ durchzieht den Text wie ein hypnotischer Rhythmus. Die Spieler investieren nicht nur Geld, sondern ihr gesamtes Dasein in die Hoffnung, dass die nächste Runde die ersehnte Erlösung bringt, die jedoch stets außerhalb ihrer Reichweite bleibt. Während sie sich sorgfältig herrichten, offenbart sich eine tiefe Angst vor der eigenen Substanzlosigkeit. Das schwarze Loch, das der Text beschreibt, stellt den inneren Kollaps eines Bewusstseins dar, das seine Lebendigkeit gegen die mechanische Teilnahme an einem bedeutungslosen Spiel eingetauscht hat.

Der Text entwickelt Platons Höhlengleichnis radikal weiter. Nicht die Schatten tanzen an den Wänden, sondern die Spieler selbst sind zu Schatten geworden. Die Kerzen werfen überdimensionale Schatten an die Wände – jene unbewussten Ängste und Abhängigkeiten, die das Selbst erdrücken. Doch diese Kerze ist zugleich das Licht des Bewusstseins, das die Möglichkeit der Erkenntnis überhaupt erst schafft. Der Moment, in dem ein Spieler seinen Blick hebt, ist kein dramatischer Durchbruch, sondern ein zartes Zögern, ein kaum wahrnehmbarer Riss im Automatismus. Wenn er die Karten niederlegt, geschieht das Erwachen als körperlicher Prozess. Seine schwarzen Hände gewinnen Farbe, und die Löcher in seinem silhouettenhaften Kopf füllen sich mit sehenden Augen. Der Gang zum Fenster markiert die Rückkehr zur verkörperten Präsenz, zu einem Sein, das somatisch spürbar ist und nicht mehr nur in abstrakten Zahlen existiert.

Der Mann, der mit vollkommener Güte zur Bewusstheit einlädt, wird von den Schatten als aggressiv und bedrohlich empfunden. Seine wohlmeinenden Rufe klingen für sie schmerzhaft, brutal und unangenehm. Wahre Freiheit erscheint dem konditionierten Bewusstsein als Gefahr, weil sie das mühsam aufrechterhaltene Weltbild zerstört. Das Spiel verfügt über ein Immunsystem, das jeden Versuch, aus der Trance zu erwachen, als Störung markiert und eliminiert. Die Schattenpolizei führt den Mann ab und schon sind die anderen wieder in ihrer Trance gefangen. Doch die Geschichte endet nicht mit einer Massenerlösung, sondern mit einem einzelnen Menschen, der aufwacht. Das letzte Wort „Gewonnen“ trägt Ironie und Hoffnung zugleich. Einer hat das einzig wirkliche Spiel gewonnen, nämlich das Spiel zu verlassen. Nicht durch einen besseren Zug, sondern durch die Erkenntnis, dass die Karten selbst bedeutungslos sind. Ein Mensch hat sich daran erinnert, wer er ist. Das ist der einzige Gewinn, der Bestand hat.

## Zerschnittener Wesenskern

Diese Geschichte erzählt von einer Präsenz, die nicht mehr berührt, von einem Raum, in dem alles weitergeht, nur ohne sie. Der Erzähler erschafft eine Séance des Alltäglichen, beschwört die Verstorbene durch die minutiöse Nachzeichnung ihrer vertrauten Handlungen. Schritte vor der Tür, der Schlüssel im Schloss, die Jacke, die sich am Haken entspannt. Je genauer die Wahrnehmung, desto spürbarer das Fehlen. Was zunächst wie eine Heimkehr erscheint, entpuppt sich als rituelle Beschwörung, als Versuch, durch exakte Beschreibung gegen das Verschwinden anzuschreiben. Doch die Energie fließt nicht mehr in Beziehung, sondern durch ihn hindurch. Sie kommt heim, zieht die Jacke aus, beißt in einen Apfel, alles geschieht wie früher. Aber nichts ist wie früher.

Der zerschnittene Apfelnkern wird zur zentralen Metapher dieser Verwundung. Eingehüllt mit den anderen Kernen, mitten im Apfel, dunkel, wohligh warm und geschützt. Das Messer, das rücksichtslos gegenüber der natürlichen Entwicklung alles auseinanderreißt, meint den Tod selbst, jene Gewalt, die ohne Vorwarnung einbricht. Es ist diese Brutalität des Normalen, die der Text spürbar macht: Wie alltägliche Handlungen zu Trägern existenzieller Erfahrung werden. Der Apfel, das Handtuch, die Zeitung – sie alle sind Zeugen einer Gegenwart, die sich weigert, loszulassen. Mit jedem Schritt wird sie transparenter, ihre Geste zur Erinnerung, ihr Blick zur Projektion. Die Erzählung zeigt das Dilemma des Trauernden: Loslassen bedeutet, die Geliebte ein zweites Mal zu verlieren. Festhalten bedeutet, in einer schmerzhaften Täuschung zu verharren.

Am Ende bleibt das, was der Titel schon sagt: ein zerschnittener Wesenskern. Der Text handelt von der existenziellen Einsamkeit des Zurückgebliebenen, gefangen in einem Zwischenzustand zwischen Leben und Tod, während draußen das Leben weitergeht. Keine vollständige Zerstörung, sondern ein klaffender Riss im Innersten, durch den das Leben hineinweht – und gleichzeitig hindurchzieht. Die Tür bleibt geschlossen. Nicht, weil niemand da ist. Sondern weil niemand mehr kommen wird. Und doch lauscht der Erzähler weiter. Vielleicht auf Schritte, vielleicht auf Hoffnung. Vielleicht einfach auf das, was nicht mehr zurückkommt.

## Der Abschied

Der Protagonist steht vor dem Grab mit der Asche in geschlossener Hand und erlebt den Zusammenbruch seiner Illusion von Kontrolle. Was er als vorbereiteten, emotional abgeschlossenen Akt gedacht hatte, entlarvt sich als intellektuelle Abwehr. Sein eingefrorener Körper spricht von Schockstarre, während die Asche mehr verkörpert als physische Substanz. Sie ist sakrales Relikt einer Beziehung und Symbol seines eigenen alten Selbst, das durch diese Liebe definiert war. Die Fantasie des Mithineinfallens ins Grab offenbart eine Sehnsucht nach symbiotischer Verschmelzung, die weniger vom Wunsch zu sterben spricht als von der Tiefe einer Bindung, die die eigene Existenz ohne die andere sinnlos erscheinen lässt.

Der Wind wird zum archetypischen Botschafter des Übergangs, zur Stimme dessen, was größer ist als individuelles Leid. Die Hand öffnet sich wie von selbst, eine Geste des tieferen Wissens, somatische Entspannung vor geistiger Erkenntnis. Was folgt ist emotionale, körperlich-geistige Entladung. Weinen, Schreien, Tanzen, Jubeln brechen gleichzeitig durch. Das lineare Ich kollabiert, multidimensionales Erleben durchbricht die Verkrampfung. Die Asche, die nicht ins Grab fällt sondern aufsteigt, folgt nicht der Schwerkraft der Trauer, sondern der Leichtigkeit des Geistes.

Dann geschieht die entscheidende Metamorphose. Er selbst beginnt aufzugehen, zu zerfließen, Form zu verlieren in der unmittelbaren Erfahrung von Einheitsbewusstsein. Der Regen vermischt die Asche mit dem Wasser, Leben und Tod nähren einander im ewigen Kreislauf. Indem er loslässt, befreit er nicht nur sie, sondern auch sich selbst. Transformation geschieht nicht trotz des Verlusts, sondern durch ihn hindurch. Er verliert sich selbst und wird von allem gefunden, überall und nirgendwo zugleich. Was als Abschied begann, endet als Heimkehr zu dem, was beide immer waren: ungetrennte Manifestationen des einen Lebens. Die Geschichte ist eine Hymne an die Vergänglichkeit, Schmerz nicht als Feind anzusehen, sondern als Tor zur kosmischen Ganzheit. Wahre Einheit liegt nicht im Festhalten, sondern im Fließen.

## Fluss des Lebens und Sterbens

Der Text erzählt von einem Wandlungsprozess, der weit über den Abschied von einer verstorbenen Frau hinausgeht. Was als Trauer beginnt, enthüllt sich als Auflösung eines alten Selbst. Die anfängliche Gefühlsstarre, diese braune undefinierbare Masse, steht für einen psychischen Ballast, der nicht verarbeitet, sondern losgelassen werden muss. Der Mann erkennt im entscheidenden Moment, dass es nicht um sie geht. Seine Trauer gilt jenem Teil seiner selbst, der nur in Beziehung zu ihr existieren konnte. Die verkrampften Hände, die Grashalme ausreißen, offenbaren die Illusion der Kontrolle. Er selbst ist der Grashalm, dem die Wurzeln entzogen wurden, und wie das Gras muss auch er sterben, um verwandelt zu werden.

Am tiefsten Punkt, im symbolischen Fall in die Dunkelheit, spaltet sich das Bewusstsein. Er sieht sich selbst fallen, während er am Grabrand kniet. Ein Teil stirbt, ein Teil beobachtet. Der Beobachter ist das, was übrig bleibt, was weitergeht. Mit diesem Erkennen beginnt das neue Leben. Die Farben, die sich im Regenbogen spiegeln, stehen für die Rückkehr der differenzierten Gefühle. Freude, Dankbarkeit, Trauer, Liebe und Hoffnung lösen die braune Masse auf. Das Herz öffnet sich nicht trotz des Schmerzes, sondern durch ihn hindurch. Das Grab füllt sich mit allem Abgestorbenen, und so funktioniert Heilung. Die Wunde schließt sich nicht durch Verdrängung, sondern indem alles, was sterben musste, seinen Platz findet. Die Erde nimmt es auf, kompostiert es und macht es fruchtbar für Neues.

Langsam richtet er sich auf und zieht seine Füße aus dem nährenden Schlamm. Seine Haltung verändert sich grundlegend. Nicht zurück zur Frau, sondern nach vorne ins Leben. Neue Wurzeln wachsen, nicht mehr horizontal zu einem anderen Menschen, sondern vertikal in die Erde selbst, in das tragende Ganze, das ihn empfängt. Das ist keine Isolation, sondern Verwurzelung im eigenen Sein, in der tragenden Kraft des Lebens selbst. Er ist nicht mehr definiert durch die Beziehung zu ihr, sondern durch seine eigene Verbindung zum Grund des Seins. Was gestorben ist, wird nicht begraben, sondern verwandelt. Der Ort des Todes wird zum fruchtbaren Boden. Der Mann geht nicht von seiner Frau weg, er geht in sein eigenes Leben hinein, das nun auch ihre Abwesenheit umfasst und gerade dadurch seine neue Form findet. Wahre Transformation geschieht nicht durch Festhalten, sondern durch Hingabe an den Fluss des Lebens. Wer loslässt, geht nicht verloren, sondern wird neu verwurzelt.

## Das Ziel

„Das Ziel“ entfaltet eine existenzielle Wendung. Der wahre Triumph liegt nicht im Erreichen unserer Ziele, sondern im Moment, in dem wir sie für etwas Wichtigeres opfern. Der Text konstruiert bewusst eine Kollision zwischen äußerem Erfolg und innerer Wahrheit. Die Laufbahn steht symbolisch für die lineare Verfolgung gesellschaftlicher Erwartungen: Disziplin, Härte, Entbehrung und der Traum vom Gold. Der Feuerwerkskörper symbolisiert das Leben selbst. Er ist unberechenbar, gefährlich und löst eine plötzliche Neuordnung der Prioritäten aus. In dem Moment, in dem der Läufer seine Bahn verlässt, vollzieht sich eine radikale Wende – ein physischer Akt, der eine metaphysische Erkenntnis offenbart.

Der Protagonist durchläuft eine fundamentale Wandlung seiner Beziehung zu sich selbst. Jahrelang lebte er im Modus der Selbstüberwindung, getrieben von Erwartungen und dem inneren Zwang, nur durch Leistung wertvoll zu sein. Die Explosion, die ihm die Finger entreißt, ist mehr als ein physischer Verlust. Sie ist das Opfer des Werkzeugs seines Willens, der Hände, mit denen er das Leben bisher kontrollieren wollte. In diesem Opfer liegt eine Transformation. Er verliert das, was ihm Macht und Identität gab, und gewinnt das, was tiefer ist – Verbindung, Liebe und Menschlichkeit. Das Blut, das über seinen Sohn rinnt, wird zum Symbol eines neuen Lebensstroms, der nicht mehr aus Ehrgeiz, sondern aus Hingabe fließt.

Am Ende stehen Stille und ein neuer Applaus. Nicht für den Lauf, nicht für die Medaille, sondern für die Entscheidung. Für den Moment, in dem ein Mensch sich selbst überschreitet, nicht, um zu siegen, sondern um zu sein. Das Publikum erkennt intuitiv den wahren Sieg. Den Übergang vom Ego zum Selbst, vom Krieger zum Vater, vom Jäger zum Hüter. „Das Ziel“ ist keine Sportgeschichte, sondern eine Parabel über das Erwachen aus der Illusion des Erfolgs. Der Läufer erreicht nicht das Ziel, das er anstrebte, aber er erreicht das, was jenseits aller Ziele liegt, das Menschsein selbst.

## Der Traum des Vaters

Diese Erzählung handelt von der Geburt des eigenen Selbst aus verstrickten Identifikationen mit dem Vater. Der Protagonist lebt zunächst vollständig in einer Identität, die nicht die seine ist. Die „automatisierten Bewegungen, tief im Körper eingespeichert“, deuten auf die körperliche Inkarnation eines fremden Musters hin. Das Museum wird zur verdichteten Metapher. Er lebt in einem Mausoleum seiner selbst, umgeben von Repliken und Erinnerungen, die nie seine eigenen waren. Die Vitrine trennt ihn von der Wahrheit. Er schaut auf ein Miniaturschiff und glaubt, sich selbst zu sehen, doch tatsächlich betrachtet er lediglich das Konstrukt einer übernommenen Existenz. Das Kind fungiert als Katalysator des ersten Erwachens. Seine unschuldige Frage „Warum sind Sie dann hier?“ durchbricht die Trance. Doch selbst die Rückkehr aufs Schiff entpuppt sich als weitere Inszenierung – er hat lediglich die äußere Form gewechselt, nicht aber die innere Struktur.

Die Begegnung mit dem Vater enthüllt die generationsübergreifende Verstrickung. Der Sohn interpretiert die sehnsüchtigen Blicke des Vaters als unerfüllten Wunsch und macht es sich zur Aufgabe, diesen stellvertretend zu leben. Dies ist das klassische Muster einer parentifizierten Schuld. Dabei übernimmt das Kind die Verantwortung für das vermeintliche Opfer des Elternteils und versucht, durch das eigene Leben die väterliche Wunde zu heilen. Der Vater offenbart jedoch, dass seine Blicke keine Sehnsucht, sondern Erinnerung waren. Er hatte durch seine bewusste Wahl seinen Frieden gefunden. Die Worte „Dein Leben“ sind der Schlüssel. Der Vater gibt dem Sohn die Erlaubnis, nicht mehr sein Erbe tragen zu müssen. Doch selbst nach dem Tod des Vaters übernimmt der Sohn den Leuchtturm und wiederholt damit exakt die Struktur des Vaters. Er glaubt, dass es dem Vater so recht gewesen wäre. Das finale Erwachen ist radikal. Er erkennt den Unterschied zwischen „so hätte er es gewollt“ und „so hätte er es für sich selbst gewollt“. Diese Unterscheidung ist alles. Der Vater wollte sein eigenes Leben leben, nicht, dass sein Sohn sein Leben nachspielt. Die Liebe des Vaters bestand nicht in der Forderung nach Fortsetzung, sondern in der Erlaubnis zur Eigenständigkeit.

Die Geschichte erzählt von der Notwendigkeit, mehrfach zu sterben, bevor man wirklich geboren wird – vom Tod falscher Identitäten, von der Ablösung projektiver Verpflichtungen und von der Befreiung aus generationsübergreifenden Loyalitätskonflikten. Der Verkauf von Schiff und Leuchtturm bedeutet eine doppelte Befreiung – von der falschen Erfüllung und von der falschen Ehrung. Das Nicht-Wissen des Endes („Er wusste nicht, wohin.“) ist keine Schwäche, sondern der erste Moment authentischer Existenz. Er zeigt, dass wir oft das Leben anderer leben, ohne es zu bemerken. Wahre Freiheit beginnt erst dort, wo wir den Mut haben, alle Rollen abzulegen und ins Unbekannte zu gehen. Die Freiheit, die er spürt, ist nicht die der offenen See oder des festen Lands, sondern die innere Weite, in der Träume nicht mehr geerbt, sondern geboren werden.

## Robotermagnete

Diese Geschichte handelt von einer fundamentalen Veränderung in der Beziehung zwischen zwei Wesen. Zu Beginn fühlt er eine Anziehung, die ihn automatisch zu ihr zieht. Was zunächst wie Liebe aussieht, entpuppt sich jedoch als einseitige Fixierung. Der Magnet und das Eisen offenbaren eine schmerzhaft asymmetrische Beziehung. Als sein Magnet versagt und sie gesteht, dass ihrer schon länger nicht mehr funktioniert, bricht eine Illusion zusammen. Die Frage, ob sie je einen eigenen Magneten hatte, führt zu existenzieller Verunsicherung. Hat sie je echte Lebendigkeit aus sich selbst heraus gespürt oder war sie immer nur reaktiv?

Die kurze Trennung ist eine notwendige Individuation. Der Wendepunkt kommt, als er sich plötzlich selbst anziehend findet. Dies ist keine Selbstverliebtheit, sondern das Erwachen einer gesunden Selbstbeziehung. Attraktivität entsteht aus Selbstverbundenheit, nicht aus Mangel. Paradoxerweise wird dadurch sein Magnetismus wieder aktiviert, jedoch aus einer völlig anderen Quelle. Er braucht sie nicht mehr, um sich vollständig zu fühlen. Auch sie entwickelt ihr eigenes Prickeln, nicht als Reaktion auf ihn, sondern aus eigener Kraft.

Am Ende sind sie wie früher, aber trotzdem so anders. Sie bewegen sich weiter, nicht verschmolzen, aber verbunden. Es ist eine Art Beziehung, die aus Wahl statt aus Zwang entsteht. Das „Ich brauche dich nicht mehr“ wird zur Grundlage von etwas Neuem. Sie sind von der unbewussten Verstrickung zur bewussten Verbindung gereift. Die Geschichte erzählt vom Brauchen zum Mögen, von der Abhängigkeit zur freien Wahl. Gerade diese Selbstanbindung ermöglicht erst echte Nähe.

## Die Flamme

Die Geschichte beginnt in einer sterilen Welt funktionaler Existenz. Ein Mann schreibt Berichte für den Herzog. Er ist gefangen in der Illusion von Pflicht und äußerem Zweck. Sein flacher Atem und die obsessive Wiederholung „Dafür bin ich da“ entlarven die existenzielle Leere eines Lebens ohne inneren Kontakt. Er ist zum Funktionär seiner eigenen Lebendigkeit geworden, zur Feder in fremder Hand. Die Kerze fungiert als Spiegel dieser Entfremdung und seine verzweifelte Suche nach Bestätigung durch die Flamme offenbart die ursprüngliche Verletzung. Die Trennung vom innersten Wesen ist eine Schutzstrategie vor dem eigenen ungeliebten Sein. Doch die Flamme antwortet nicht mit einem Nicken, sondern mit ihrer schlichten, unerschütterlichen Gegenwart. Diese zwingt ihn, der eigenen inneren Leere zu begegnen.

Der Wendepunkt kommt durch eine existenzielle Erschütterung. Die Frage „Wofür bin ich sonst da?“ löst den notwendigen Zusammenbruch aus und die Wut auf die Kerze entlarvt sich als Wut auf das eigene, verdrängte Selbst. Wenn Tränen das Pergament erreichen und die starre Tinte verflüssigen, geschieht alchemistische Transformation, bei der emotionale Reinigung intellektuelle Erstarrung auflöst und mechanisches Überleben in vitale, herzbasierte Kreativität umwandelt. Seine Finger beginnen zu malen, nicht mehr dienend, sondern aus innerer Notwendigkeit, und die Berührung des Pergaments wird liebevoll und zärtlich. Das Zulassen dieser Bewegung markiert den Übergang von Kontrolle zu Hingabe und von aufgesetzter Funktion zu authentischem Ausdruck.

Die kleine Flamme im Herzen symbolisiert das wiedererwachende Seelenlicht. Das aufgetaute Herz pulsiert Wärme durch den erstarrten Körper, bis ein authentisches Lächeln entsteht – nicht gewollt, sondern erlösend –, während die Feder sich ihrer wahren Natur als Teil des fliegenden Vogels erinnert. Der Epilog zeigt Ganzheit. Er malt mit den Farben seines Herzens und das abschließende Gespräch mit der Kerze symbolisiert die Transformation von funktionaler Abhängigkeit zu partnerschaftlicher Mitschöpfung. Dies ist die zeitlose Geschichte der spirituellen Befreiung: der mutige Übergang vom konditionierten Ich zur authentischen Seele. Wahre Lebendigkeit beginnt nicht im Tun, sondern im Zulassen. Das innere Feuer brennt dort, wo wir nicht mehr funktionieren, sondern fühlen. Die Frage bleibt für jeden, ob wir den Mut haben, diese Flamme zu entzünden.

## Der leise Windhauch

Diese Geschichte handelt von einem Menschen, der sein Leben in einer selbstgeschaffenen Konstruktion verbringt, ohne es zu bemerken. Der Protagonist ist ganz auf das Äußere fixiert, auf Termine und Geschäfte, auf das Funktionieren in einer Welt, die ihm real und fest erscheint. Doch da ist immer dieser Windhauch, diese kaum spürbare Irritation, die wie ein sanfter Ruf durch sein Dasein weht. Der verstorbene Großvater am Familientisch, der Sekundenzeiger, der nicht weiterspringt, die merkwürdige Abwesenheit seiner Verwandten. All das sind Hinweise darauf, dass er in einem Traum lebt, den er für das Leben selbst hält. Das namenlose Buch, das ihn findet, ist kein gewöhnliches Buch. Es hat keine Geschichte und keine Struktur, weil es nichts erzählen will, sondern nur zeigen. Es funktioniert wie ein Spiegel, der nicht das Gesicht reflektiert, sondern etwas viel Tieferes sichtbar macht.

Was der Protagonist beim Lesen erfährt, ist keine neue Information, sondern eine Erinnerung an etwas, das immer da war. Das Buch spricht zu ihm wie sein eigener innerer Monolog, wie ein Echo ohne Ursprung. Die Unfähigkeit, sich an den Inhalt zu erinnern, zeigt, dass es hier nicht um Verstehen im kognitiven Sinne geht. Der Text löst keine intellektuelle Erkenntnis aus, sondern eine Verschiebung der Wahrnehmung. Plötzlich wird spürbar, dass die Trennung zwischen Innen und Außen eine Illusion ist, dass das gesamte Außen nur eine Projektion des Inneren war. Der Protagonist hat sein Leben damit verbracht, im Äußeren nach Glück zu suchen, ohne zu bemerken, dass der Windhauch ihn ständig umhüllt wie eine unsichtbare Decke.

Am Ende weint er sanft, entspannt sich tief und fühlt sich geborgen, wie eingehüllt in eine warme, unsichtbare Decke. Die Welt um ihn herum schmilzt, die Zeit verliert ihre Macht, und er hört das leise Echo ohne Ursprung. Die Geschichte zeigt, dass tiefere Wahrheit nicht durch Analyse entsteht, sondern durch Lauschen und Loslassen. Wer den leisen Windhauch wahrnimmt, findet in einer fragmentierten Welt Verbundenheit, Sinn und eine stille Freude, die immer schon da war.

## Luzides Leben

Die Geschichte handelt von einem Menschen, der die Kunst des luziden Träumens perfektioniert hat und dabei eine unerwartete Entdeckung macht. Er kennt die Reality-Checks, die Objektinkonsistenz und das Spiel zwischen Bewusstsein und Unbewusstem. Doch während er in seinen Träumen die Kontrolle ausübt, ahnt er noch nicht, dass diese nächtliche Wachheit nur die Vorbereitung für ein tieferes Erwachen ist. Sein Unbewusstes zeigt sich als raffinierter Verführer, der ihn sowohl im Traum als auch später im wachen Leben in automatische Muster zurückziehen möchte. Selbst im luziden Traum empfindet er Scham, als er auf dem Stuhl steht, gefangen in seinen alltäglichen Vorstellungen. Seine Imagination bleibt in den vertrauten Strukturen seiner Erfahrung eingebettet. Der eigentliche Durchbruch geschieht erst am nächsten Morgen im Bistro.

Als er das Croissant mit voller Aufmerksamkeit schmeckt, fällt die konzeptuelle Schicht weg. Das Wort verschwindet, der Begriff löst sich auf und er erlebt plötzlich pure Qualia, direktes Erleben ohne sprachliche Überformung. Seine Sinne öffnen sich wie das Fenster in der verstaubten Wohnung, durch das grelle Lichtstrahlen und frischer Wind eindringen. Die Staubkörner erwachen grantig aus ihrem Winterschlaf und wehren sich gegen das Licht, das ihre liebgewonnene Tristesse stört. Diese Metapher enthüllt, wie sehr unser gewöhnliches Bewusstsein einem unbewussten Traum gleicht. Die vollständige Renovierung der Wohnung symbolisiert die radikale Transformation des Bewusstseins. Das Alte muss losgelassen werden, damit das Neue zum Vorschein kommen kann.

Was dann folgt, ist kein bewusster Prozess, sondern direktes Erleben. Er geht dieselbe Straße entlang wie zuvor im Traum, doch nun mit einer Intensität, die alles übertrifft. Seine Gedanken versuchen, ihn zurückzuziehen, doch sie verdampfen wie Wassertropfen an der glühenden Sonne. Die Geschichte handelt von der Möglichkeit eines luziden Lebens, einem Zustand vollkommener Präsenz im Alltag. Die zirkuläre Struktur, die mit demselben Restaurantbesuch beginnt und endet, offenbart die paradoxe Wahrheit. Als er wieder seinem Freund gegenüber sitzt, kann er nicht mehr zwischen Traum und Leben unterscheiden. Es hat sich nichts verändert und doch alles. Wahres Erwachen bedeutet nicht, aus dem Schlaf aufzuwachen, sondern aus einer unbewussten Lebensweise. Es ist eine literarische Meditation über die Möglichkeit, das gewöhnliche Leben als außergewöhnlich zu erfahren, ein Zustand, den spirituelle Traditionen oft als Erleuchtung oder Satori beschreiben.

## Native American

Die Geschichte von Lev ist eine kraftvolle Parabel über innere Transformation und spirituelles Erwachen. Lev wächst in einem Dorf auf, das nach außen hin lebendig wirkt, aber niemals wirklich atmet. Sein Name wurde ihm wie eine Aufgabe geschenkt, und er erfüllt sie mit aller Kraft. Er wird zum Krieger, zum Häuptling und zum Beschützer seines Volkes. Doch unter der Oberfläche wächst eine Leere, die kein äußerer Erfolg füllen kann. Die Berührungen seiner Mutter werden ihm unangenehm, die seiner Frau spürt er kaum noch. Er lebt für die Jagd, für sein Volk und die Erwartungen seines Vaters und verliert dabei unbemerkt den Kontakt zu seinem Innersten. Das Dorf, das er führt, ist eine Konstruktion dessen, wie er gesehen werden will. Es sind trockene Äste, die auf das Feuer warten.

Als alles in Flammen aufgeht und sein Stamm ihn verlässt, lösen sich die Menschen wie Schatten einer Erinnerung auf. Der Adler stößt ihn ins Feuer und das, was wie Vernichtung aussieht, wird zur Schwelle. Im Brennen geschieht das Paradoxe. Erst als alles Äußere zerstört wird, kann er wirklich spüren. Das Feuer wäscht ihn, und plötzlich sieht er nicht mehr mit den Augen, sondern mit dem Herzen. Die warme Asche wird zum fruchtbaren Boden für ein neues Leben. Seine Haare werden weiß, wie der Tod und die Weisheit, und zum ersten Mal fließt eine echte Träne über seine Wange.

Im brennenden Feuer seiner eigenen Geschichte erkennt Lev, dass wahre Stärke nicht durch Kontrolle, sondern durch das Zulassen von Schmerz, Verlust und Leere entsteht. Heimat ist kein Ort, sondern ein Zustand innerer Verbundenheit. Erst wenn alle Illusionen verbrennen, zeigt sich das Wesentliche - das Herz, das fühlt, das verbunden ist, das lebt. Lev wird nicht mehr durch seinen Namen definiert. Er ist nicht mehr der Löwe, der Kämpfer. Er ist der, der mit seinem Herzen verbunden ist. Er ist heimgekehrt – nicht in ein Dorf, sondern in sich selbst.

## Das richtige Leben

Der Protagonist wächst zwischen einem alkoholkranken Vater und einer depressiven Mutter auf. Er lernt früh, dass Überleben bedeutet, das Gegenteil seiner Eltern zu werden. Doch auch diese Reaktion ist eine Form der Unfreiheit. Er definiert sich durch Abgrenzung, nicht durch authentische Selbstfindung. Seine ethische Abhandlung über das richtige Leben ist daher kein Ausdruck innerer Weisheit, sondern ein verzweifelter Versuch, Struktur in seine innere Haltlosigkeit zu bringen. Während sich seine Eltern in Substanzen und Depressionen verloren, verlor er sich in Selbstoptimierung und moralischer Perfektion. Beides sind Fluchtbewegungen vor dem rohen, unberechenbaren und schmerzhaften Leben selbst.

Die Krebsdiagnose zwingt ihn zur Begegnung mit seinem Schatten. Bei dem katastrophalen Zusammenbruch in der Dusche gibt sein Körper preis, was der Geist so lange unterdrückt hat. Seine Gewaltakte und verbalen Konfrontationen sind der Ausdruck eines Menschen, der zum ersten Mal seine eigene Wahrheit ausspricht. Er durchbricht die Höflichkeit, die ihn stumm gemacht hat. Auf dem Berg erkennt er, dass er selbst zum Zombie geworden ist, wenn auch mit anderen Mitteln als seine Eltern. Das Leben als perfekte Inszenierung, in der alle applaudieren, aber niemand den Menschen dahinter kennt. Seine Entscheidung, von der Brüstung zu steigen statt zu springen, ist der Moment echter Freiheit. Er gibt die zwanghafte Suche nach Richtigkeit auf und akzeptiert sein Leben mit all seiner Unvollkommenheit, seinem Schmerz und seinem Scheitern. Nicht mehr im Widerstand gegen seine Eltern, nicht mehr in der Performance für andere, sondern in radikaler Selbstbegegnung geht er den Berg hinab. Der Schatten ist nicht mehr sein Feind, sondern Teil seiner Ganzheit. Das echte Leben beginnt nicht, wenn alles perfekt ist, sondern wenn wir aufhören, so zu tun, als könnte es das jemals sein. Im Angesicht des Todes findet er zum authentischen Lebendigsein.

## Der Weltenwanderer

Die Geschichte zeichnet die Seelenbiografie eines Mannes, der zwischen zwei totalen Welten lebt. Rechts das verbrannte Land der Verwundung, in dem Bomben nicht nur Häuser zerstörten, sondern auch die Möglichkeit von Zusammenhang selbst. Links die makellose Kulisse perfekter Ordnung, in der selbst die Sonne nur als Vorstellung existiert und Menschen zu Hüllen werden. Das Chaos seiner Kindheit trägt seine Geschichte und seine Lebendigkeit, so schmerzhaft sie auch ist. Der Kosmos seiner Erwachsenenwelt bot Schutz um den Preis des Selbstverlusts. Er erkennt, dass er in keiner dieser Welten mehr leben kann und doch beide ein Teil von ihm sind.

Der schmale Grat ist der einzig gangbare Weg und gleichzeitig der schwierigste. Hier gibt es keine Flucht mehr, weder in die totale Auflösung noch in die totale Kontrolle. Die Pustebblume durchzieht die Geschichte als kraftvolles Symbol. Ihre Samen fliegen ins Ungewisse, und genau darin liegt ihre Bestimmung. Sie lässt los, vertraut dem Wind und stirbt dabei einen kleinen Tod. Das ist die Bewegung, die der Wanderer vollzieht. Er lässt beide Welten los und begibt sich ins Ungewisse einer dritten Möglichkeit. Der Text ist eine Initiation in gelebte Ambivalenz. Das Kribbeln im Bauch ist der erste Moment echter Lebendigkeit. Es ist weder der brennende Schmerz des Traumas noch die eisige Taubheit der Dissoziation, sondern das zarte Erwachen eines authentischen Selbst. Das Lächeln am Ende kommt aus dem Inneren, wie das Lächeln der Kinder bei der Pustebblume. Freiheit zeigt sich als Wärme, die nicht verbrennt, und als Klarheit, die nicht kühlt. Als leiser Atem, der Samen trägt. Er lächelt nicht, weil eine Welt gewonnen ist, sondern weil er den Mut fasst, den Grat zu bewohnen.

## Der Sekundenzeiger

Der Protagonist existiert in radikaler Entfremdung von sich selbst. Seine Mutter fragt ihn nach seinen Erlebnissen, doch er kann ihr nur den Kalender rezitieren, weil sein fühlendes Ich verschwunden ist. Die Sandburg wird jede Woche aufgebaut und planmäßig wieder eingeebnet; alle Spuren verschwinden, ebenso wie die nasse Spur nach dem Klippensprung in seiner Studienzeit. Damals hat er noch gejauchzt, bevor er sich dem System unterwarf. Jetzt gibt es nur noch das Tick-Tack der mechanischen Zeit, eine Gleichförmigkeit ohne echte Differenz. Das Meer hingegen rauscht unvorhersagbar und jede Welle ist einzigartig. Die schlafende Decke, die umarmenden Polster und die verwunderte Sonne sprechen von Geborgenheit statt Funktionalität.

Der Akt des Nicht-Aufstehens bildet den Wendepunkt. Es ist kein Burnout, sondern ein bewusster, rebellischer Test. Das Bett wird zum Kokon der Transformation, in dem sich der Protagonist vom funktionierenden Sekundenzeiger zur natürlichen Welle wandelt. Zeit wird nicht mehr mechanisch getaktet, sondern als organischer Rhythmus erlebt. Zum ersten Mal seit Langem spürt er wieder seinen Körper, spürt sich selbst. Der Grenzwert eines Sekundenzeigers ist ein stehengebliebener Sekundenzeiger. Der Grenzwert von Wellen bleibt Wellen.

Was am Ende geschieht, ist kein klassischer Suizid, sondern ein Loslassen. Seine Batterien sind leer, weil er zu lange gegen seine Natur funktioniert hat. Er hört auf zu ticken und findet das Meer wieder. Sein Sterben ist friedvoll und organisch. „Früher war ich jeden Tag eine neue Sandburg“, denkt sein Gehirn, während es einschläft. „Jetzt bin ich zum Strand geworden, .. zum Meer, .. zu den ewigen Wellen.“ Das Ich löst sich nicht ins Nichts auf, sondern in das zeitlose Rauschen. Manchmal muss man aufhören zu ticken, um wieder zum Rauschen zurückzufinden.

## Dolce Vita

Die Erzählung folgt einem Mann im Todestrakt, der seinen Körper wie ein Archiv liest. Tattoos und Narben sind die Schrift seiner Biografie, die auf Härte aufgebaut wurde. Doch keine dieser Identitäten war seine eigene. Sie waren Angebote an einen abwesenden Vater, Versuche, endlich gesehen zu werden. Die Sehnsucht nach väterlicher Bestätigung treibt ihn durch Rollen als Gang-Mitglied, potenzieller Pianist, Mörder, während der eigentliche Hunger schlicht bleibt: ein dickes Marmeladebrot, zwei Löffel Kakaopulver. Der leere Stuhl am Küchentisch ist die mächtigste Anwesenheit in dieser Geschichte und organisiert die gesamte psychische Realität des Kindes. Ein Löffel für die Mutter, ein Löffel für den Vater, als könnte die richtige Dosierung Kakao die Abwesenheit auflösen. Die Mutter verkörpert eine paradoxe Liebe. Sie will ihm das süße Leben vorenthalten, um ihm ein solches zu ermöglichen. Die gescheiterte Vision eines Jazzpianisten steht weniger für eine Karriere als für die verlorene Fähigkeit, dem eigenen Leben Takt und Weichheit zu verleihen.

Dann bricht die Wespe das Grau auf. Sie folgt dem Duft und nicht der Geschichte, und ihr leibliches Ja erlaubt dem Mann, die Henkersmahlzeit dem Kind in sich zu widmen. Die Welt wird lebendig, sobald er aufhört, sie durch die Linse seiner Geschichten zu sehen. Damit kippt der Raum, und aus der Zelle wird eine Küche, aus der letzten Mahlzeit ein erstes Ritual der Selbstfürsorge. „Ich bin da für mich“ ersetzt die alte Fantasie, dass eines Tages ein Vater kommen und stolz sein würde. Es gibt nur diesen einen Moment - das Kind, das sich selbst die Süße gibt, die ihm verweigert wurde. Das ist die eigentliche Dolce Vita. Nicht das süße Leben als Ziel oder Versprechen, sondern als gegenwärtiger Akt der Selbstliebe. Der Mann hat in seinen letzten Momenten etwas erkannt, wofür die meisten Menschen ein ganzes Leben brauchen. Freiheit liegt nicht im Außen, nicht in Leistung oder Anerkennung, sondern in der Fähigkeit, mit sich selbst zu tanzen, sich selbst zu nähren und sich selbst die Süße zu geben, die man als Kind vermisst hat.

Seine Geschichte endet nicht mit dem Tod, sondern mit seiner Wiedergeburt - nicht als neuer Mensch, sondern als der Junge, der er immer war, bevor die Welt ihm beibrachte, dass sein natürliches Sein nicht genug ist. Im Angesicht des Todes findet er das Leben. Und das ist vielleicht die tiefste Wahrheit dieses Textes. Heilung besteht nicht darin, die Vergangenheit zu ändern oder die Zukunft zu kontrollieren, sondern im Jetzt anzukommen, summend, tanzend und mit einem Marmeladebrot in der Hand.

## Der letzte Tag

Diese Erzählung ist eine dichte Parabel über zwei grundverschiedene Lebenshaltungen im Angesicht der Endlichkeit. Im Zentrum stehen zwei alte Freunde, die in völlig unterschiedlichen Rhythmen leben. Der eine verfolgt klare Ziele, plant vorausschauend und investiert gezielt in seine Zukunft. Sein Leben gleicht einer Reederei, die bewusst gesteuert wird. Der andere lebt wie im Fluss, ohne starre Pläne, offen für das, was kommt. Die morgendliche Zahnputzszene wird zur leisen Meditation über das Verweilen im Moment, während der Freund bereits seine Pensionsvisionen in die Luft malt und die nächsten zwanzig Jahre durchkalkuliert hat.

Der Fluss steht für das Annehmen des Lebens, wie es sich zeigt, für Gegenwärtigkeit und die Bereitschaft zum Loslassen. Die Reederei dagegen symbolisiert Kontrolle und den Versuch, den Lebensfluss aktiv zu steuern. Als ein Tsunami diese Reederei zerstört, wird deutlich, dass selbst die bestgeplanten Lebensentwürfe von der Macht des Unvorhersehbaren hinweggefegt werden. Der Versuch des planenden Freundes, den nahenden Tod aufzuhalten, gleicht dem Bau eines Staudamms gegen eine unaufhaltsame Flut. Auch das Bild des Hundes mit dem Ball verdeutlicht den Kontrast. Während der eine ungeduldig auf den Wurf wartet, bleibt der andere ruhig und entscheidet selbst, ob und wann der Ball fliegt. Die gefrorenen Wasserskulpturen der Zukunftsvisionen zerklirren im Moment der Todesnachricht.

Die Geschichte dekonstruiert den westlichen Mythos von Erfolg und Planung. Der Freund, der scheinbar alles hat (Geld, Pläne, Gesundheit), ist psychisch fragiler als der todgeweihte Protagonist. Letzterer stirbt, wie er gelebt hat, im Einklang mit dem Fluss, ohne Widerstand. Der Tod wird hier nicht als Fehler im System dargestellt, sondern als organischer Abschluss eines Zyklus. Das unspektakuläre Ende – kein Buffet, keine großen Reden, nur ein einfaches Essen – ist der ultimative Triumph des Echten über das Inszenierte. Es bleibt die stille Erkenntnis, dass wir das Leben nicht besitzen, sondern nur eine Zeit lang von ihm durchströmt werden.

## Memento Mori

Die Geschichte handelt von einem Menschen, der in seinem monochromen Kämmerchen sitzt und vom Leben träumt, statt es zu ergreifen. Seine Zeichnungen sind Symbole ungelebter Sehnsüchte. Das Dunkle, das ihn verfolgt, verkörpert nicht nur Todesangst, sondern auch die verdrängte Substanz seines eigenen, ungelebten Potenzials, das sich angestaut hat und nicht mehr fließen kann. Wenn die verwelkten Blumen zu tanzen beginnen, werden sie zu Boten aus dem Unbewussten. Sie verhöhnen ihn, denn selbst im Verwelken pulsiert mehr authentische Lebendigkeit als in seiner statischen Existenz. Sie haben gelebt, während er nicht einmal wirklich angefangen hat. Ihre Stimmen reißen ihn aus seiner Erstarrung.

Was folgt, ist eine verzweifelte Jagd nach Erfahrungen, getrieben von derselben Todesangst, vor der er ursprünglich floh. Der Satz „Every second counts“ wird vom Motivator zum Peiniger, während er Erlebnisse wie Versicherungspolicen gegen die Sterblichkeit sammelt. Seine leidenschaftliche Suche nach Leben war selbst eine Form des Todes, denn er rannte so schnell, dass er sich selbst nie begegnete. Die Erschöpfung nach seiner Rückkehr offenbart die Unmöglichkeit dieses Unterfangens: Wann hat man schon genug gelebt? Der Lebensrucksack, den er packt, wird zur Last. Die Frage bleibt unbeantwortet, solange der Drang zum Leben aus der Angst vor dem Tod entsteht.

Der Wendepunkt geschieht in der Stille, als er erkennt, dass Mephisto, der Versucher und Verneiner, in der Angst selbst steckt. Erst als er den Tod akzeptiert, kann er wirklich leben. Die Frau auf dem Papier ist keine Projektion mehr, sondern ein Gegenüber, mit dem er in Beziehung tritt: die Anima, die weibliche Seele. Er kann sie endlich empfangen, weil er aufgehört hat zu fliehen. Sein Tod unmittelbar nach dieser Vollendung ist kein Scheitern, sondern die logische Konsequenz seiner Ankunft. Er stirbt lächelnd, weil er angekommen ist – nicht nach außergewöhnlichen Erlebnissen, sondern bei sich selbst. Das Goethe-Zitat „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“ spricht von der Erlaubnis, einfach da zu sein, ohne die Todesangst, die ihn zuvor trieb.

Echtes Leben entsteht nicht durch die Akkumulation von Erfahrungen, sondern durch die Annahme der eigenen Endlichkeit. Das Memento mori führt nicht zu einer verzweifelten Jagd, sondern zu einer achtsamen Gegenwart. Der Protagonist stirbt in dem Moment, in dem er wirklich bereit ist zu leben, und offenbart damit ein erschütterndes Paradox: Vielleicht war dieses bewusste Sterben das eigentliche Leben.

## Ein pietätvoller Abschied

„Der pietätvolle Abschied“ ist eine satirisch-poetische Parabel über den Kontrast zwischen gesellschaftlicher Pietät und gelebter Authentizität. In der starren Choreografie einer Beerdigung erscheinen die schwarz gekleideten Gäste wie Pinguine, ein Symbol für Menschen, die Konventionen folgen, selbst wenn diese unbequem oder absurd erscheinen. Die Geschichte entfaltet sich zwischen zwei Wirklichkeiten, zwischen der rituellen Erstarrung mit monotonen Floskeln und der inneren Vision einer Feier voller Hawaii-Hemden, dampfender Cocktails und Swingmusik, in der das gelebte Leben geehrt wird. Was als unterdrücktes Kribbeln im Bauch beginnt, wird zu einer Kraft, die nicht mehr zu ignorieren ist. Das Schmunzeln des Erzählers ist dabei kein Akt der Respektlosigkeit, sondern eine tiefe Ehrerbietung gegenüber einem Bruder, der selbst ein schräger Vogel war.

Das Zwinkern zu den Zwillingen löst eine Kettenreaktion aus, die die gesamte Trauergemeinschaft erfasst. Einer nach dem anderen beginnt zu lächeln, zu prusten, zu lachen, bis sich die strenge Ordnung in wärmender Bewegung auflöst. Die Pinguine entdecken, dass sie nicht nur frieren, sondern auch tanzen müssen. Das Feuer breitet sich als belebende Kraft aus, die aus der Tiefe kommt und im Außen sichtbar wird. Humor öffnet das Herz, ohne die Schwere zu leugnen, und wirkt ansteckend auf die gesamte Gemeinschaft.

Am Ende stellt sich die Frage nach wahrer Pietät neu. Ist es das starre Befolgen von Konventionen oder der ehrliche Ausdruck dessen, wie der Verstorbene wirklich war? Der Text beantwortet diese Frage deutlich, dass ein pietätvoller Abschied der ist, der von Herzen kommt. Das Lachen am Grab durchbricht nicht die Ehrfurcht, sondern vollendet sie. In diesem Moment verschmelzen Trauer und Freude, Abschied und Feier, und die Tränen sind beides zugleich. Die Gemeinschaft umarmt sich, wärmt sich und in dieser Berührung lebt der Verstorbene weiter. Humor wird zur Medizin, die Spannungen löst und Nähe schafft. Es ist die Fähigkeit, den Tod zu sehen und zugleich zu lachen, zwei scheinbar gegensätzliche Welten zu verbinden. Ein pietätvoller Abschied ist nicht der erstarrte, sondern der lebendige.

## Parallelwelten

Dieser Text erforscht die Natur des Bewusstseins und die Durchlässigkeit dessen, was wir Identität nennen. Ein wanderndes Bewusstsein durchlebt fünf radikal unterschiedliche Existenzen und erwacht jeweils in einem neuen Körper mit vollständigen Erinnerungen und vertrauten Bewegungsabläufen. Der Küchengehilfe Patrick bewegt seine Hände routiniert über die Teller. Der Anwalt Wudrov durchschreitet kognitive Bahnen wie Sehenswürdigkeiten, seine tiefe Stimme resoniert durch den Gerichtssaal. Die Programmiererin Sonja verschmilzt mit Tastatur und Bildschirm zu einem technischen Tanz. Das Unfallopfer Herr Decker liegt bewegungsunfähig in seinem Schmerzkörper und ist gefangen zwischen physischem und seelischem Leiden. Die Großmutter schließlich strahlt wie ein kleines Kaminfeuer aus ihrem weichen Körper heraus. Jede dieser Parallelwelten repräsentiert eine andere Facette menschlicher Erfahrung.

Die Übergänge zwischen den Identitäten bilden die eigentliche Substanz der Geschichte. Das wiederholte Muster von „Dachte er sich. Dachte sie sich“ sind kleine Erwachensmomente, in denen sich das dahinterliegende Bewusstsein erst orientieren muss. Die Unfallszene fungiert als radikale Schwelle. In der absoluten Ohnmacht zerbricht jede Kontrolle; das tiefe schwarze Loch ist gleichzeitig Tod und Übergang. Danach erwacht das Bewusstsein in der Großmutter, in einem Körper, der dem Ende nahe ist und paradoxerweise am lebendigsten wirkt.

Die Essenz liegt in der Befreiung von der Tyrannei des festen Selbst. Der Enkel am Kaminfeuer formuliert mit kindlicher Weisheit, was die gesamte Erzählung durchzieht. Vielleicht ist er wirklich Feuerwehrmann und träumt, dass er noch ein Kind ist. Am liebsten würde er sich jeden Tag aussuchen können, wer er ist. Die Großmutter hat aufgehört, sich mit ihren Rollen zu identifizieren, und ist reine liebende Präsenz geworden. Ihre abschließenden Worte sind die eigentliche Botschaft. „Ich bin schon gespannt, wer du morgen sein wirst.“ Das Bewusstsein ist frei, ewig wandelnd und nicht an eine einzige Form gebunden. Der Tod ist nur ein weiterer Übergang zwischen den Parallelwelten des Seins.

## Der glückliche Mensch

Der Text entfaltet seine Provokation durch radikale Reduktion. Er verspricht eine Geschichte, verweigert sie jedoch, da Glück kein Narrativ, sondern ein jenseits von Erklärungen liegender Zustand ist. Die extreme Kürze wird so zur Form gewordenen Aussage über die Unmittelbarkeit authentischen Glücks. Das Wort „einfach“ trägt das ganze Gewicht. Es bedeutet sowohl „schlicht“ als auch „bloß“, ein Glück ohne Grund, ohne Leistung, ohne Berechtigung. Damit wird es zum revolutionären Akt in einer Welt, die das Glückliche pathologisiert und problematisiert.

Der Minimalismus liegt in der Verweigerung jeder Psychologie. Keine Vergangenheit, keine Zukunft, keine Bedingungen. Es existiert nur der nackte Zustand des Glücklichen, wodurch der Text unsere Erwartung demontiert, Glück müsse erarbeitet oder erklärt werden.

Bewahrt wird hier der Moment reinen Glücks, bevor das Denken ihn zerstört. Der Text offenbart die unbequeme Wahrheit, dass wir Glück durch Analyse zerlegen. Wahres Glück ist bedingungslos und braucht keine Geschichte, denn es ist die Geschichte selbst. Jede weitere Erklärung würde das, was in dieser vollkommenen Einfachheit liegt, zerstören. Der Mensch ist nicht glücklich wegen oder trotz, sondern einfach.

## Die Frage nach dem Sinn des Lebens

Diese Geschichte offenbart eine fundamentale Transformation, den Übergang von einem Leben im mentalen Gefängnis der Selbstbeobachtung zu einem unmittelbaren Erleben des Daseins. Der Mann hat sein Leben nicht gelebt, sondern es beobachtet, bewertet und hinterfragt. Jede Handlung wurde durch das Prisma der Sinnfrage gefiltert, wodurch sie ihre Lebendigkeit verlor. Der Protagonist hat jahrelang in einer Welt der Konzepte und Bewertungen, in einer Welt der Bilder gelebt. Das wirkliche Leben ist jedoch der Apfel, der vor Freude zerplatzt, wenn man hineinbeißt. Die Paradoxie, die ihn erlöst, zeigt ihm, dass der Verstand sich selbst gefangen hält. Es ist, als würde man versuchen, Wasser zu greifen. Je fester man zupackt, desto mehr rinnt es durch die Finger.

Das Bild des gestrandeten Delphins trifft den Kern seiner Existenz. Das Tier liegt am Strand und kann das Meer sehen, riechen und schmecken, ist aber nicht darin. Manchmal muss das Leben uns zwingen, loszulassen, wenn wir es nicht freiwillig können. In der Sterbeszene wird die tragikomische Absurdität vollends sichtbar. Ein ganzes Leben damit verbracht, zu grübeln, ob man richtig lebt, statt einfach zu leben. Das Lachen der Familie ist ein Akt der Vergebung für die zutiefst menschliche Tendenz, sich selbst im Weg zu stehen.

In der jenseitigen Spiegelkammer offenbart sich die ultimative Wahrheit. Die Frage nach dem Sinn kommt nur von einem selbst. Es gibt keine äußere Instanz, die ihn bewertet, sondern nur unendliche Reflexionen seines eigenen Geistes. Das finale Lachen ist Akzeptanz. Am Ende erkennt er, dass alles sinnvoll war, nicht weil es einem höheren Zweck diente, sondern weil es einfach war. Die Geschichte vollzieht eine Bewegung von der Spaltung zur Ganzheit, vom Denken über das Leben zum Leben selbst.

## Der Himmel

Diese Geschichte zeichnet eine tiefgreifende innere Reise nach, die weit über eine bloße Jenseitsvorstellung hinausgeht. Die anfängliche Freude über die Bestätigung alter Geschichten zeigt ein Ich, das noch an Vorstellungen festhält und Kategorien braucht. Doch mit der Zeit verlieren die einst so wichtigen Fragen ihre Dringlichkeit. Der Stammtisch ohne Sperrstunde löst die Angst vor der Endlichkeit und in den Begegnungen mit Familie und Freunden fallen die Rollen ab, die das Leben so kompliziert gemacht haben. Was bleibt, ist die reine Essenz von Verbundenheit, befreit von Zeit und der Last, jemand Bestimmtes sein zu müssen.

Die Begegnung mit der Frau transformiert sich vom Persönlichen zum Archetypischen. Dies ist keine sexuelle Fantasie, sondern die Erfahrung der Integration aller abgespaltenen Anteile. Die Dualität von männlich und weiblich, Symbol für alle Gegensatzpaare, löst sich auf. Der Ballon-Vergleich ist zentral, denn die Form ist nur eine temporäre Grenze, die eine künstliche Trennung zwischen Innen und Außen aufrechterhält. Wenn diese Grenze fällt, wird deutlich, dass es nie eine echte Trennung gab. Der Tropfen war immer schon Ozean. Das allmähliche Weißwerden des Bildes wird zu einer meditativen Reise in die Nichtdualität, in der alle Kontraste verschwimmen.

Mit dem Übergang ins weiße Licht endet jede Unterscheidung zwischen Himmel und Erde, Selbst und Anderem, Form und Formlosigkeit. Das weiße Licht, in dem alle Farben vereint sind, verweist auf das Paradoxon, dass Vollständigkeit alle Möglichkeiten enthält, ohne sich in ihnen zu verlieren. Die ironische Schlusspointe dekonstruiert sanft jede anthropomorphe Jenseitsvorstellung. Der Himmel war nie ein Ort, sondern immer schon der Zustand vollkommener Integration. Dies ist eine Geschichte über die Überwindung von Traumata, die Heilung aller Spaltungen und das Loslassen der Illusion von Getrenntheit. Es ist eine Reise nach Hause, nicht zu einem Ort, sondern zur ursprünglichen, ungeteilten Natur des Bewusstseins selbst.